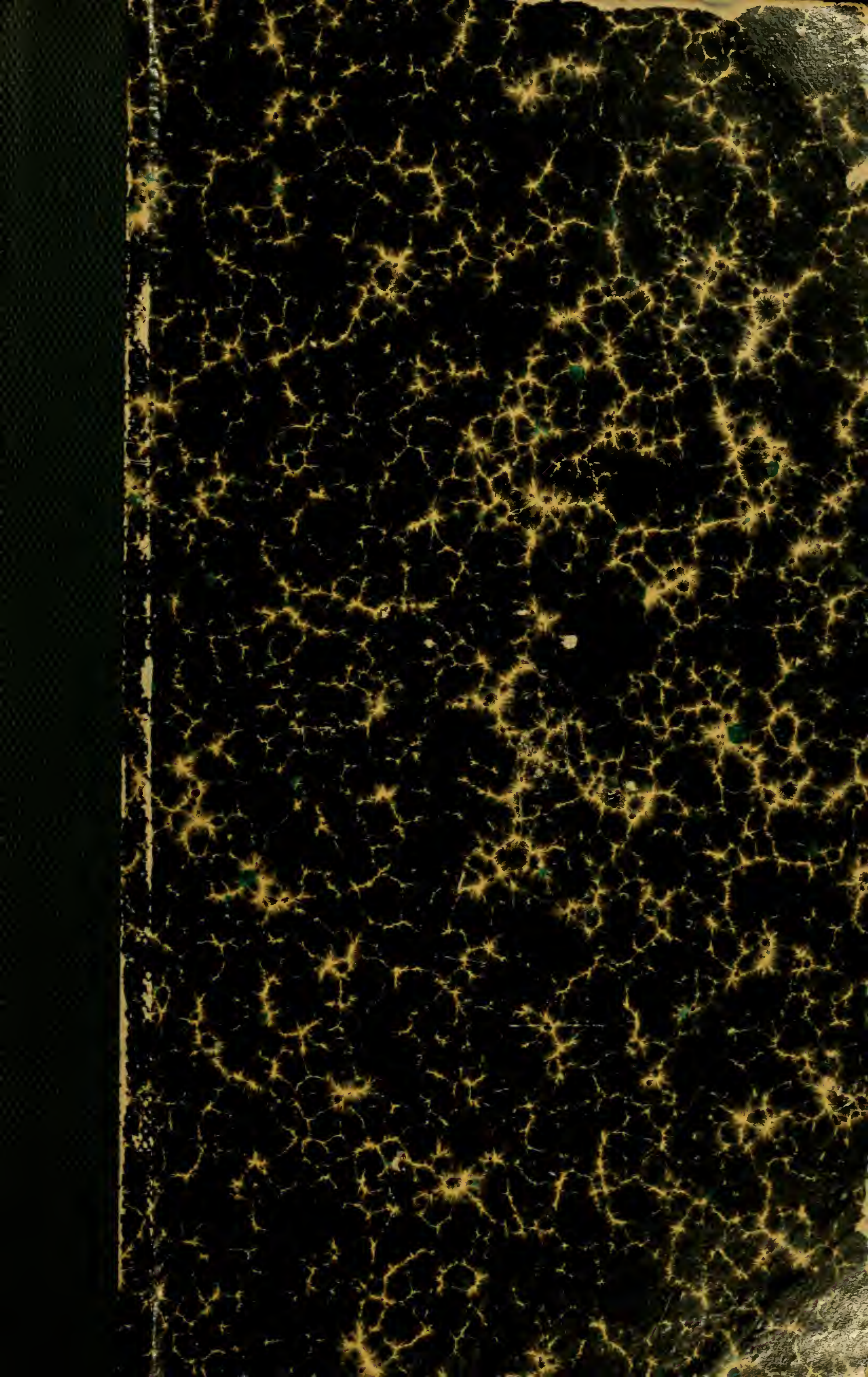
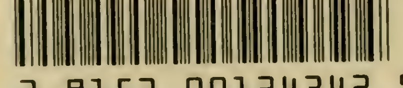






Kulturgeschichtliche Studien.

Kulturgeschichtliche Studien.

Bilder
aus
Mythe und Sage, Glaube und Brauch.

Dargestellt
von
Johannes Blochwitz.



Leipzig,
Verlag von Bernhard Schlicke
(Balthasar Elischer).
1882.

An den Leser.

Das bearbeitete Material ist teils zahlreichen wissenschaftlichen Spezialwerken entlehnt, teils aus vielen älteren und neueren Büchern und Zeitschriften seit einer Reihe von Jahren angesammelt worden. Es soll durch die folgenden möglichst abgerundeten und abgeschlossenen Bilder einem weiteren Leserkreise in populärer und gefälliger Form zugeführt werden. Ein Inhalt, wie die vorliegende Schrift ihn bietet, muß, um wahr zu sein, auf erwiesenen Thatsachen beruhen; Phantasterei und Erdichtung ist auszuschließen.

Dem gebildeten und denkenden Menschen gewährt es Interesse, bestimmten Anschauungen in den verschiedenen Zonen und Zeiten wieder zu begegnen. Manche scheinbar sinnlose Mythe und Sage löst sich auf natürliche Weise, mancher scheinbar unerklärliche Glaube und Brauch findet seine natürliche Begründung. Die Auffassung einer späteren Zeit wurzelt stets in der einer früheren; die Form ändert sich unter eigentümlichen Einflüssen wohl bis zur Unkenntlichkeit, das Wesen aber bleibt.

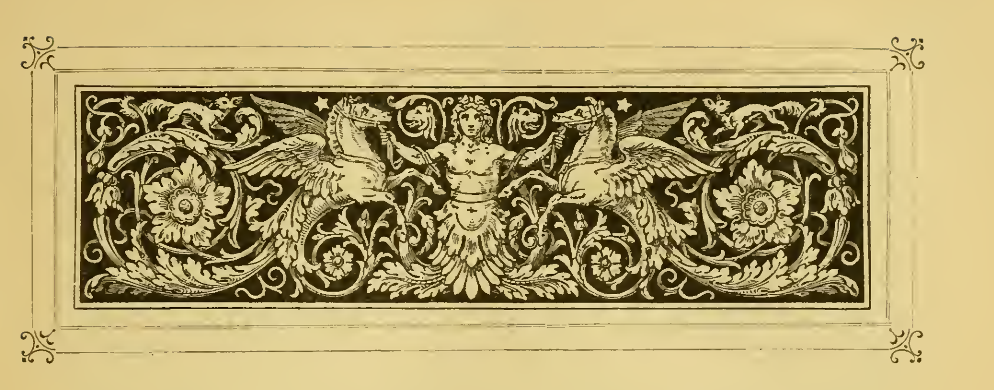
Unterzeichneter hat weiter nichts hinzuzufügen als dieselben Worte, die er schon im Vorwort seiner „Farbenspiele“ aussprach: „Die Absicht des Verfassers ging dahin, Zerstreutes in leichtübersichtlichen Zusammenhang, Unbekanntes zur Kenntnis, Halbbewußtes zu vollem Bewußtsein zu bringen und mancherlei Anregung zu weiteren „eigenen“ Beobachtungen zu geben.

Dresden, im Februar 1882.

Dr. Blochwitz.

Inhalt.





Wasser.

Pindar bezeichnet das Wasser als beste Gabe der Götter. — Eine völlig wasserlose Gegend gleicht einer Stätte des Todes; erst durch Gewässer erhält eine Landschaft Leben und Lieblichkeit. Nicht nur Mythe und Sage lassen alles Leben dem Wasser entspringen, sondern auch die ernste Forschung und Wissenschaft. Thales von Milet stellte Jahrhunderte vor Christo das Wasser als Urstoff aller Dinge dar; Descartes, der geistreiche Begründer der neueren Philosophie, beschäftigte sich eifrig mit Ursprung und Natur des Wassers; Schelling, der tiefsinnige Naturphilosoph des 19. Jahrhunderts, knüpfte Betrachtungen eigentümlichster Art an das Wasser des Karlsbader Sprudels. Bei allen Kulturvölkern des Orients und Occidents, älterer wie neuerer Zeit, findet sich übereinstimmend der Glaube an eine übernatürliche Kraft, an eine Art geistiger Natur des Wassers; Spuren der Verehrung haben sich offener oder versteckter bis in die Gegenwart erhalten. In Schottland und Irland giebt es Teiche, in welche das Volk noch jetzt Geldstücke wirft, gleichwie die Gälen von Wales bestimmten Quellen

Opfer bringen. Viele finnische und mongolische Volkschaften haben einen deutlichen Wasserkult bis in unsre Zeit bewahrt; die Baschkiren versammeln sich unter Gebeten und Opfern an ihrem heiligen See Ahuch. —

War es in erster Linie zweifellos der unausdenkbare Nutzen, welcher im Wasser mehr als bloße Materie vermuten ließ, so traten doch noch eine ganze Reihe von Erscheinungen hinzu, welche die Ahnung übernatürlicher Kraft zum Glauben an die Anwesenheit göttlicher Wesen, wenigstens in bestimmten Gewässern oder zu gewissen Zeiten, steigerten. Das geheimnisvolle Murmeln der Quelle, das mächtige Rauschen des Stromes, das Gebrüll der Brandung, das endlose Gewoge des Oceans; die vielgestaltigen Wassererscheinungen des Himmels, vom milden erquickenden Tau bis zur verderblichen Flut eines Wolkenbruches, waren eine eigentümliche Sprache der Natur, die dem Naturmenschen das Dasein einer Gottheit verkündete. Ja, jenes wunderbare Gefühl, welches uns in stillen Augenblicken an und auf grundlosen Gewässern nach der geheimnisvollen Tiefe zieht; jenes Gefühl, welches in Lenaus Seejungfrauen wie in Goethes Fischer so trefflich zum Ausdruck gelangt, mußte das Wasser mit unsichtbaren Mächten beleben.

Tiefewärts mit süßem Zwange
Zieht es mich
Mit geheimnisvollem Drange.

Überwältigend wirken donnernde Wasserfälle, deren Wassermassen das Erdreich weithin erzittern lassen, wie die des Niagara, „des Riesen unter den Katarakten“. An solchen Stellen dachte sich das gesamte Altertum die Wassergottheit besonders thätig, infolge dessen daselbst Opferstätten und berühmte Tempel entstanden; an den Katarakten des Nil das hochheilige Syene, an denen des Dniepr das altehrwürdige Kiew. Wie die Nilinseln Elephantine und Philä

noch Reste prächtiger Tempel zeigen, so waren auch die Dnieprinseln voller Heiligtümer, denn gerade inmitten heiliger Ströme und nahe den Wasserfällen gelegene Inseln eigneten sich zur Verehrung der Gottheit. — Während aber diese Gefälle sichtbar blieben, zogen Wirbel und Strudel Schiffe und Leute auf Nimmerwiedersehen in unergründliche Tiefe. Erfüllte jene Erscheinung das Gemüt mit ehrfurchtsvollem Staunen, so diese mit entsetzlichem Grauen. Die Charybdis im sicilianischen Meere wurde zur furchtbaren Tochter Neptuns, an die sich Mythen und Sagen voller Schrecken knüpften. Wer diesen unheimlichen Tiefen sich näherte, wurde das unrettbare Opfer derselben. Dies der Grundgedanke in Schillers Taucher wie in den Lurleysagen.

> Und der Mensch versuche die Götter nicht,
> Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
> Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Eine weitere Schreckensseite des Wassers boten verheerende Überschwemmungen, die sich in zahlreichen Sagen von plötzlich hervorbrechenden, Menschen und Herden verschlingenden Drachen wiederspiegeln und in der Sage von einer fast die ganze Schöpfung vernichtenden Sintflut, die zur Sündflut geworden, ihre höchste Steigerung erhielten. Fast all diesen Flutsagen ist übereinstimmend das rettende Schiff (die Arche) eigen und ein aus dem Wasser hervorragender Berg, d. i. der höchste der Gegend, in welchem die betreffende Sage lokalisiert war; bei den Indern der Meru, bei den Chaldäern der Ararat, bei den Hellenen der Parnassus.

Das periodische Steigen und Fallen und Schwinden bestimmter Quellen und Seen wurde unmittelbar auf die Wassergottheit zurückgeführt und auf bevorstehende Fruchtbarkeit oder Dürre bezogen. So bei dem Wenern- und

Wettersee Schwedens; so auch einst bei dem Bodensee, wie eine ganze Reihe von Andeutungen bezeugen. Mit dem gänzlichen Schwinden des bekannten Zirknitzer Sees verbindet das umwohnende Landvolk noch jetzt mancherlei Glauben. Thietmar von Merseburg giebt interessante Notizen über den Kult an einem kleinen Landsee in der Nähe von Lommatzsch. Quellen, welche periodisch gänzlich versiegen, führen geradezu den Namen Hunger- oder Zehrbrunnen, auch Teuerbrünnl, weil das Schwinden ihres Wassers Hungersnot und Teuerung, reichlicher Wassergehalt aber Fruchtbarkeit ankündet. So finden sich Hungerbrunnen bei Heiligenstein und Ingersheim im Elsaß, bei Hüselrieth im Hennebergschen, an der Straße von Eutin nach dem unweit gelegenen Oldenburg. An letzteren erinnert noch eine Vertiefung, die geradezu „Teure Zeit" heißt und woselbst noch Anfang dieses Jahrhunderts Getreidehändler am 1. Mai Erkundigungen einzogen. Ein Teuerbrünnl giebt es etwa eine halbe Stunde von Schweinfurt. In Weingegenden wurden bestimmte Quellen zur Weinernte in Beziehung gebracht; so das Weinbrünnl zu Wangen im Elsaß und der Geißbrunnen auf dem Schloßberge zu Freiburg im Breisgau. Ähnliche Bewandtnis hatte es mit verschiedenerorts vorkommenden Milchbrunnen, mit Fuchs- und Wolfsbrunnen, wie zu Schweinfurt und Heidelberg. — Dieses Steigen und Sinken des Wassers war mitunter so regelmäßig, daß es an bestimmte Monate, Tage, Stunden, ja selbst Minuten gebunden schien. Daher begegnen wir sogenannten März- und Maibrunnen. Die artesischen Brunnen von Lille korrespondieren genau mit der Ebbe und Flut des entfernten Meeres. Die plinianische Quelle am Comersee kommt und schwindet in Zwischenräumen von 2—3 Stunden. Die Quelle von Fonsanche im Departement Arriège vollzieht den regelmäßigen Kreislauf ihres Wechsels in 65 Minuten, indem

sie 10 Minuten steigt, 8 Minuten den höchsten Stand bewahrt, 31 Minuten sinkt und 16 Minuten gänzlich schwindet. Der Geiser von Atami, welcher göttliche Verehrung genoß, wiederholt den Wechsel des Fallens und Steigens in 24 Stunden genau sechsmal. Den gewaltigsten Naturvorgang dieser Art dürfte der Geiser auf Island bieten.

Heiße und dampfende Quellen, deren Wasser außerdem, wie man frühe erkannte, heilkräftig wirkte, riefen durchweg den Glauben an die Anwesenheit einer Gottheit hervor, weshalb alle Heilborne oder Heilbronnen zugleich heilig waren. Erregte das plötzliche Schwinden eines derartigen Gesundbrunnens, wie das der berühmten Teplitzer Therme, noch im 19. Jahrhundert allgemeines Aufsehen, wie viel mehr mußte eine derartige Erscheinung in früheren unaufgeklärten Zeiten wirken! — Erhöhtes Staunen erzeugte der periodische Temperaturwechsel einzelner Quellen, wie er schon an dem Sonnenquell (fons solis) der Oase Amuns beobachtet und als untrügliches Zeichen seiner Göttlichkeit aufgefaßt wurde. Nach Diodor und Arrian sollte er mittags kalt, um Mitternacht heiß sein. Dem Heilquell zu Pyrmont wurde bis hoch in das 16. Jahrhundert „göttliche Verehrung" erwiesen, wie ein obrigkeitliches Verbot vom Jahre 1556 bezeugt. — Ebenso veranlaßten Quellen von abweichendem und besonderem Geschmack, die zahlreichen Mineral- und Salzbrunnen, den Glauben an übernatürliche Einflüsse. Salzquellen und salzhaltige Gewässer sind überall und zu allen Zeiten mit göttlichen Wesen in Verbindung gebracht worden. Wunderbarerweise erscheinen sogar inmitten des salzigen Meeres Süßwasserquellen; im indischen Ocean, in der Straße von Yukatan, im Golf von Spezzia ꝛc.

Quellen von außerordentlicher Mächtigkeit galten als besonders lebhafte Äußerung der Gottheit. Die Timavo, Recca, Loiret werden fast unmittelbar nach dem Hervortritt

schiffbar. Die Sorgue bei Vaucluse liefert ganz unglaubliche Wassermassen. — Andere Gewässer, insbesondere Teiche und kleine Landseen, veranlaßten durch bodenlose Tiefe und fast ewig ruhigen Spiegel den Glauben an vorhandene Wassergeister. Der Kult der betreffenden Gottheit entsprach dann gewöhnlich dem Geheimnisvollen des Wassers selbst. In unergründlicher Tiefe wollte man in günstigen Augenblicken den Wassergeist, später untergegangene Schlösser und Kirchen, wohl auch den Gesang verzauberter Jungfrauen oder leises Glockengeläute wahrnehmen. Bewegte sich die Oberfläche solcher Gewässer einmal, so war dies ein sicheres Zeichen der emporkommenden Gottheit und der in solchen Augenblicken zweifellosen Heilkraft des Wassers, wie selbst die Schrift solches vom Teiche Bethesda berichtet.

Wo das Wohl und Wehe eines ganzen Landes und Volkes von einem Strome abhing, wurde derselbe erklärlicherweise zur gütigen und höchsten Gottheit; in Ägypten der Nil zum heiligen Nilus, in Indien der Ganges zur heiligen Ganga. Ich kann mich nicht enthalten, hier eine herrliche Stelle aus Pfannenschmid „Das Weihwasser" wiederzugeben: „Bei den Indern wurde der Ganges, in religiöser Verehrung als heilige Ganga, d. i. als Göttin der Reinheit, angeschaut und hochheilig gehalten. Sein reines, liebliches, süßes und sehr gesundes Wasser, das sich sogar ein ganzes Jahr frisch erhalten soll, wird hierzu natürliche Veranlassung gegeben haben. Diese Eigenschaften des Stromes und seine seit den ältesten Zeiten wahrgenommenen Wirkungen wurden von den Indern auf früher Entwickelungsstufe und ohne höhere Kenntnisse der Natur zunächst mythologisch aufgefaßt, religiös gedeutet und dann von den Brahmanen philosophisch weiter entwickelt, welcher Prozeß hier nicht näher dargelegt werden kann. Von seinen zahlreichen Quellen und Nebenflüssen bis zum Delta des Hauptstromes wird

seit alters der Ganges verehrt. Sein Wasser ist heiliges Wasser, es hat leiblich und geistig heilende und reinigende Kraft; in ihm zu baden, aus seinen Quellen zu trinken, wäscht rein von Sünden und erwirbt ein Verdienst für den Zustand nach dem Tode. Zahlreiche Brahmanendörfer, Tempel, Pagoden und oft große Wallfahrtsorte liegen an seinen Ufern, die, wo sie felsig sind, nicht selten aus Fels gehauene Götterbilder aufweisen. Jeden Morgen und Abend, bei Sonnen-Auf- und Untergang, sind seine Ufer mehrere hundert Meilen entlang von vielen Tausenden von Menschen belebt, voll betender Brahmanen und voll waschenden, sich entsühnenden Volkes von beiderlei Geschlecht. An den Festtagen des Vollmondes, also mehrere Male im Jahre, oder in größeren Jahrescyklen, namentlich zu unserer Osterzeit, strömen in mächtigen Wallfahrten oft Hunderttausende von frommen Pilgern aus allen Teilen Indiens zur heiligen Ganga, und viele Tausende derselben ziehen an allen heiligen Strömen und Nebenflüssen weiter aufwärts bis in die ödesten, furchtbarsten Gebirgsthäler und selbst bis zur Schneekette hinan. Gesunde wie Kranke suchen am Ganges in jedem Sinn Genesung. In indischen Gerichtshöfen wird das Gangeswasser benutzt, um darauf Eide zu schwören. Wenn der Inder das heilige Bad nimmt, ruft er die heiligen Flüsse im Gebet an. Nach dem Erwachen schlürft der Inder heiliges Wasser und spricht dabei ein Gebet, das mit den Worten schließt: Was immer für Sünden ich begangen habe, sie werden weit entfernt; ich opfre dies Wasser der Sonne, deren Licht mein Herz durchstrahlt; möge dies Opfer wirksam sein. Wie die erste Abwaschung der Neugeborenen mit heiligem Wasser aus dem Ganges geschieht, so wendet man dasselbe auch beim Tode der Hindus an. Wer nach indischem Glauben am Gestade des Ganges stirbt und vor seinem Tode von dessen heiligem Wasser trinkt, geht unmittelbar zu den

Göttern ein; von diesem Flusse entfernt Wohnende haben immer eine Flasche davon vorrätig, um in der Todesstunde damit versehen zu sein. Jene aber, die sich dieses Wasser nicht verschaffen können, haben den Glauben, daß auch anderes Wasser die Kraft habe, von den Sünden zu reinigen, wenn man dabei nur an den Ganges denkt und spricht: „der Ganges wasche mich“.

Die Dankbarkeit gebot die höchsten Opfer. Während aber am Ganges das Menschenopfer schließlich in Massenersäufung ausartete, begnügten sich Ägyptens Priester, bei beginnender Steigung des Nils unter großen Feierlichkeiten eine schöne reichgeschmückte Jungfrau in seinen Fluten zu versenken. Nichts war natürlicher, als daß die größten Heiligtümer, die gefeiertsten Wallfahrtsorte, die berühmtesten Wunderstätten an den Ufern der heiligen Ströme entstanden. Die hohen Feste solcher (Wasser-) Gottheiten fallen stets in Zeiten, in welchen die großen periodischen Veränderungen dieser Gewässer eintreten. Die Personen der hier einschlagenden Mythen sind nichts anderes als Personifizierungen jener Wandlungen. So ist der Osirismythus ebenso ein getreues Abbild der hauptsächlichsten Nilerscheinungen wie der Isismythus das der wesentlichen Bodenveränderungen. Osiris schläft, Isis dürstet; der Nil ist ausgetrocknet, Ägypten schmachtet nach Wasser. Isis ruft, die Kuh brüllt; das ganze Land schreit nach der Flut. Osiris erwacht, Isis jubelt; der Nil steigt, Dankfeste werden gefeiert. Typhon kommt, Osiris flieht; die Glut vertrocknet den Nil, sein Wasser schwindet. Typhon verfolgt die Isis; die Dürre vernichtet die Fruchtbarkeit. Horus, Osiri's Sohn, verjagt den Typhon; der junge, wiedersteigende Nil beendet die Dürre. Dies die einfache natürliche Basis der hundertgestaltigen Osiris-Isis-Horus-Typhonmythen. —

Wasser war die Vorbedingung der organischen Schöp-

fung; „und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser". Es sei nur an das schwimmende Weltei erinnert, aus dem bald das All hervorgeht, bald die höchste Gottheit, der Schöpfer selbst. „Wasser ist das Bild aller Erzeugung"; der Quell insbesondere das weiblicher Fruchtbarkeit. Born, die ältere und volkstümliche Form für Brunnen, hat mit gebären und geboren gleiche Wurzel, und noch heute spricht man gern von lebendigem Wasser. Die Stammmutter der Phönizier heißt An-obereth, d. i. wasserreicher Quell, die der Römer Rhea, d. i. Feuchte; die Nachkommen Jakobs entstehen nach Jes. 48, 1 aus dem Wasser Judas. Die indische Göttin Parwati war allein durch Wasser fruchtbar geworden, eine Art von Zeugung, der eine ganze Anzahl von Göttern das Dasein dankt. Die großen mythischen Religionsstifter, der chinesische Fo, der indische Buddha, der persische Zarathustra sind auf gleiche Weise gezeugt worden. Der auf dem Lotosblatte schwimmende Erlöser Krischna, der aus dem Wasser steigende Kulturbringer Oanes, der aus dem Schilfe gezogene Gesetzgeber Moses sind „aus Wasser geborene". Isaak, Jakob, Moses finden ihre Frauen an Brunnen; Rebekka ist geradezu nach dem Brunnen benannt; der Hagar wird am Brunnen ein Sohn, dem Isaak an einem solchen aber überhaupt eine zahlreiche Nachkommenschaft verheißen. — Ymir, der aus Wasser geborene Urvater der Riesen, bezeichnet „die erste Belebung der elementaren Gewalt". Neptun ist das personifizierte Meer, weshalb sich auch große Seehelden, wie Demetrius Poliorcetes, Sextus Pompejus, Vipsanius Agrippa 2c. auf Münzen gern als Neptun darstellen ließen. Es ist gleich, ob das Wasser den Gott geboren, oder ob ein Gott aus irgendwelcher Veranlassung einen Quell hervorbrachte, der eben dadurch zum heiligen wurde, wie der Brunnen zu Athen, den Poseidon mit seinem Dreizack geschlagen; der zu Ancyra, den Midas den Phrygiern gab; die Egeriaquelle

zu Rom, aus welcher die Vestalinnen schöpften; die Quelle Siloah, aus welcher das Tempelwasser für den Jehovahdienst genommen wurde; die arkadische Quelle, die Rhea mit einem Stabe hervorbrachte, wie Moses die seinige in der Wüste; die Quelle, welche Baldr für sein verschmachtendes Heer zu Roskilde schuf, gleich der, die Karl der Große, d. i. Wodan, für das seine in Hessen fand. Gottheit und Wasser sind identisch; der Name des Wassers stimmt mit dem der Gottheit in zahllosen Fällen überein. Wie der mythische Mimrsbrunnen unter der Weltesche, so erinnert der Mimlingbach im Odenwalde, Mimileba (Memleben) an der sagenreichen Unstrut, die zahlreichen Miml- oder Mummelseeen Deutschlands noch jetzt an den alten Wassergott Mimir. Wir sprechen mit Vorliebe von einem Vater Rhein und einer jungfräulichen Mosel, die beide neuerdings das Nationaldenkmal auf dem Niederwalde so charakteristisch zur Darstellung gebracht. Sagt doch noch der treffliche Scheffel in seinem Trompeter von Säckingen von diesem ewig jungen Vater Rhein:

„Ja der Rhein, — er ist ein schöner
Junger Mann, er ist durchaus kein
Geographischer Begriff nur, —
Der erbarmte sich jung Werners,
Rauschend stieg er aus den Fluten,
Einen Schilfkranz in den Locken,
Einen Schilfstab in der Rechten."

Und daß dieser Rhein, einst Kelten und Germanen heilig, es auch den Römern gewesen, beweist die Inschrift: Flum. Rhen pro salute Q. Spici Crn, d. i. Dem Flusse Rhein zum Heile des Quintus Sulpicius Carinus; und daß er's lang geblieben, bekundet Petrarkas Nachricht aus dem 14. Jahrhundert, nach welcher die Kölner Frauen und Mädchen in der Johannisnacht bekränzt in seinen Fluten badeten.

Zu diesen hohen und niederen Wassergöttern gesellte sich allmählich ein Heer von Wassermännern und Meerweibern, Flußvätern und Stromkerlen, Nixen und Nymphen, Najaden und Holden, Disen und Idisen, Meerminnen und Meerkindern, Wasser- und Schwanjungfrauen, Meerwundern und weißen Schlangen. Die männlichen Nixen stellte man sich gewöhnlich alt, häßlich, tückisch vor; die weiblichen fast durchweg von bezaubernder Schönheit und verlockender Stimme. Erstere stellen die schädlichen, letztere die nützlichen Wirkungen des Wassers dar. Der Glaube an solche Wesen war ganz allgemein und spielt in Tausenden von Volkssagen. Ein fürstlich hechingensches Dekret sichert noch 1525 für jede eingefangene Nixe 5 fl. zu. Starkausgeprägte sinnliche Liebe kennzeichnet sie; in zahllosen Variationen begegnet man ihrer Buhlschaft mit Menschen. Auffallend reich an Nixensagen ist die thüringische Saale mit ihren Nebenflüssen, insbesondere Elster und Unstrut. Daß man in Nixenflüsse und Mummelseen keine Steine werfen dürfe, weil sonst der Wassergeist gestört und zur Rache gereizt werde, ist eine Anschauung, die sich bei Kelten, Germanen und Slaven übereinstimmend findet; die am Pilatussee der Schweiz ebenso lokalisiert ist wie am Camarinasee Siciliens. Russen werfen nach glücklicher Überfahrt häufig eine kleine Münze in das betreffende Gewässer. In Böhmen werden die Kinder jetzt noch vielerorts angehalten, nichts in die Brunnen zu werfen, weil das Auge Gottes drin sei. In christlicher Zeit wurde dreimalige Bekreuzigung vor jeder Berührung mit Nixgewässern empfohlen. Nach dem Volksglauben wollten derartige Gewässer, d. i. die innewohnenden Geister, jährlich, wohl an bestimmten Tagen, ihr Opfer haben; am Johannistage, dem alten Sommersonnenwendfeste, der Neckar, die Elster, Saale, Unstrut, Bode, Elbe, Spree, Oder, Donau. Von der Lahn ging der Glaube, daß mittags 12 Uhr mit-

unter eine große Welle aufrausche, zum Zeichen, daß sie ein Opfer verlange, d. h. daß bald ein Mensch ertrinken werde. In die Bode und einige elsaßische Flüsse warf man jährlich ein schwarzes Huhn; sank es unter, so wähnte man, daß es der Geist statt eines Menschen angenommen. Ein Bauer fand einmal in der Wohnung eines Nix die Seelen der Opfer unter umgestürzten Töpfen. Diese Menschenopfer fordernden Nixe sind die durch jene Gewässer meist jährlich herbeigeführten Überschwemmungen. Selbst reiche Schätze erscheinen als Opfer; so der Nibelungenhort, der in den Fluten des Rheins versenkt ward. Der alte König von Thule warf vor seinem Tode sein teuerstes Kleinod, einen goldenen Becher, in die Wogen. Polykrates weihte dem verhängnisvollen Meere seinen Ring. Die Dogen Venedigs vermählten sich jährlich unter glänzenden Festlichkeiten durch Versenkung eines goldenen Ringes der Adria.

Eine hervorragende Verehrung mußte naturgemäß den Quellen zu teil werden, da deren Wasser unmittelbar und ungetrübt dem geheimnisvollen Schoße der Mutter Erde entsprang. War der Fluß eine Gottheit, so der Quell das Haupt derselben, das caput fluvii, das althochdeutsche Brunhoubit. Quellen segensreicher Gewässer blieben nie ohne Heiligtümer. Über der Gangesquelle war der Tempel Bhaizawa erbaut, zu dem jeder Brahmane mindestens einmal in seinem Leben wallfahrtete, um ein Bad der Entsündigung zu nehmen. Bei den Parsen wurden die Quellen größerer Flüsse durch Inschriften ausgezeichnet und noch Xerxes ließ auf seinen Zügen reichen und schönen Brunnen Denksteine errichten. An den Fontinalien der Römer wurden alle Brunnenhäuser bekränzt und alle Quellen mit Blumenspenden bedacht. Diese Brunnenschmückung an den Festen der Wassergottheiten findet sich ebenso allgemein als die Versenkung von Dankopfern. Später hat sich sogar die

Kirche teilweise an diesen Brunnenfesten beteiligt, wie in Lähnberg bei Weilburg. Die Bekränzung der Schutzpatrone der Gewässer, die jetzt bei anhaltender Dürre noch überall in katholischen Ländern vorkommt, ist nichts als heidnischer Brauch in christlicher Form. Die Opfer bestanden, der Natur und dem Zweck des Wassers entsprechend, hauptsächlich in Kräutern und Früchten, in Wein, Öl, Obst, Getreide; in dem, was die Gegend als segensreichstes Naturprodukt erzeugte. In die Cheesewell auf dem Minch-muir in Schottland warf man sogar Käse, weil die Käsereien dem Hochlande den größten Gewinn brachten. Die Ägypter weihten dem Nil Fruchtgarben, die Griechen den Quellen Kränze, die Römer wohl auch goldene Münzen und Schmucksachen, deren man noch vereinzelt in alten Heilbrunnen findet. Pferde als Wasseropfer werden ausdrücklich bei den Alemannen erwähnt. Ostjaken und Samojeden bringen dem Strome Obi jährlich Renntiere dar. Bei besonderen Familienereignissen, als Geburtstagen, Hochzeiten, Gutsübernahmen u. dergl., versäumte man nie, in den Hausbrunnen kleine Opfer zu werfen, was noch jetzt vielfach die neue Hausfrau bei den Esthen thut. In czechischen Distrikten Böhmens bringt man dem Hausbrunnen am Weihnachtsheiligenabend von jeder Speise etwas, damit er im folgenden Jahre nicht versiege. Wie im Altertume heilige Bäume neben heiligen Quellen an Festen mit Lichtern versehen wurden, so werden im Elsaß vereinzelt noch gegenwärtig die Christbäume am Gemeindebrunnen von jungen Mädchen geschmückt.

Infolge der unmittelbaren Berührung mit der innewohnenden Gottheit wurden diese Quellen zu Heil- und Heils-Brunnen zugleich. Gerade diese Doppelwirkung, durch welche der Körper von Krankheit, die Seele von Sünde befreit wurde, bezeichnet das altdeutsche heilawâc, heilwâc, mit ganz besonderer Betonung der letzteren Wirkung; weit

und breit um Heilbronn fand und findet sich keine einzige Heilquelle im medizinischen Sinne. Hier nur einige Beispiele aus dem volkstümlichen und sagenreichen Elsaß. Zu Durstel nennt man das um Mitternacht in der Neujahrsnacht geschöpfte Wasser, das viel Segen bringt und im Hause aufbewahrt wird, jetzt noch „Heilwag“. Eine ganze Anzahl ehemals heiliger Quellen, aus denen wirksames Osterwasser geschöpft wird, heißen noch „Heilebrunn“. Dorf Oberbrunn am Bickelstein führt seinen Namen nach dem gleichnamigen Brunnen, mit dessen Wasser der ganze Ort wäscht. Das Wasser des nahegelegenen Heilebrunn gilt allgemein als Gesundwasser. Im Dorfe „Heilig Kreuz“, dessen Name bezeichnend genug ist, wurde Wasser aus einem bestimmten Brunnen bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts von Lehrer und Chorknaben von Haus zu Haus getragen und die Leute besprengt, wobei man sagte:

Heiliwog,
Gottesgob,
Glück ins Hus,
Unglück drus!

Alle die Gewässer und die an solchen gelegenen Ortschaften, deren Namen mit „heilig“ zusammengesetzt sind, als Heiligenwasser, Heiligensee, Heiligenbrunn, Heilbron oder Heilborn ꝛc., weisen auf einst heiliges Wasser. Manche Namen haben das „heilig“ oder „born“ abgestoßen; Brunnen in der Schweiz, wo 1315 nach der Morgartner Schlacht der alte Bund feierlich erneuert wurde; Borna, in dessen Nähe das Kloster Pegau entstand; Magdeburg, einst Magdeborn, wo Otto I. ein berühmtes Erzbistum gründete. Dem deutschen „heilig“ entspricht das finnische „pyha“, das sich in vielen Quell-, Fluß- und Seenamen findet, da die Finnen in seltener Weise dem Wasserkult ergeben waren. Hierher

gehört auch der altdeutsche wyborn, der nachmals zum christlichen Weihbrunnen wurde. Ebenso waren all jene Wasser heilig, in deren Benennung sich die Namen alter Götter erhalten haben; die zahlreichen Baldrsquellen, besonders in der Eifel und Rheinpfalz; die denselben identischen Pholsbrunnen, als der Phulsborn bei Apolda, ein Falsborn auf dem Steigerwalde, ein Volenbrunn unweit Reutlingen; die vielen Gudens- oder Wodens-, d. i. Wodansbrunnen. Die einst der Holda geweihten Brunnen, an die sich später überall die Sage von ein, zwei oder drei weißen oder verzauberten Jungfrauen knüpfte, wurden großenteils zu Marienbrunnen; vereinzelt gar zu Jungfernlöchern, wie bei Gröningen, bei Löbejün in der Mark 2c.

Die alten Namen sind vielfach nach der Christianisierung durch die Namen christlicher Missionare und Heiligen verdrängt worden. So entstanden die verschiedenen Willibaldsquellen; so wurde die Thirsewaldquelle auf Seeland zum St. Helenenbrunnen, die Fosetisquelle auf Helgoland zur Willibrordsquelle. Die Heilkraft eines Brunnen am Wellenberge bei Itzehoe wurde nachmals dem heiligen Ansgar zugeschrieben, die eines solchen bei Ratzeburg dem Bischof Isfried. Hier ist der sogenannten Dunder- oder Donnerlöcher zu gedenken, die sich durch ganz Deutschland finden und die einst Thor mit seinem Hammer (Donnerkeil) geschlagen haben sollte; ebenso der zahlreichen „Wunderbrunnen“ oder „goldnen Brünnele“. Insbesondere aber sind jene zahlreichen Quellen zu erwähnen, deren Ursprung dem Hufschlage der Götterrosse zugeschrieben ward. Schon das Roß selbst tritt überall zum Wasser in die engste Beziehung. Sanskritisch açwa, persisch asp, griechisch ἵππος, römisch epus und equus und aqua sind gleicher Wurzel. Poseidon, der Schöpfer des Wassers, war zugleich Schöpfer des Rosses. Die Rosse Neptuns sind die Wellen. In der nordischen Dichtung begegnen wir überall „schaummähnigen

Wellenrossen", im Märchen Tausendundeine Nacht „wasserentstiegenen Rossen". Die Hochschotten kennen einen roßgestaltigen Wassergeist. Deshalb gab man (wie auch Rubens) diesen Wasserrossen einen Fischhinterleib und statt der Vorderfüße Flossen. Poseidon zeugt mit Demeter das Roß Arion und mit Medusa den Pegasus. Neptun schlägt mit seinem Dreizack ein Roß aus dem Felsen (weshalb er Neptunus equestris hieß), wie Janus, Rhea Pessinuntia und Moses mit ihren Stäben Wasser, wie Bachus mit dem Thyrsus Wein. Der indische Kultus kannte mehrere Roßquellen; den Griechen hatte Pegasus die helikanische Quelle geschlagen, den Germanen Wodans Roß so manchen Born aus dem Boden gestampft; später Karls des Großen Schimmel die heißen Quellen von Aachen und den Elisborn in Westfalen.

„Still steht und scharrt sein Roß auf der Stell':
Aus dem Felsen entspringt dem Huf ein Quell."

Die christliche Legende griff auch hier ein und ließ Quellen durch Rosse da schlagen, wo christliche Heilige tauften oder bluteten; so die Bonifacius-Quelle bei der gleichnamigen Kirche zu Heidelberg, die zu Heilsberg in Thüringen, zu der noch spät ausgedehnte Wallfahrten stattfanden und an die noch ein Hufeisen an der Kirchthür erinnert. Während eines Krieges gegen die Friesen stieß Graf Arnold III. von Holland seine Lanze in die Erde, während der Belagerung von Goulette in den Niederlanden hob Kaiser Karl V. andächtig ein kleines Kreuz vom Boden auf, — und hier wie dort sprudelte alsbald eine Quelle hervor! — Da die Kirche den alten Glauben und Kult nicht zu unterdrücken vermochte, mußte sie sich notgedrungen dem Herkömmlichen so viel als möglich anschließen. Sie nahm den alten Glauben und seinen Gegenstand und „drückte ihm eine höhere christliche Weihe auf", indem sie bei und über alten heiligen

Quellen Kirchen und Kapellen erbaute und die Quellen in christliche Weih- und Taufbecken umwandelte; indem sie Klöster in ihrer Nähe errichtete und durch Gebet, Bekreuzigung, Reliquienversenkung rc. das heidnische Alte aufhob und ein christliches Neues an seine Stelle setzte, und so gleichsam eine Art Transsubstantiation vornahm. Schon das gesamte Altertum hat heilige Quellen in Tempeln aufzuweisen. Der Salomonische Tempel stand an einem Quell, dem Birr-Arruoch oder Seelenbrunnen, der einst das sogenannte eherne Meer füllte. Die Quelle des Oropos bei Nikopolis in Epirus findet sich jetzt inmitten der christlichen Kirche des Dorfes Hagios Georgios. In der großen Moschee zu Mekka sprudelte der heilige Zemzem oder Lebensbrunnen. Solch alte heidnisch-heilige Quellen sind beispielsweise: die Bernhardsquelle in der Krypta der St. Michaeliskirche zu Hildesheim (einst eine Wodansquelle, da Michael an Stelle dieses Gottes trat), die Quelle in der Krypta der Peterpaulskirche zu Görlitz und in der des Domes zu Pierrefond (die das Wechselfieber heilt), die Quellen in den Domen zu Paderborn, Regensburg, Straßburg, der Burkhardtsbrunnen in der Kirche zu Beinwyl, der Brunnen in der Kunibertskirche in Köln rc.

„Wo er gestorben und gelebt,
Das Kloster Einsiedeln sich erhebt,
Für fromme Pilger eine Wunderquelle
Quillt dort in St. Meinrads Kapelle."

Unter der Felixkapelle zu Marling bei Meran findet sich ein tiefer Brunnen, dessen Wasser gegen allerlei Übel helfen soll. Bei dem Dreischwesterbrunnen auf dem Rigi entstand eine Marienkapelle, neben einer gefeierten Quelle auf dem Heinzenberge im Zillerthale die Mariaratskapelle, an den Heilquellen zu Aachen die Marienkirche Karls d. Großen.

Von dem alten Siebenröhrenbrunnen zu Heilbronn kam die eine Quelle unter die dortige Kilianskirche, eine andere unter die Kirche des deutschen Hauses. Das größte Interesse aber dürften fünf heidnisch-heilige Quellen des Odenwaldes bieten, die sämtlich in christliche Kirchen übergingen, nämlich in die St. Leonhardtskapelle, in die Kirchen zu Schöllenbach, Hesselbach, Neunkirchen, Amorbach. Orte und Klöster wie Wessobrunn, Reinhardtsbrunn, Maulbronn, Heilbronn, Paderborn, Bell-Fontaine, Chambre-Fontaine, Claire-Fontaine, Fontdouce, Bon-aigue (bona aqua) rc. bekunden schon durch ihre Namen die alte Bedeutung. Teilweise erinnern an den einstigen Brunnenkult harmlose Volksfeste: das Brunnenfest zu Poppenrode bei Mühlhausen in Thüringen, das Johannisfest am Bonifaciusbrunnen zu Schöten bei Apolda (wo bis 1770 eine uralte Linde stand), „der Milchtanz zu Klein-Geschwenda" unweit Leutenberg im Schwarzburgschen rc. Anderen heiligen Brunnen erging es übel, indem an sie allerlei Spuk und Teufelszeug verlegt wurde. So sollten allein im Odenwalde Hexentänze stattfinden am Pfaffen-, Demers-, Reuter-, Ühleins-, Rossen-, Zigeuner-, Röllbacherbrünnlein.

Eine ebenso hervorragende als eigentümliche Stellung nahmen die sogenannten Jung-, Lebens-, Wunder- und Queckbrunnen (althochdeutsch quecprunno) ein, die sich im Bewußtsein aller Kulturvölker finden und in Mythe und Märchen eine ungewöhnliche Bedeutung erlangten und behaupteten. Zweierlei war ihnen eigen: Unversiegbarkeit und neubelebende Kraft, wodurch sie ein Abbild göttlicher Ewigkeit und ewiger Verjüngung wurden. Die Vorstellung von einem Weltbaume und seinen Quellen wurde auch für diese Brunnen maßgebend. Ist nun auch erwiesen, daß unter Baum wie Brunnen ursprünglich Wolken zu verstehen waren, vgl. p. 66, so hatte sich doch frühe die Vorstellung von wirklichen Brunnen allgemein gebildet und festgesetzt. Wie

Griechenlands Götter sich durch Nektargenuß ewig jung erhalten, so Germaniens Götter durch fortgesetzten Trunk aus dem Urdsbrunnen, der allerdings auch zu einem Gefäß wird, aus dem Met oder goldener Wein fließen oder goldene Perlen tropfen. — Die indische Sukanya (identisch der griechischen Kore, der germanischen Holde) ließ ihren alternden Gemahl Cyawana in einen See steigen, aus dem man mit dem Alter, das man sich wünschte, wieder herauskam. Die im Parthenion badende Juno wird wieder zur Jungfrau. Rauchelſ', die ihre Haut in einen Jungbrunnen taucht, verwandelt sich in die schöne Sigeminne. Wir haben in diesen Mythen die Natur vor uns, die, welk geworden, nach einem Regen oder Wolkenbade wieder jungfräulich frisch erscheint. Selbst das Geschlecht verändert sich in solchem Brunnen, wie die hellenischen Mythen von Salmacis und Cänis berichten, wie noch das deutsche Mittelalter glaubte. Medea kocht für ihren alten Vater Jason mit Wasser aus dem Paradiese und die Königstochter von Muntserat für ihren sterbenden Vater mit Wasser aus dem Brunnen des Lebens.

„Und wer des Brünnleins trinket,
Der jungt und wird nicht alt.“

Nach einer Volkssage verhinderte der Ahnherr der Grafen von Regenstein durch fortgesetztes Trinken aus dem Burgbrunnen das Aussterben seines Geschlechtes; eine Sage, welche zugleich die Wechselwirkung zwischen Regen (Wolke) und Brunnen ausspricht. Nach einem dänischen Volksliede warf die Königin, deren Mann einen Altgrafen in Stücke zerhauen, die letzteren in den Udarbrunnen zu Mariboe auf Laaland, aus dem der Held neugeboren hervorging. Ebenso sollten unschuldig Ermordete in solchen Brunnen wieder ins Leben zurückkehren; eine Anschauung, die selbst die christliche Kirche in einigen Legenden für mehrere ihrer

Märtyrer nicht verschmäht hat. Sogar zerbrochene Heldenschwerter sollten aus bestimmten Brunnen, z. B. aus dem zu Karnant, wieder ganz hervorgehen, was sich wohl daraus erklärt, daß das Schwert für den Helden selbst stand.

Ließ man Lebendiges überhaupt gern aus Wasser hervorgehen, so lag es nahe, auch neugeborene Kinder aus demselben kommen zu lassen, insbesondere aus Brunnen, die man, da Holda als Schöpferin der Kinder galt, „Holdebrunnen“ nannte und denen sich die zahlreichen Hollen-, Kinder- oder Jungteiche anschließen. Nach der Christianisierung wurden ihrer ebenfalls viele zu Marienbrunnen und Marienseen. Dieser Glaube über die Herkunft der Kinder ist noch nicht erloschen. Einige unserer gemütvollsten Kinderlieder, als „Die Mutter Gottes thut Wasser tragen“, „Am goldenen Brünnel sitzt a holdige Frau“, sprechen ihn in lieblicher Weise aus. Hier sei nur erinnert an die Kinderbrunnen zu Zürich (unweit der Liebfrauenkirche), Nürnberg, Darmstadt (auch Milch- und Dreibrunnen genannt), auf dem Rammelsberge bei Goslar; an den Knäbleinsborn in Frankfurt a. M. (am Frauenthore), Kinderpfuhl bei Grabenstein in Hessen, Kindergut mit einem Teiche bei Brügge, zwei Gödebrunnen zu Braunschweig (Göde = Plural von Gode, Wode, Wodan), Gütchenteich bei Halle rc. Im Oldenburgschen und Ostfriesland läßt man die Kinder aus den Mooren holen. In Flensburg fischten sie die Mütter aus dem Brunnen auf dem Habermarkte, wobei sie sich erkälteten, so daß sie das Bett hüten mußten. Gewöhnlich bringt die Kinder der Storch, mitunter die Hebamme, vereinzelt der Pfarrer. In Wimpfen heißt noch ein Brunnen der Storchbrunnen. Nach einem friesischen Volksliede kann sich der Storch in einen Menschen, der Mensch in einen Storch verwandeln. Auf den Brunnenhäusern solcher Quellen sieht man zuweilen jetzt noch einen Storch mit Wickelkindern im

Schnabel; so auf dem Queckbrunnen zu Dresden, über dem vormals sogar eine Marienkirche stand. Wenn man im Vorarlbergschen die Kinder von St. Niklas bringen läßt, so ist wohl im Laufe der Zeit dieser Heilige an Stelle des Nix getreten, der wie jener vom Volke Nickel genannt wird. Natürlich erscheint der Glaube, daß Frauen durch einen Trunk aus oder ein Bad in solchen Brunnen fruchtbar würden.

Schon frühe wurde das irdische Quellwasser zu dem himmlischen Regenwasser in Beziehung gebracht. So glaubte man mit Hilfe des ersteren bei anhaltender Dürre letzteres erzwingen zu können, was zu einer Art Regenzauber führte; ein Glaube und Brauch, der schon aus einigen Sprüchen des Vendidat erhellt und bis in die Gegenwart reicht. Wie bei den Eleusinien am letzten Tage die Zeremonie des Wassergießens erfolgte, so fand beim Laubhüttenfeste der Juden am letzten Tage die große Wasserschöpfung aus der Quelle Siloah statt, womit vorschriftmäßige Gebete um Regen verbunden waren. An diesen Brauch knüpft sowohl die Weissagung Jes. 12, 3 an: „Und ihr werdet schöpfen Wasser in Freude aus dem Brunnen des Heils", als das Wort Jesu selbst Joh. 7, 37 und 38: „Wer dürstet, komme zu mir und trinke. Wer an mich glaubt, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen". Die christlichen Regenspender wurden Maria und Elias, für welche eine ganze Anzahl von Regen- und Gebetsformeln existieren. In heidnischer Zeit wurden zur Herbeiführung von Regen Zweige von heiligen Bäumen oder bestimmte Pflanzen in heilige Brunnen getaucht und die verdorrenden Felder vorschriftsmäßig besprengt. Die Kelten bedienten sich dazu bis in das 4. Jahrhundert ganz allgemein des Bilsenkrautes. Die Kirche schloß sich auch hier dem Herkömmlichen an. Der den Kelten zu Regenzauber bedeutsame Brunnen Barandon im Walde Brezibande wurde schließlich auch von der Kirche

als wunderthätig anerkannt, nachdem ihn christliche Prozessionen und Gebete geweiht und ein christlicher Priester seine Beine kreuzweise in denselben gehalten! Dem in dieser Hinsicht wichtigen Wundersee auf dem Berge Helanus im jetzigen Departement Lozère wurde nach Gregor von Tours die verlorengegangene Kraft durch eine hineingeworfene christliche Reliquie wiederverliehen. An derartige Berichte erinnert lebhaft jener spätere Volksglaube, nach welchem am Dreifaltigkeitstage während Absingung der Präfation viele Quellen aufwallen. Ganz besondere Kraft schrieb man dem am Dreikönigstage, dem alten Tauftage, kirchlich geweihten Wasser zu, mit dem man die Fluren besprengte, um sie fruchtbar zu machen. Die Sprengbüschel selbst steckte man an langen Stangen in die Felder, um Hexen und Ungewitter abzuhalten. Papst Innocenz führt in zwei Bullen, 1317 und 1327, bittre Klage über die furchtbaren Schäden, welche Hexen und Zauberer durch schlechtes Wetter den Feldern und Weinbergen zufügten, wogegen er Flurgänge anordnet. Ja am 24. Juni, diesem alten heidnisch-hochheiligen Tage, wurde weitverbreitet nur kurz Avemaria geläutet, weil man glaubte, daß währenddem die Hexen Giftkräuter zum Wettermachen und anderem Zauber pflückten. Wie die sogenannten Wettermacher schlechtes Wetter herbeiführten, so sollten die sogenannten Regenmädchen fruchtbaren Regen nach langer Trockenheit sichern. Ein Mädchen, nackt, ganz in grüne Reiser (und Blumen) gehüllt, wurde durch das Dorf geführt und an jedem Gehöfte vom Bauer mit einem Kübel Wasser übergossen. Das grüne Mädchen stellte die Fluren dar, auf welche der Himmel nun endlich Regen herabsenden müsse. Nachdem mit der Zeit das Verständnis für diese Auffassung geschwunden, artete der Brauch verschiedenerorts dahin aus, daß die Bursche jedes Mädchen, dessen sie am 1. Mai habhaft wurden, mit Wasser begossen oder in einen Bach

führten. — Dieselbe Bewandtnis hat es mit dem sogenanten Regenvogel, der in Süddeutschland üblich war. Der Hirt, welcher am Pfingstmontage zuletzt austrieb, wurde in den Wald geführt, mit grünen Zweigen umwickelt, nach dem Dorfe zurückgebracht und schließlich ins Wasser geworfen. Auch der sogenannte Johannisengel, ein kleines Mädchen, das man am Johannisfeste mit Blumen schmückte, vor ein Wassergefäß stellte und umtanzte, weist auf solchen Regenzauber zurück. Wurde Tau und Regen als einer erquickenden reinen Himmelsgabe an sich schon besondere Kraft zugeschrieben, so dem, der zu bestimmten Zeiten fiel, eine erhöhte Wirkung. In dieser Hinsicht tritt besonders der Walpurgis- und Pfingst-, untergeordneter der Oster- und Johannistag hervor, zu welchen Zeiten sonst das Tauwaschen- und -wälzen allgemein gebräuchlich war. Selbst Götter verschmähten nicht Taubäder, sich jung zu erhalten. Der Glaube an schönmachende und verjüngende Kraft des Märzschnees ist selbst in gebildeten Kreisen noch nicht geschwunden und das Schöpfen des Osterwassers wird aus gleichem Grunde unter mancherlei Formen noch allenthalben betrieben. In Schottland geht man am 1. Mai Tau sammeln (selbst in der Nähe der Hauptstadt nach dem Arthurs seat). In Mecklenburg, in der Ukermark und Priegnitz nennt man den am 1. Pfingstmorgen der ersten oder letzten Kuh an den Schwanz gebundenen Maibusch, welcher gute und reichliche Milch sichert, Tauschlepper oder Tauschleife. Zu Flessau bei Osterburg in der Altmark wird der Sieger beim Pfingstreiten Tauschlepper genannt. Zu Groß-Wiebelitz bei Salzwedel hält man mit diesem Maibusch oder Tauschlepper einen Umzug. Während der Johannisnacht hing man Kränze ins Freie, deren taufeuchte Blätter man aufhob und in Krankheitsfällen dem Thee zufügte. Schon Augustin erwähnt die wunderwirkenden libyschen Bäder in der Nacht der

Sommersonnenwende. Die höchste Bedeutung erlangte auf christlichem Boden naturgemäß der in der Christnacht gefallene Tau. Im nordwestlichen Deutschland und in England wird noch jetzt vielfach Hafer ins Freie gestellt und als segenbringend dem Viehfutter und Saatgetreide beigemengt. Alles dies weist auf die vormals hohe Bedeutung der himmlischen Taufeuchte. Als die Kirche den tiefwurzelnden Glauben nicht auszurotten vermochte, ließ sie ihn stillschweigend zu unter etwaiger Berufung auf Jes. 26, 19: „Dein Tau ist ein Tau des grünen Feldes“.

Kinder wurden und werden in den Mairegen geschickt, damit sie wachsen und gesund bleiben. Regen am Hochzeitstage, das „in den Brautkranz regnen“, galt allgemein als Glückszeichen und erhielt erst spät und beschränkt eine üble Deutung. Fast durch ganz Deutschland zieht sich der Glaube, daß der Tote, dem es ins Grab regnet, selig werde. Auch dem Regenwasser, das sich in sogenannten Roßtrappen, d. i. Felsvertiefungen, die man dem Hufschlage der Götterrosse zuschrieb, sammelte, wurde ehemals übernatürliche Kraft beigelegt. — Nach der einen Seite aber war auch nichts natürlicher, als daß der Volksglaube manche plötzliche und für frühere Zeit unerklärliche Naturerscheinung ohne weiteres mit Regen in Verbindung brachte. So finden wir nicht nur zahlreiche Berichte von Frosch- und Schwefelregen, sondern auch, aus der Gegend von Lorch, von Grillen- und Ameisenregen, von Ascheregen (wie sich im März 1875 in Skandinavien ein ausgedehnter Ascheniederschlag zeigte, der mit einem Heklaausbruche in Verbindung zu bringen war), von Steinregen, wie zu Josuas Zeiten (Jos. 10, 11) und unter dem Konsulate des Marius, und von Unglück verkündenden Kreuzregen, deren einer 786 bei Straßburg und 1503 einer bei Mühlhausen i. E. beobachtet worden sein soll. — —

Vielseitig ist die ethische Bedeutung des Wassers. Alle

heiligen Gewässer waren, da ihnen die Gottheit unmittelbar innewohnte, zugleich wahrsagende Gewässer. Diese Seite zeigt sich besonders im Quellenkulte der Griechen, Kelten und Germanen. „Odin hat sein Auge im Brunnen Mimir verborgen", d. h. das Wasser sieht. Nach zahlreichen Sagen stiegen die Nymphen selbst aus der Tiefe, Antwort zu geben. Einige der hervorragendsten Quellenorakel im engeren Sinne waren die (kastalische) Quelle von Delphi, die zu Paträ in Achaja, die Lerucca zu Korinth, die Arethusa und die zu Palice auf Sicilien (bei welch letzterer jetzt noch besonders heilige Eide abgelegt werden), die zu Kyomeä auf der Grenze von Libyen, die des Amun in der Oase ꝛc. Durch Besprengung, Bad, Trunk, Hineinblick (Wasserschau), Anzeichen auf Oberfläche und Grund ꝛc. erhielt man die Antwort. In christlicher Zeit wurden die alten Tauftage, der 6. Januar und 25. Dezember, der Andreas- und Ostertag, als besonders geeignet für derartige Fragen betrachtet. In der Christnacht prophezeite man gern aus kochendem Wasser. Fast stets wurden die Fragen vor Sonnenaufgang und unter Beobachtung völligen Stillschweigens gestellt. Wasser aus drei Quellen besaß erhöhte Kraft. — Der Wahrsagung aus Brunnen schließt sich die aus Bechern und Gläsern, aus Spiegeln und durchsichtigen Steinen (besonders Bergkrystall und Beryll) an; eine Kunst, die im Mittelalter geradezu systematisch ausgebildet wurde (Kataptromantie, Krystallomantie), welche aber mit ihren Anfängen in das graueste Altertum zurückreicht. In der biblischen Tradition von Josephs Becher finden sich ebenso Anklänge als in Chamissos Gedicht „Die Sonne bringt es an den Tag". Gern nahm man derartige Wahrsagungen bei Kerzenschein vor, um auch die Lichtbrechung zu berücksichtigen. In dem am Andreas- und Weihnachtsabend üblichen Bleigießen hat sich der Rest des alten Brauches bis in die Gegenwart erhalten.

Auf dem Glauben an die göttlich-wahrsagende Kraft beruht die Verwendung des Wassers zu Gottesurteilen oder Wasserproben. Bei den Indern werden dieselben schon in den Schriften Manus sanktioniert, bei den Juden im Gesetze Mosis. Die Ausführung war eine verschiedenartige. Der Angeklagte mußte gewöhnlich aus einem Kessel siedenden Wassers nach vorgeschriebener Form und Zeit einen Ring oder Stein heben, wie dies bei den Goten Rechtssitte war. Bei den Alemannen wurde ein Kind, dessen Abkunft zweifelhaft war, in einen Schild auf den Rhein gesetzt; sank der Schild, so galt es für unehelich und unrechtmäßig. Auch Fischarts Gargantua gedenkt dieses Brauches. Besonders kam die Wasserprobe bei der Hexerei verdächtigen Personen zur Anwendung. Hände und Füße wurden kreuzweise gebunden; sank die Schwimmende nicht, so galt sie für schuldig, da man annahm, das Wasser verschmähe sie, weil sie das Taufwasser verachtet. Sinkende wurden selbstverständlich gerettet. Die Akten der Hexenprozesse in Deutschland, Frankreich und England wimmeln von Nachrichten über schwimmende, also schuldige Hexen. Es ging diesen Unschuldigen wie dem menschlichen Blödsinn: beide gingen nicht unter!

Die ethische Seite des Wassers tritt aber vor allem in den Reinigungen hervor. In allen höher entwickelten Religionssystemen finden sich Waschungen, die weit über eine bloße Abwaschung hinausgehen, da sie einen sittlichen Zweck hatten. Sie sollten Unlauterkeit und Makel hinwegnehmen, welche Wirkung aber nicht immer und nicht nur von dem Wasser und der Waschung an sich, sondern zugleich von der Gesinnung abhängig gemacht wurde.

„Rein vom Herzen erscheine im Tempel des heiligen Gottes,
Wenn jungfräulicher Quell dir die Glieder benetzt.
Guten genügt ein Tropfen, o Pilgrim, aber dem Bösen
Wäscht das Weltmeer selbst nimmer die Sünde hinweg!“

Der reine Naturkult schrieb allerdings dem Wasser an sich entsündigende Kraft zu. Der Ägypter setzte Krüge voll Nilwasser auf die Gräber und schrieb auf seine Mumiendecken: „Osiris gebe dir das kühlende Wasser". Die, welche sich im Ganges den heiligen Tod gaben, wurden vorher mit Schlamm bestrichen und dann der Ganges angeredet: „Dieser Mensch ist schmutzig wie Schlamm; wie ihn das Wasser von diesem, so reinige du ihn von Sünden". Es ist das Ausziehen des alten, das Anziehen des neuen Adam. Der Parse nannte dieser entsündigenden Kraft halber das Wasser „die geliebte Tochter des Ormuzd". Die Griechen entsündigten sich vor der Eroberung Trojas durch Bäder, die Römer nach jeder Schlacht. Noch heut werden ungewaschene Kinder in der Rheingegend vor Hexen gewarnt; in Tirol schreibt man Wasserscheu dem Teufel zu.

Die ethischen Reinigungen oder eigentlichen Lustrationen wurden mit geweihtem Wasser (aqua lustralis) vorgenommen. Naturgemäß waren denselben hauptsächlich die Priester unterworfen. Die Brahmanen hatten sich zu bestimmten Zeiten zu baden. Die parsischen Magier mußten vor Sonnenaufgang ein Bad nehmen. Die ägyptischen Priester sollten täglich Waschungen anstellen (nach Herodot einmal, nach Porphyrius dreimal, nach anderen fünfmal, wovon zweimal des Nachts). Auch die griechischen Priester mußten täglich einmal baden. Die jüdischen Priester hatten vor Verrichtung jeder heiligen Handlung im sogenannten ehernen Meere Hände und Füße zu waschen; der Hohepriester aber vor jeder Handlung fünfmal, am großen Versöhnungstage zehnmal zu baden. Die Geistlichen der Mohammedaner haben ebenfalls vor jeder religiösen Verrichtung Waschungen oder in Ermangelung des Wassers Abreibungen mit Staub vorzunehmen. Ebenso wuschen sich anfangs christliche Priester vor Amtshandlungen Hände und Füße, bis dann von der abendländischen Kirche

(infolge der hier üblichen Beschuhung) zunächst die Fußwaschung, später aber auch die eigentliche Handwaschung beseitigt und nur die Besprengung beibehalten wurde. Die Handwaschung (Manulavium) wurde allerdings nur langsam aufgegeben, denn wie die Hand Sinnbild der Handlung, so war die Handwaschung Sinnbild der Reinheit der Handlung, woher auch die Redensart: „Ich wasche meine Hände in Unschuld“, und die üble: „Eine Hand wäscht die andere“. Laien oder Profane wurden überall beim Eintritt in die Tempel und vor der Teilnahme an heiligen Handlungen von Priestern oder Tempelaufsehern mit geweihtem Wasser mittels Sprengwedel benetzt. Daher fanden sich an allen Tempeleingängen Gefäße mit Weihwasser, bei den Griechen die Perirrhanterien, bei den Römern die Labra, in der katholischen Kirche die bekannten Weihbecken. In germanischen Ländern waren die altchristlichen Weihwassersteine den heidnischen Baldrsteinen zum Verwechseln ähnlich. Überall wurden Tempel, Priester, Altäre, Opfer, Gefäße, Geräte vor sakramentalen Handlungen mit Weihwasser besprengt. Wie Heiden und Juden Weihwasser in den Häusern als heilbringend aufbewahren, so auch Christen; wie Ägypter und andere Völker des Altertums ihren Toten Weihwasser mit in die letzte Ruhestätte gaben, so findet man auch in christlichen Gräbern bis hoch in das Mittelalter Vasen und Flaschen, die diesem Zwecke dienten. Selbst das Salz, welches man frühe aus leicht ersichtlichen Gründen dem Weihwasser zusetzte, ging in das christliche Weih- und seit dem 4. Jahrhundert sogar in das Taufwasser über. Während die katholischen Kirchen das Weihwasser und die mit ihm verbundenen Bräuche beibehielten, haben die protestantischen Kirchen dasselbe aufgegeben, und damit eins der ältesten, allgemeinsten und sinnigsten Symbole verloren. In der griechischen Kirche hat das Weihwasser wohl das höchste Ansehen bewahrt; am Hauptfeste, dem Drei-

königsfeste, an welchem der Akt der Wasserschöpfung unter glänzender Prozession und strahlendem Kerzenschein vorgenommen wird, erfolgt gleichsam eine allgemeine Verbrüderung und Versöhnung.

Den christlichen Kirchen ist die Wassertaufe eigen, in der das Wasser die höchste Kraft und Wirkung erreicht. Das Taufwasser steht höher als das Weihwasser. Der katholischen Kirche ist letzteres nur die aqua benedicta oder sanctificata, ersteres aber die aqua consecrata. Das Weihwasser bewahrt nach römischer Kirchenlehre vor Krankheit, verleiht dem Körper Gesundheit und dem Herzen gute Gedanken, beseitigt aber nur „leichte" Sünden, während das Taufwasser nach Auffassung aller christlichen Kirchen „alle", selbst die „schwersten" Sünden hinwegnimmt. Das Weihwasser dient teilweise noch materiellen Interessen, das Taufwasser nur ethischen, denn sein Zweck ist einzig Entsündigung und Heiligung. — Aber auch der Taufritus ist uralten Ursprungs. Die Wassertaufe der Neugeborenen war seit ältester Zeit indogermanisches Gemeingut. Die Inder bedienen sich dabei bis zum heutigen Tage des Gangeswassers. Die Parsen kannten die Wassertaufe so gut als die Ägypter. Bei den Germanen wurde das Neugeborene vom Hausvater (als Hauspriester) nackt auf den Schoß genommen und mit Wasser begossen, wobei es seinen Namen erhielt. Wie der Täufling durch die christliche Taufe Mitglied der Kirche wird, so wurde er durch die germanische Taufe Mitglied der Volkschaft oder des Staates, weshalb diese Taufe auch Rigs-Mâl hieß. Vor diesem Akte durfte das Kind ausgesetzt werden, nach demselben nicht mehr, eben weil er sakramentale Bedeutung hatte. Die heidnischen Vorfahren dachten sich wärend dieser Handlung die Nornen anwesend, dem Kinde das Schicksal zu spinnen, so daß ihm dasselbe nach Vollziehung der Taufe gleichsam mit eingewickelt, mit eingebunden wurde; daher

Angebinde, Eingebinde, eine Bezeichnung, die sich, wenn auch in veränderter Beziehung, bis in unsere Tage erhalten hat; daher die Umwickelung des Taufbettchens mit roten Bändern als mit Glücksbändern.

Ein dem Taufritus oft zur Verwechselung ähnlicher Akt fand aber auch seit alter Zeit bei der Aufnahme in verschiedene, höheren Interessen dienende, meist geheime Gemeinschaften statt. So beim Eintritt in den edlen und weitverzweigten Mithrabund; so bei den bacchischen, eleusinischen, samothrakischen, orphischen, pythagoräischen Mysterien. Selbst Augustin gesteht, daß die Übereinstimmung mit der christlichen Taufe so groß sei, daß man sie nicht für Zufall halten könne. Einige christliche Geistliche, die dies ebenfalls nicht zu leugnen vermochten, dokumentierten eine seltene Beschränktheit durch die famose Lehre, daß der Teufel das Sakrament vorchristlichen Propheten abgelauscht und den Heiden gelehrt habe, denen es aber zur Sünde gereiche! War der Kirche die vorchristliche Wassertaufe ein Ärgernis, so wurzelte doch dieser Wasserbrauch, insbesondere bei „allen" arischen Völkern so tief im Volksbewußtsein, daß die Kirche gar nicht daran denken konnte, Wasser und Taufe kirchlich unberücksichtigt zu lassen. Hatte doch der Stifter der Kirche selbst nicht nur die Berechtigung der Taufe anerkannt, sondern sogar die Notwendigkeit derselben betont. Dazu lag in der Natur des Wassers selbst eine so allgemeine und übereinstimmend empfundene tiefsinnige Symbolik, daß die Fortsetzung seiner religiösen und kirchlichen Anwendung von selbst geboten erschien. Wie andere frühere heidnische Bräuche, so suchte die Kirche auch den Taufakt successiv äußerlich zu ändern und ihm durch Umdeutung der alten Bestandteile und Hineintragung neuer Elemente eine „wesentlich" neue, eine christliche Gestalt zu geben. So setzte sie zunächst ein ganz bestimmtes Tauffest, den 6. Januar (Epiphanias),

dem sie dann den 25. Dezember hinzufügte. Chrysostemus sagt in einer Predigt scharf und deutlich: „Dies ist der Tag, an welchem Christus die Natur des Wassers heiligte". Vor Christo also reines Naturwasser; erst seit und durch Christi Taufe heiliges Wasser! Deshalb wurden auch verschiedene heidnisch-heilige Brunnen durch Wunder und Erscheinungen, die sich an diesen Tauftagen wiederholten, christlich sanktioniert; die Quellen zu Karthago und Soruba, die am Epiphaniastage plötzlich aufsprudelten und Blinde sehend machten; die zu Embrun in Frankreich, bei der dies einst zu Weihnachten der Fall war! Deshalb verlegte die Kirche auch frühe auf den 6. Januar das erste Wunder Christi, nämlich das Wasser-Wein-Wunder zu Kana, um eben auch dadurch zu erklären, daß das Wasser durch Jesum ein anderes geworden sei. Deshalb wurde überhaupt für Epiphanien und Weihnachten heiligen Quellen die Wandlung des Wassers in Wein beigelegt, denn die Weinströmung galt als Zeichen der Gottesgeburt. Wie sich einst hellenische Orte, die als Geburtsorte des Dionys gelten wollten, Quellen zuschrieben, aus denen an ihm geweihten Festen Wein fließe, so entdeckte nachmals das christliche Volk diese Erscheinung an einer ganzen Reihe alter heiliger Quellen von Cibyra in Karien und Gerasa in Arabien bis zu denen von Ratzeburg und Itzehoe. Schließlich nahm man an, daß überhaupt alle Quellen einen Augenblick in der Christnacht Wein strömten. — Das ist der Unterschied zwischen dem heiligen Wasser des Heidentums und dem des Christentums, daß jenem das Wasser an sich heilig, sobald es nur aus heiligen Gewässern entnommen war, — diesem aber dasselbe erst heilig wird durch Hineintragung spezifisch christlicher Elemente, was die alte Kirche durch Eintauchung eines Kreuzes oder Kruzifixes in das Taufwasser zu veranschaulichen suchte. Damit hob sie die Heiligkeit und übernatürliche Wirkung aller Wasser vor ihrer Zeit auf. —

Diese mannigfaltigen Eigenschaften und Erscheinungen des Wassers mußten aber demselben neben reicher Symbolik auch eine vielseitige Anwendung in bildlicher Rede sichern.

„Brunnen und Quellen trinkt durstig die Au,
Und in dem Blumenkelch blinket der Tau.
Ja selbst die Sonne trinkt kühlende Flut,
Wenn sie im Meeresgrund rastet und ruht."

Da spricht man von Quellen des Guten und Bösen, des Reichtums und der Armut. Der Geist sprudelt neue Gedanken und die „Freude sprudelt in Pokalen", um sprudelnden Witz, fließende Rede, rauschenden Beifall zu erzeugen. Der ganze Lauf eines Gewässers von der Quelle bis zur Mündung ist hundertfach verglichen worden mit dem Verlaufe des menschlichen Lebens.

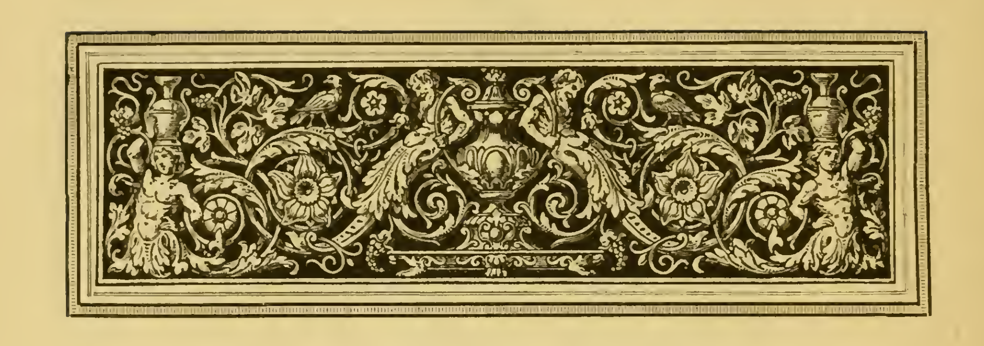
„Und so fliehen meine Tage,
Wie die Quelle, rastlos hin."

„Der Strom der Zeit" versenkt alles „in's Meer der jugendlichen Wonne" oder in „das Meer der Vergessenheit" und in den „Ocean der Ewigkeit". Zu Kriegszeiten „schweifen entbundene Ströme", d. i. feindliche Horden, durch die Lande, und zur Zeit sozialer Krisen kann man wohl sagen: „Hoch gehen die Wogen der Zeit". Reine und irrige Lehre wird mit süßem und salzigem Wasser zusammengestellt, das Wort Gottes mit „Wasser des Lebens". Schiller vergleicht „Die Macht des Gesanges" der strömenden Flut; Schwab „An den Gesang" bringt alle Einzelheiten desselben in wundervoller Weise unter dem Bilde des Wassers:

„Wir kommen, uns in dir zu baden,
Gesang, vor dein krystallnes Haus;
Dein Rauschen hat uns eingeladen,
Geuß nur die klaren Wellen aus. ꝛc.

Die Liebe wogt auf deinen Wellen
Und strömt in dir durch jedes Herz;
Du lehrest ihre Seufzer schwellen
Und lösest heilend ihren Schmerz.
Aus deinem Spiegel wallt ihr Glück
In tausendfachem Strahl zurück.
Der feste Glaube, will er wanken,
In deinem Quelle labt er sich;
Er schaut in deiner blauen Flut
Den Himmel und das ew'ge Gut.
Die Freiheit kommt auf dir geschwommen,
Hat deiner Arche sich vertraut;
Wird ihr das kühne Wort genommen,
So tauchet sie sich in den Laut.
Sie schifft aus Griechenland und Rom,
Ein sel'ger Schwan, auf deinem Strom.
Wenn deine Wogen uns umschlingen,
So wissen wir, was Freundschaft heißt.
Wir wollen deine Ströme leiten
Hinaus ins liebe Vaterland;
Und wo sie fließen, wo sie glühn,
Soll Glaube, Freiheit, Liebe blühn!"





Feuer.

Fehlt dem Naturmenschen die Erklärung für irgend eine Naturerscheinung, so führt er sie, besonders wenn sie von auffälligem Nutzen oder Schaden begleitet wird, direkt auf göttlichen Ursprung zurück. So auch das Feuer, welches Segen der Nutzung und Fluch des Verderbens in allerdings einziger Weise vereinigt, wie dies schon Ovid in den einfachen Worten ausspricht: Omnia purgat edax ignis, Alles reinigt das zerstörende Feuer.

Es ist gleich, ob die eine Mythe das Feuer oder eine andere die Feuergottheit vom Himmel fallen oder holen läßt, da beides identisch, das Feuer in der Gottheit nur personifiziert ist. So bringt Phoroneus sich selbst und zugleich das Feuer zur Erde; so wird sowohl Agni selbst als von ihm das Feuer vom Himmel herabgeholt. Den Griechen brachte nach der einen Mythe Prometheus das Feuer direkt auf die Insel Lemnos, nach einer anderen schleuderte Zeus den Hephästos zur Erde. Hephästos wiederum erscheint ebenso als Vater wie als Sohn des Prometheus, da beide dasselbe, Personifikationen des himmlischen Feuers sind, dementsprechend auch beide in Athen einen Altar gemeinsam

besaßen. Identisch sind ursprünglich der parsische Mithra, der indische Agni und Rudra, der semitische Baal, der germanische Thor, der slavische Swantowit. Die unmittelbare Herleitung des Feuers von den Göttern veranlaßten in erster Linie offenbar die feurigen Erscheinungen des Himmels: Morgen- und Abendrot, Gestirne und Mond, Nordlichter und Kometen, Sternschnuppen und Meteore; insbesondere die Sonne mit ihrer Wärme, mit ihrem allbelebenden Lichte und ihrer allesversengenden Glut; vor allem aber der Blitz, der thatsächlich zuckend und zündend vom Himmel zur Erde fährt. Dazu traten die feurigen Erscheinungen der Erde: Irrlichter, Elmsfeuer, Alpenglühen, brennende Erdöle, vulkanische Ausbrüche 2c. Wie erstere auf überirdische Götter führten, so letztere auf unterirdische. All diese Erscheinungen wurden in weiterem Verlaufe zu besonderen Gottheiten oder richtiger zu einer Reihe von Individualisierungen der einen allgemeinen Feuer- oder Lichterscheinung.

Ein Teil des Feuerkultes ist im Sonnenkulte begriffen; Sonne und Feuer, Sol und Vulkan erscheinen überall nebeneinander. Abbild der Sonne ist das Rad; daneben auch Scheibe und Ring. Wie sich die Sonne um die Himmelsachse dreht, so das Rad um die seinige; die Strahlen der ersteren gleichen den Speichen des letzteren. Von Weihnachten ab steigt die Sonne, von Johanni ab sinkt sie. In verschiedenen Gegenden wurden deshalb vom Volke zu Weihnachten teerbestrichene brennende Räder und Scheiben in die Höhe geschleudert, zu Johanni brennende Räder und Fässer von den Bergen gerollt. Für uns hat sich der letzte Anklang an den einstigen Brauch der Sonnenräder in den Brezeln oder Kringeln erhalten, die sonst deutlicher die Form eines Rades zeigten und nur um die Weihnachtszeit, erst später bis und zu Fastnachten gebräuchlich waren. Bei den Albanesen heißt die große Weihnachtsfestbrezel geradezu Kolenda, von

calendae, Kalender, d. i. Neujahr, das sonst mit Weihnachten als Anfang der Lichtzunahme begann. Auch anderweit findet sich die weihnachtliche Festbrezel. Um Brezeln wurde früher ganz allgemein, wird jetzt noch häufig gewürfelt. Das Würfelspiel aber war den Germanen das Spiel Wodans als Sonnengott. Eben weil die alten Deutschen diesem Spiele besonders ergeben waren, eiferte die Kirche gegen dasselbe als Teufelsspiel. — Symbole des Sonnenstrahles wurden vorzugsweise Messer und Dolch, teilweise der Zahn. Der Urstier, welchen der Sonnengott Mithra mit einem Messer tötete, ist die Erde; das Messer ist der im Frühling in die Erde eindringende Sonnenstrahl; das dem Stier entquellende Blut, welches die Hunde lecken, ist die neubeginnende Vegetation, welche die Geschöpfe ernährt. Der Eberzahn, mit dem der schöne Adonis getötet wird, ist der versengende Sonnenstrahl, durch den das üppige Naturleben vernichtet wird. — Damit führt dieser symbolische Zahn zugleich auf die böse Seite des Feuers, die hauptsächlich der verderbenbringende Blitz vertritt. Dies der mythische Zahn der indischen Kali als Totengöttin, an den der nagende Zahn der Zeit noch erinnert; dies der Zahn des mythischen Ebers und der Maus, welche Tiere Gewitterwolken symbolisieren, aus denen der Blitz hervorspringt. Den zündenden Blitz stellt der gefürchtete Speer Odins wie der Pallas dar. Blitze sind die furchtbaren Feuerschlangen der Mythe, an welche noch die gerngesehenen Feuerschlangen unserer Feuerwerke erinnern. Der Blitz flößt Furcht und Schrecken ein; er tötet das Leben und verzehrt Hab und Gut. Auch andere Elemente, Flut und Orkan, zerstören, aber das Zerstörte erhält sich wenigstens in seinen Trümmern; das Feuer aber „vernichtet". Diesen Unterschied beobachteten alle Naturvölker schon frühe. Deshalb verwendeten alte und neue Religionen das Feuer zur Vernichtung von Erzbösewichten,

wie ja auch Feuer vom Himmel Sodom und Gomorrha und die Rotte Korah verschlang. Wie nach den Berichten Manethos und Plutarchs die alten Ägypter typhonische, d. i. satanische Menschen verbrannten und die Asche in alle Winde zerstreuten, so wurden später von der christlichen Priesterschaft die Ketzer durch Feuer vernichtet, um durch Tausende von Scheiterhaufen und durch Autodafés zugleich einen grauenhaften Beweis der Wahrheit zu liefern: Jedoch der schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn. — Mit vorbemerkter Auffassung hängt offenbar das sogenannte Judasfeuer oder Judasverbrennen zusammen, bei welchem man, z. B. noch spät in Oberbayern, eine hölzerne Figur oder einen Strohmann in das Osterfeuer warf. Bei den alten Galliern bestand die Sitte, Mannsbilder aus Weidengeflecht (welche Kriegsgefangene bedeuten sollten?) an gewissen Festen ins Feuer zu werfen. Die Juden scheinen den Babyloniern eine ähnliche Sitte entlehnt zu haben, die nach dem Exile eine eigentümliche Gestalt annahm. Wut und Haß der Juden konzentrierte sich in der Person Hamans, des größten Nationalfeindes. Man erhob nicht nur bei Nennung seines Namens, wie sie die Vorlesung aus dem Buche Esther am Purimfeste mit sich brachte, eine furchtbares Geschrei, sondern stellte ihn auch in häßlichen Bildern und Figuren dar, die man schließlich unter Absingung bestimmter Lieder verbrannte. Den Christen wurde erklärlicherweise der Gegenstand tiefsten Abscheues Judas Ischarioth, den obige Figuren darstellen sollten. Wir haben eine eigentümliche Art symbolischer Verbrennung der Sünde vor uns, der auch das sogenannte Schlangenverbrennen entspricht, wobei man abgebildete, nachgeformte, oft nur durch gliedriggebrochene Ruten dargestellte Schlangen ins Feuer schleuderte. Sonderbar gestaltete sich dieser Brauch in Perleberg (und wenn ich nicht irre auch in Luckau), wo

man in der Christmetten zusammengesetzte Holzscheren (ähnlich denen, auf welche hölzerne Soldaten gestellt werden) mit Lichtern besteckt, dieselben bei gewissen Stellen des zu singenden Liedes ausstreckt und zusammenzieht, und so schlangenartige Bewegungen nachzuahmen sucht. Als sich nach der Lutherschen Reform der Haß des fanatischen Katholizismus gegen die neue Konfession wendete, wurde Judas zum Luther; z. B. im Oberinnthale, wo man am Johannistage einen „Lotter" aus Stroh und Lumpen verbrannte, oder in der Gegend von Ambras, wo man sogar „Luther und sei Katherl" ins Feuer warf.

Wie aber dem Feuer auf der anderen Seite zugleich die höchste Heilskraft zugeschrieben wurde, so hat auch der Blitz, der die segenspendenden Wolken spaltet, seine freundliche Seite. Insbesondere hat Kuhn, „Herabkunft des Feuers," den Nachweis geliefert, daß der Blitz den Glauben an ein herabgekommenes himmlisches Feuer veranlaßte. Die Vorstellung, daß der Blitz selbst ein gutes göttliches Wesen sei oder ein solches in sich berge, ist Indern und Griechen, Italikern und Germanen eigen.

War der Mensch von jeher darauf bedacht, schädliche Naturerscheinungen durch irgendwelche Gegenmittel zu nichte zu machen, so versuchte er auch die verderbliche Wirkung des Feuers mit Hilfe des Zaubers und der Götter, Gottes und Christi zu bewältigen. Der Glaube, daß ein Feuerchen auf dem Herde oder ein Stück geschwärztes Blitzholz vor Blitzschlag bewahre, findet sich fast überall. Überhaupt diente solch Blitzholz zu allerlei Zauber. Holzhauer verwendeten es gern zu Holzkeilen, sogenannten Donnerkeilen, welche die Arbeit erleichtern sollten. Auch anderes Schwarze sollte vor dem Blitze schützen: schwarze Hunde, Katzen, Hähne. Gegen Feuersbrünste waren mannigfaltige Zauberformeln und sind noch zahlreiche Feuersegen in Anwendung. Das

sogenannte „Feuerversprechen“ bildete Jahrhunderte hindurch eine ergiebige Einnahmequelle für Juden, Zigeuner und Köhler. Bei dem Volke Israel waren schon frühe derartige Formeln gebräuchlich. „Da schrie das Volk zu Mose und Mose bat den Herrn, da verschwand das Feuer“, wobei Moses von einer Höhe nach allen Seiten geweihtes Wasser sprengte. Ein solches Zauberwort war „Agla“, nach den Anfangsbuchstaben der Worte: Attah Gibbot Leolam Adonai, Herr du bist stark in Ewigkeit. Aus der großen Zahl christlicher Feuersegen sei beispielsweise nur einer der besten angeführt: „Feuer, heiße Glut und Flamm’, Dir gebeut Christ, der große Mann, Du sollst stille stehn, Und nicht weiter gehn. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“. Entschieden aus heidnischer Zeit stammt die Feuerbeschwörung durch Umreiten oder Umlaufen der Brandstätte, natürlich unter Beachtung bestimmter Formen und Sprüche. Erreichte den Beschwörer beim dritten Umritt oder Umgang die Flamme, welche stets gierig nach ihm züngelte, so war er verloren, im anderen Falle aber das Feuer bezwungen. Offenbar liegt auch hier die Auffassung des Feuers als eines lebenden Wesens zu Grunde, gleichwie dem Glauben an tückische Irrlichter, Hexenfackeln, Tückbolde, böse Geister in Gestalt blauer Flämmchen, feurige Männer und Drachen, rote Schlangen und Hähne. Die schlimmste Seite erhielt das Feuer im grausigen Kulte verschiedener Feuergötter und in dem Wahne von einem zukünftigen Höllenfeuer.

Weit überwiegend aber verknüpfen sich mit dem Feuer freundliche Vorstellungen und Gefühle der Dankbarkeit. Nach den Prometheusmythen hatten die Götter dem Menschen das Feuer zur Gründung des häuslichen Herdes gebracht, war erst mit dem Feuer die Religion gekommen. Das Herdfeuer begründete und erhielt das Hauswesen, die erste Bedingung einer höheren Zivilisation. Demgemäß durchzieht die Heilig-

keit des Herdes die gesamte Kulturgeschichte. Der Herd galt als Mittelpunkt der Wohnung, gleichsam als Hausaltar, an dem der Hausvater wie der flüchtige Feind unantastbar waren, an dem wichtige Geschäfte und Verträge abgeschlossen wurden. Man denke an die sinnige Sage von Wittekind und Karl d. G., an Seumes Gedicht „Der Wilde". Verunreinigung des Herdfeuers brachte Unglück. Nach der Schlacht von Platää löschten die Griechen alle Herdfeuer der Umgegend aus, weil sie durch die Feinde entweiht worden. Man holte heiliges Feuer von Delphi, um sie neu zu entzünden. Der Volksglaube warnte, Feuer vom Herde aus dem Hause zu geben, da mit demselben das häusliche Glück entweiche. Bis in späte Zeit wurde bei jedem Besitzwechsel, sei es durch Kauf oder Erbschaft, das alte Herdfeuer ausgelöscht und neues angebrannt, um dem Wechsel Rechtsgültigkeit zu verleihen, gleichwie nach altgermanischem Brauche wüste Ländereien durch Umgehen mit Feuerbränden in rechtlichen Besitz genommen wurden. Weitverbreitet führte sich die neue Hausfrau dadurch als rechtmäßige Herrin ein, daß sie den Herd dreimal umschritt und Feuer auf demselben entzündete.

Hinsichtlich der Bedeutung des Feuers für Kultus und Religion sei einfach daran erinnert, daß das ganze Altertum keine volle Gottesverehrung, kein vollgültiges Opfer und Gebet ohne Feuer und Licht kennt. Die Gegenwart der Gottheit wird in erster Linie vom Vorhandensein der heiligen Flamme abhängig gemacht; „die wunderbare Einheit dieses Gedankens durchbebt wie ein einziger Pulsschlag das Bewußtsein der alten Völker". Nur ausnahmsweise kommt ein feuerloser, für die schwersten Fälle aber unzureichender Kult vor. — Die heiligsten Feuer waren die „reinen" Feuer, „Notfeuer" genannt, weil Beseitigung großer leiblicher wie seelischer Not dieselben forderte; Mißwachs, Epidemien bei

Tier und Mensch, — Sünde. Es reichen diese Notfeuer aus dem fernen Osten in den äußersten Westen und aus dem grauen Altertume mit ihren letzten Anklängen bis in die Gegenwart. Die Vorstellung, daß ein Feuer, nicht auf gewöhnliche Weise und nicht durch die gebräuchlichen Zündstoffe, sondern gleichsam aus sich selbst entstanden, von besonderer Wirkung und übernatürlicher Kraft sei, findet sich überall. Seit ältester Zeit wurden diese Notfeuer insbesondere durch rasche Bohrung eines Stabes in einer Nabe, durch Drehung eines Rades oder einer Scheibe um eine Achse, durch Reibung zweier Hölzer, durch Reiben von Holz und Stein oder Schlagen von Stahl und Stein, durch Auffangen der Sonnenstrahlen in Krystall- und Metallplatten erzeugt. Nach einer Angabe des Bonifacius kamen bei den Germanen sämtliche Herstellungsarten vor. „Niedfeor id est ignis ex duorum aridorum lignorum attritu elicitus“, „Notfeuer ist durch Reibung zweier trockener Hölzer erzeugtes,“ insofern es auch „Reibfeuer“ heißt. Nach Plutarch wurden die Vestafeuer mittels Brennspiegel hervorgerufen, und noch spät wurde von der christlichen Kirche zur Anzündung der Osterkerzen „novus ignis de lapide“, „neues Licht aus (Stahl und) Stein“ geschlagen. In Kärnten soll das Volk vielfach noch jetzt am Ostermontage Brände von einem Feuer, das der Priester auf diese Weise auf dem Kirchhofe entzündet, ins Haus holen. Altes Feuer galt für verdorben und kraftlos, neues als rein und heilskräftig. Dem Wesen dieser Feuer entsprechend, sollten auch die rein sein, die es erzeugten. Die Vestafeuer entzündeten und unterhielten reine Jungfrauen, die Notfeuer der Germanen Knaben und ledige Bursche. Nicht durch den unreinen Hauch des Mundes durften sie angefacht werden. Zu offiziellen oder öffentlichen Notfeuern, wie sie an bestimmten Festen oder bei allgemeiner Not üblich waren, mußte jeder Teilnehmer etwas Brenn-

material liefern. „Wer kei Holz zum Feuer git, Erreicht das ew'ge Leben nit". Brände von solchen Feuern wurden alsdann durch Dörfer und Gehöfte, Wohnungen und Ställe, Gärten und Felder getragen: Unglück verscheuchend, Segen sichernd. Man streute Asche auf die Fluren und legte dem Vieh Kohle in die Krippen, man beräucherte Obstbäume und andere Dinge, als Ackergeräte, Fischnetze ꝛc. Selbst Wasser und gewisse Speisen (Erbsen in Schwaben), an derartigen Feuern gekocht, wirkten heilsam; mit ersterem wurden Menschen und Haustiere besprengt, letztere gegessen oder aufbewahrt und bei vorkommenden bestimmten Krankheiten medizinisch angewendet. Ja der Glaube an die übernatürliche Kraft dieser Feuer muß ein ebenso tiefgewurzelter als allgemeiner gewesen sein, da alle Unterdrückungsversuche der Kirche, die Luthersche Kirchenreform und Frankreichs große Aufklärungsepoche diesen Volksglauben und -brauch nicht auszurotten vermochten. Obgleich das Christentum von vornherein bei den Germanen gegen diese Feuer eiferte, wie verschiedene Synodalbeschlüsse aus der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts bezeugen, erscheinen sie im 9. Jahrhundert, zur Zeit Papst Leos V., noch ganz allgemein gebräuchlich. In Süd- und Mitteldeutschland kommen sie bis ins 17., in Schweden bis ins 18., in Nordwestdeutschland und England bis ins 19. Jahrhundert nachweislich vor. Während der 1563 in London wütenden Pest wurde eine tägliche dreimalige Feuerentzündung in den Häusern sogar behördlich angeordnet; in Alexandrien wurde noch 1844 die Pest in einem solchen Feuer sinnbildlich verbrannt. Als 1828 im Dorfe Edessa, Amt Meinersen in Hannover, unter den Schweinen die Bräune und unter den Rindern der Milzbrand grassierte, wurde, ganz nach alter Art, ein Pfahl in einer Nabe mittels eines von Junggesellen rasch hin und her gedrillten Strickes in Brand gesetzt und damit das hel-

fende Feuer entzündet, durch welches das kranke Vieh getrieben wurde. — Da die Kirche den Brauch nicht zu beseitigen vermochte, suchte sie ihm so viel als möglich christliches Gepräge zu verleihen. Dies geschah, indem sie diese Feuer von altheidnischen Festen nach und nach auf christliche verlegte, oder richtiger, christliche Feste in die Zeit und an die Stelle heidnischer Hauptfeste setzte, wie christliche Heilige an die Stelle heidnischer Götter; indem christliche Geistliche selbst diese Feuer entzündeten, nur nicht auf alte Weise, sondern mit kirchlich geweihten Kerzen, wie im Münsterschen und Paderbornschen, oder bei diesen Feuern assistierten, wie in Frankreich und Spanien. Allerdings bemühte sich die Kirche, solchem Brauche eine höhere, ethische Bedeutung zu geben. Den Stein, aus welchem sie das neue Osterlicht schlug, bezog sie auf das Felsengrab Christi, den daraus entspringenden Funken auf Jesum als das neuerstandene göttliche Licht. Schon Konstantin dem Großen wird die Anordnung von Freudenfeuern am Osterheiligabend zugeschrieben. Die heidnische Vorzeit unterschied im allgemeinen vier jährliche Hauptfeste, die nach der Christianisierung meist unter christlichen Namen und unter Beibehaltung so manches alten Brauches weiterbestanden. Ost, Ostara, Ostern sind von gleicher Wurzel, welche auf Licht weist. Das der Frühlingsgöttin Ostara geweihte Feuer wandelte sich um in das Osterfeuer, das sich in weiterem Verlaufe auch in Petri-, Veits- und Pfingstfeuer spaltete. Das Sommersonnenwendfeuer, welches dem Feuer an sich, sowohl als himmlischem wie als irdischem Lichte geweiht war, wurde später durchweg zum Johannisfeuer. Das Herbstfeuer wurde nachmals besonders auf den Michaelis- und Martinstag verlegt. Das Wintersonnenwend- oder Julfeuer wurde überall durch das Weihnachtsfeuer oder den Christbrand ersetzt. Während die Kirche hauptsächlich das Oster- und Weihnachtsfeuer berücksichtigte

und zu christianisieren suchte, hing das Volk mit seltener Zähigkeit am Johannisfeuer und den damit verbundenen Bräuchen; während in Norddeutschland besonders die Osterfeuer dominierten, wurden in Süddeutschland und Frankreich weit überwiegend die Johannisfeuer beibehalten, ja in England so ausschließlich, daß sich keine Spur von Osterfeuern findet. — Die Osterfeuer brannten auf Bergen, an die noch jetzt zahlreiche Osterberge durch ganz Deutschland (besonders im Hannöverschen und Westfälischen) erinnern; Berge, an welche sich fast stets Sagen von weißen Jungfrauen knüpfen, die eben auf die liebliche Ostara weisen. Diese Feuer sollten Frühling und Fruchtbarkeit wecken und den Saaten göttlichen Segen sichern. „Als sie nach alter Gewohnheit den Sommer mit Feuer empfingen", sagt der pirnaische Mönch von den Bautznern, die bis 1523 dieses Frühlingsfeuer am Tage vor Petri Stuhlfeier unter großen Festlichkeiten auf dem Markte entzündeten. Verschiedenerorts zieht man noch jetzt bei den sogenannten Märzfeuern am letzten Sonntag dieses Monats mit brennenden Büscheln unter Schellen- und Glockengeläute durch die Fluren und wirft in die Felder Feuerbrände, von denen man sagt: sie wecken das Korn. Katholische Länder weisen noch allenthalben derartige Flurgänge um diese Zeit auf. — Weit volkstümlicher erhielten sich die Johannisfeuer. Nachdem man am Tage die Wohnungen außen und innen mit Laubwerk geschmückt, wurden am Abend vor den Häusern, auf Plätzen und Höhen, oft mitten in den Straßen der Städte, die Feuer entzündet, welche die Jugend umtanzte, während die Alten vor den Hausthüren saßen, aßen und tranken und jeden Vorübergehenden zu einem Trunke einluden. In Frankreich hat erst die große Aufklärungs- und Revolutionsperiode diese Bräuche vernichtet. In Rothenburg am Neckar kam dieser Johannistrank oder Johannissegen noch zu Anfang

dieses Jahrhunderts vor. In Heilbronn besteht er (in abgeschwächter Form) noch, in Hambühren bei Celle das Johannisbier. Bei den Bergschotten führte die Jugend um diese Feuer Tänze auf, die nach der Nacht hin immer wilder wurden, während die Alten Gebete murmelten. In Deutschland warf man einst Pferdeköpfe und bestimmte Kräuter in dieselben, jetzt noch Blumen und Sträuße. Im Harze hießen diese Feuer geradezu „Bockshornbrennen", die erst im 17. Jahrhundert als „abgöttische Feuer" dem fortgesetzten Verbote der Kirche wichen. „Durchs Bockshorn jagen lassen", „Ins Bockshorn treiben lassen", hieß so viel, als „Für jemanden durchs Feuer gehen". In Paris warf man noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in dieses Feuer einen Sack voll lebendiger Katzen, einst der Freya heilige Tiere. Den Toten stellte man Lichter auf die Gräber, an deren Stelle jetzt Blumen getreten sind. In St. Jean-du-doigt ließ man einen Engel vom Kirchturme herab, der das Johannisfeuer anzündete. Auch in England wurden diese Feuer vielfach mit Engeln in Verbindung gebracht. Dies alles bezeugt die Johannisfeuer als einstige heilige Opferfeuer. — Sonst nahmen alle Schichten der Bevölkerung an den damit verbundenen Festlichkeiten teil. In Frankreich wurden die Feuer in vielen Städten vom Maire selbst, in Paris sogar häufig vom König eigenhändig angebrannt. 1497 wohnte Kaiser Maximilian den Festlichkeiten in Augsburg bei, 1578 ließ der Herzog von Liegnitz ein gewaltiges Johannisfeuer auf dem Kynaste in Brand stecken, zu Trier wurde es jährlich unter großem Pompe bis Ende des vorigen Jahrhunderts (1779) abgebrannt, ja in dem lothringischen Dorfe Konz bei Diedenhofen (Thionville) noch 1823 ganz im alten Stile und unter Beteiligung der ganzen Gemeinde gefeiert. Mit der Zeit verlor sich aber die Erinnerung an die schöne alte Bedeutung und damit Brauch und Sitte selbst.

Ähnlicher Art waren schon die römischen Palilien, die durch das ganze Reich privatim und offiziell am 21. April abgehalten wurden. Wohnungen und Ställe wurden mit Zweigen geschmückt; gegen Abend mit aus zwei Steinen geschlagenen Funken ein Feuer entzündet, durch welches das Vieh getrieben ward und über welches die Hausbewohner sprangen; auf dem Herde wurden Lorbeer-, Öl- oder Fichtenzweige verbrannt und aus dem Knistern Schlüsse auf das kommende Jahr gezogen. Dem großen Staatsfeuer in Rom, zu welchem die Vestalinnen Feuer und Brennmaterial lieferten, stand der pontifex maximus selbst vor, wohnten nach der Tradition einst die Könige bei; die Asche der Fordicidienkälber sollte dem Staate ebenso animalische als cerealische Fruchtbarkeit sichern. — Durch das ganze Abendland hat sich der Brauch eines Weihnachtsfeuers in unmittelbarem Anschluß an das altgermanische Julfeuer erhalten. „Semliche ding vor weihenachten thuon, das ist von heiden hie; wir haben viel von heiden. Etliche ding hat die cristenheit abgethan", sagt Geiler von Kaisersberg. Gewöhnlich wurde ein großes Holzscheit oder ein Wurzelstock in einer Vertiefung inmitten des Hausflures am heiligen Abende in Brand gesetzt; der Julblock, Julabrasa, Christblock, Christbrand, Christmasblock ꝛc., dessen deutsche Weistümer des 12. Jahrhunderts gedenken. Bei den Letten heißt der heilige Abend nach ihm geradezu Blocksabend (Bluffwakar); in Frankreich ist es souche de noël, trois feux oder trefué (zu Ehren der h. Dreieinigkeit); in der Provence calendeau, von calendae, Neujahr, weil das neue Jahr sonst mit Weihnachten begann, weshalb in der Dauphinée die Weihnachtszeit chalendes und der Weihnachtsblock chalendal heißt, wie bei den Albanesen die große Weihnachtsfestbrezel Kolenda. Dies alles beweist zugleich, daß man diesen Block für den wichtigsten Bestandteil des Festes hielt. Gewöhnlich nahm man

Holz von Fruchtbäumen, weil man das Feuer mit der Fruchtbarkeit des kommenden Jahres in Verbindung brachte. Der Christblock wurde sehr respektvoll behandelt; man erhob sich von den Sitzen, wenn er in das Haus gebracht wurde; man weihte, taufte, heiligte ihn in verschiedenen Gegenden, in der Provence und Dauphinée mit Wasser oder Wein. Kohle von ihm wurde als Heilmittel aufbewahrt, Asche in Gärten und Felder gestreut. In Perigord wurde die Asche zur Heilung von Drüsen u. dergl. verwendet, was stark an Hiob 2, 8 erinnert. Die Südslaven legen noch jetzt ziemlich allgemein drei kleine Bäumchen oder Äste ins Herdfeuer, mit denen sie dann umherschlagen, damit die Funken möglichst weit springen, wobei sie allerlei gute Wünsche für Haus und Feld murmeln. Die verkohlten Reiser werden gern in Obstgärten und Weinberge gesteckt, wie anderweit verkohlte Besen. Die Albanesen bringen häufig die ganze Nacht wachend am Weihnachtsfeuer zu. Sie verbrennen an den heiligen drei Abenden (24. Dez., 31. Dez., 5. Jan.) drei Kirschzweige, mit deren Asche sie in ähnlicher Weise verfahren. — In Deutschland, und zunehmend jetzt auch in anderen Ländern, trat an Stelle jener Feuer der Weihnachts- oder Christbaum, ein Lichtbaum in des Wortes schönster Bedeutung, durchaus heidnischen und religiösen Ursprungs. Die heiligen Bäume des Altertums wurden an hohen Festen der Gottheit, der sie geweiht waren, mit Lichtern besteckt, insbesondere bei Hellenen und Germanen, überhaupt bei allen Völkern, denen Baumkult eigen war. Durch die Kirche erhielt der Weihnachtsbaum nur eine andere Beziehung, eine geistigere Auffassung; sein Strahlenglanz weist ebenso auf das die Nacht des Heidentums durchdringende Licht des Evangeliums, als jene Feuergarbe, welche von der Engelsburg der heiligen Roma emporsteigt. In dem weihnachtlichen Lichterbaume zeigt sich aber zugleich auch die heitere Bedeutung des Feuers,

indem dieses zu allen Zeiten und überall als Ausdruck seltener und hoher Weihe und Freude galt. Die Alten nannten solche Feuer ignes jocunditati, die Franzosen feux de joie, die Engländer bonfires, d. i. Freudenfeuer. Die Freude kleidet sich in lichtes Weiß wie die Trauer in finsteres Schwarz. An hohen Freudenfesten entfalten alle höheren Kulte in ihren Tempeln reichen Lichterglanz. Festsäle erstrahlen in Kerzenpracht, im Freien erfreut Feuerwerk und Illumination. Das größte Volksfest der Chinesen ist das sechstägige Laternenfest, bei welchem sogar die Seelen der Verstorbenen anwesend gedacht werden.

Hier dürfte auch der Fackel zu gedenken sein, die, ein Symbol des Lichtes und ein Attribut der Lichtgottheiten, ebenso planetarischer Bedeutung war, als ein Ausdruck der Freude und geistiger Freiheit wurde. Gottheiten mit erhobenen Fackeln symbolisieren kommendes und zunehmendes, solche mit gesenkten Fackeln abnehmendes und schwindendes Licht und Leben. In ersterer Beziehung sei nur an Diana und Minerva erinnert, in letzterer an die ihre Tochter im Schattenreiche suchende Ceres. Mithra wurde von den Genien des Morgens mit gehobenen, von denen des Abends mit gesenkten Fackeln begleitet. Die Fackeln, welche an Proserpinens Fest in eine Grube geworfen wurden, weisen auf das Ende des Jahres, auf die sterbende Zeit. Die zum Zeichen einer Kriegserklärung hingeworfene Kriegsfackel verkündet Tod und Verderben. Religiöse Fackelläufe und -spiele sind ursprünglich auf den Jahreslauf der Gestirne zu beziehen; so die an den Festen des Zeus und Dionys (als Sonnengötter), an den Prometheen der Athener, bei denen der als Sieger anerkannt wurde, dessen Fackel trotz schnellsten Laufes nicht verlosch. Im Altertume folgte dem Siegeswagen eines Triumphators der Fackelwagen. Männern hervorragender Verdienste werden heute noch ehrende Fackelzüge gebracht. Fackel-

tänze führen noch gegenwärtig Wilde auf, aber auch die höchsten Würdenträger des preußischen Staates bei Gelegenheit hohenzollernscher Hochzeitsfeste. Die Brautfackel als Heils- oder Lebenslicht existiert noch weitverbreitet. Die Serben halten während der Trauung hinter dem Brautpaare zwei brennende Kerzen, die Esthen stellen dem jungen Paare zwei Lichter auf die Hochzeitstafel. In Klein-Rußland wird der einziehenden jungen Frau häufig ein Feuer auf dem Wege angezündet, durch welches sie fahren muß. In Frankreich war es vielerorts Sitte, das Johannisfeuer vom jüngsten Ehepaare anzünden oder von der jüngsten Ehefrau überschreiten zu lassen. Sprang ein Bursche mit einem Mädchen Hand in Hand über dieses Feuer, so galt dies vielfach der Verlobung gleich; in Unteraltaich am Bodensee jetzt noch. „Übern Kopf und untern Kopf thu ich mei Hütli schwingen, Madl, wenn d' mi lieb hast, durchs Feuer mußt mit mi springen." Eben weil der Ehe neues Leben entstammt, wurde Feuer und Licht damit in Verbindung gebracht, denn das Feuer galt als Lebenselement.

Licht erscheint als erste Emanation in den verschiedenen Kosmogonien. Führten die dem Feuerkulte ergebenen Parsen die gesamte Schöpfung auf Feuer zurück, so zahlreiche Mythen wenigstens die Entstehung des Menschengeschlechts. Nur ist dabei weniger an den körperlichen, vielmehr an den geistigen Teil des Menschen zu denken. Nichts war natürlicher, als daß man, dieser Doppelnatur des Menschen entsprechend, auch gewissermaßen einen zweifachen Zeugungsstoff setzte und das Körperliche aus wässriger, das Geistige aus feuriger Urmaterie hervorgehen ließ, so daß sich im allgemeinen in den Anschauungen und Mythen über die Schöpfung des Menschen das Wasser zum Feuer verhält wie der Körper zum Geist. Und das Symbol dieses immateriellen überirdischen göttlichen Geistes im Menschen war immer wieder der Blitz, was auch

die allgemein gebräuchlichen Redensarten von „Gedankenblitzen“ und „aufflammenden Gedanken“ und „blitzschnell durch den Kopf fahren“ bestätigen. Kurz, „Feuergeburt und Menschengeburt standen sich fast vollständig gleich“. Yama, der erste Mensch der Inder, ist als der verkörperte zur Erde fahrende Blitz erwiesen worden. Phoroneus, der das Feuer oder sich selbst zur Erde bringt, ist ebenso ein erster Mensch oder König, als Picus, ein Feuerbringer und zugleich Schutzgott der Kinder, der erste König oder Mensch Latiums. Nach nordischer Mythe giebt der Feuergott Lodr (lodern) den Menschen bei der Schöpfung das Blut, d. i. das Leben. Diese enge Beziehung des Blitzes und Feuers zur menschlichen Schöpfung führte aber naturgemäß zu einer ähnlichen Verbindung der Menschenerschaffung mit Wolke, Pflanze und Stein, denn wie aus der Wolke der Blitz zuckt, so wurde durch Reiben dem Holze und durch Schlagen dem Steine Funke und Feuer entlockt. Yama ist ebenso der Feuergeborene als der Wolkengeborene. Die skandinavische Mythe läßt den ersten Menschen aus einer Esche geboren werden und heißt ihn danach askr, d. i. Esche. Die Araber nennen die beiden Reibhölzer geradezu Männlich und Weiblich. Das Leben selbst wird noch allenthalben mit Licht und Feuer verglichen. Wir sprechen von Lebenslicht und Lebensfunken. Der eine ist „ausgegangen wie ein Lichtlein“ und einem anderen hat man „das Lebenslicht ausgeblasen“. Die Ansicht, daß dem Menschen bei der Geburt von den Nornen ein Lebenslicht angezündet werde, das erst beim Tode verlösche, findet sich zuerst in der altisländischen Nornagest-Saga. In der holsteinischen Sage von der Gräfin Schack bei Müllenhof findet sie sich wieder. So viele Lebensjahre ein Kind am Geburtstage zählt, so viele Lichter werden ihm angezündet; oft auch nur eins, an dem dann alle Erscheinungen beobachtet und auf die Zukunft gedeutet werden.

Mancherorts schenken die Paten dem Kinde am ersten Geburtstage einen Kuchen mit einem brennenden Lichte, das niemand auslöschen darf. Sogar das allbekannte Kinderspiel „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg“ ist derartigem Glauben entsprungen.

Allen heiligen Feuern liegt zugleich die Anschauung zu Grunde, daß sie das Böse vertreiben und von Sünde befreien. Darin liegt ihre höhere, ihre ethische Bedeutung. Wie Licht thatsächlich tierische Bestien und menschliche Verbrecher verscheucht, so erscheint Feuer überall als Schutzmittel gegen Übel physischer und seelischer Art; wie Jahrtausende vor Christi Geburt die arischen Inder kranke Rinder durch den Rauch eines dem Rudra geweihten Feuers trieben, so entzünden deutsche Bauern im 19. Jahrhundert nach Christi Geburt häufig noch unter kranken Haustieren ein qualmendes Strohfeuer. Krankes Geflügel wurde und wird in Sieben über dem Herdfeuer geschwenkt. Kranke und wunde Stellen bei Tieren und Menschen wurden und werden mit einem Gegenstand berührt, den man dann ins Feuer wirft. — Tief im Volksbewußtsein wurzelt der Glaube an böse Geister und deren Spuk um Mitternacht in gewissen Nächten und an bestimmten Orten. Brocken und Walpurgis sind geradezu sprichwörtlich geworden. Das Landvolk lief mit brennenden Besen und Fackeln durch Felder und Gehöfte, um den bösen Säe- oder Butzelmann, den Teufel und die Hexen zu verscheuchen. Soweit Schein und Rauch reichten, konnten böse Geister nicht weilen, weshalb derartige Feuer auf den Gipfeln hoher Berge entzündet wurden. Springen über heilige Feuer schützte vor Zauber und Dämonen; Brände davon wurden in Brunnen und Wassertröge geworfen, um das daraus getränkte Vieh vor Hexerei und Krankheit zu bewahren. Dem, der drei Kohlen bei sich trug, konnten die Hexen nicht schaden, und wo drei Lichter brannten, konnte

der Teufel nicht weilen. Ungetauften Kindern legte man ein Gesangbuch unter das Kopfkissen und stellte die Wiege in die Nähe des Feuers, um Satanas abzuhalten. Die Esthen lassen das Feuer überhaupt vor der Taufe nicht ausgehen. In grasser und fast ausschließlicher Weise hat sich diese Nachtseite des Feuerkultes im Schamanentume Zentralasiens erhalten. Es giebt thatsächlich keine, selbst noch so unbedeutende festliche Gelegenheit, froher wie trauriger Art, bei der nicht Feuer lodern zur Abwehr neidischer, hämischer, tückischer Geister. — Mit dem Springen über und dem Gehen durch heilige Feuer verband sich aber auch der uralte Glaube an eine Entsündigung und Sühnung durch Feuer. Im 2. Buche der Könige finden sich eine ganze Reihe hiereinschlagender Stellen: 16, 3; 17, 17; 21, 6; 23, 10 ꝛc. Im Babylonischen schwangen sich die Leute an einem Stricke über solchen Reinigungsfeuern hin und her. Im französischen Indien wird bei einem Feste (Nezupyson tirunal) ein Scheiterhaufen errichtet, durch dessen glühende Asche die Erwachsenen springen, gleichwie in Malabar die Priester an einem dem Dharma geweihten Feste über die heißen Kohlen des Opferfeuers schreiten. Anschauung und Brauch unverändert Jahrtausende auf demselben Boden! Noch heute rufen griechische Frauen beim Springen über zur Zeit der Sommersonnenwende entzündete Feuer: Ich lasse meine Sünden! Der gesamte Molochskult der Semiten beruhte auf dieser entsündigenden Kraft des Feuers. Nach den Erläuterungen des Talmud zu den Büchern der Könige führte eine Doppelmauer durch die vielerwähnten Molochsfeuer, zwischen welcher die Sichentsündigenden hindurchwanderten. Fast gleicher Brauch scheint zu dem Kulte des slavischen Swanto-Wit gehört zu haben. (Ein hervorragendes Heiligtum desselben befand sich auf dem Prager Hradschin. Wie sich dieser Gott infolge der Namensähnlichkeit in St. Veit umwandelte, wie

an Stelle der heidnischen Opferstätte der Dom zu St. Veit trat, so wurden die alten Opfertänze zu krampfhaften Veitstänzen!) Nach griechischer Mythe legte Thetis ihren Sohn Achill in die Flamme. Die Römer trugen am achten Tage nach der Geburt die Neugeborenen zwischen zwei Feuern hindurch, wie dies noch häufig in Indien vorkommen soll. Es ist dies nichts anderes als eine Feuertaufe, die alle Sünden gründlich hinwegnimmt. Daß man eine solche für kräftiger hielt als die Wassertaufe, dürfte wohl selbst noch aus Vergleichen des Neuen Testaments, z. B. Luk. 3, 16, deutlich hervorgehen. — Dem gesamten Altertume galt alles Tote für unrein. Feuerverehrende Völker verbrannten deshalb ihre Toten nicht, sondern begruben sie oder setzten sie, wie die Parsen, der Luft aus. Sterbenden hielt und hält man ein Licht vor den Mund, gab und giebt man ein solches in die Hand. Man stellt Lichter um die Leiche. Der orthodoxe Jude läßt in einem Sterbezimmer das Licht sieben Tage brennen; an jedem Gedächtnistage zündet er dem Verstorbenen ein solches auf 24 Stunden an. Am Vorabende „Allerseelen" wird in Alpenlandschaften das sogenannte „Seelenlichtlein" angebrannt. Die Anwendung der Sterbekerze ist eine allgemeine. Der Parse betete Jahrhunderte vor Christo vor seiner heiligen Flamme; Katholiken stellen gern ein Licht auf ihren Betplatz in der Kirche. Priester schwangen parfümierte Reinigungskerzen über dem Zuentsündigenden, wobei sie ihn mit Weihwasser besprengten und schließlich die Kerze, zum Zeichen gründlicher Reinigung, über ihn warfen. Wie der Parse nach dem Tode die alläuternde Metallschmelze erwartete, wie der Talmud den reinigenden Feuerstrom Dinur für alle Seelen setzte, so glaubt der Katholik noch an ein unerläßliches Fegefeuer. Derartige Seelenläuterungen sind jenen Religionen eigen, denen eine vervollkommnende Seelenwanderung fehlt.

Nach alledem kann nichts natürlicher erscheinen als die Anschauung, daß die heilsame Wirkung auch von der Dauer des Feuers oder Lichtes abhänge, infolgedessen man ganz von selbst zur Anwendung sogenannter „ewiger" Feuer, Flammen und Lampen kam, deren Unterhaltung, wenigstens im Altertume, stets reinen Jungfrauen übertragen war. Hierbei sei nur erinnert an die hohe Bedeutung der unverlöschlichen Feuer der griechischen Hestia und der römischen Vesta, an die ewige Lampe der Synagoge und der katholischen Kirche. Nach einer jüdischen Legende war selbst während des Exils das ewige Feuer des Salomonischen Tempels nicht verloren gegangen, sondern Priester hatten es in eine dem Nehemia bekannte Höhle geflüchtet. Nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft fand man zwar nur dickes Wasser, das sich aber entzündete, sobald man es auf Holz brachte, und so nichts anderes als eine Fortsetzung des alten Feuers war. Die ewigen Feuer der Parsen wurden unterhalten, indem täglich fünfmal reines Holz und vorgeschriebene Spezerei hinzugethan ward. Die brahmanischen Priester ließen das Feuer ihres Herdes nie ausgehen. Bei den Germanen wurden ewige Feuer in heiligen Hainen unterhalten, bei den Slaven brannten ebenfalls dergleichen an heiligen Orten. Im Schloß der litauischen Fürsten zu Wilna wird eine ewige Flamme noch 1387 erwähnt, deren etwaiges Verlöschen dem amtierenden Priester das Leben gekostet haben würde. Demgemäß galten auch all die obenerwähnten heiligen Feuer für um so günstiger, je länger sie brannten. Werden doch noch heute Kohlen, die sich vom Feuer der heiligen drei Abende (Weihnachten, Sylvester, Hohneujahr) bis zum anderen Morgen im Ofen glühend erhalten haben, als Glückszeichen betrachtet. Wo aber die Natur selbst ewiges Feuer erzeugte, wo etwa aus dem Schoße der Erde eine ewige Flamme loderte, da mußte sich die Heilighaltung zu göttlicher Ver-

ehrung steigern; daher Feuer-„Anbeter“ in kaspischen Landschaften seit ältester Zeit bis zur Gegenwart.

Den Reinigungsfeuern sind die Reinigungsräucherungen durchaus analog. Sie bildeten gleich jenen in allen höheren Kulten einen wesentlichen Bestandteil der Gottesverehrung und wurden in derselben Weise gegen physische und seelische Übel angewendet. So verlieh die Schwefelräucherung beim griechischen Apollkulte dem Opfernden Entsündigung, seinem Besitztume Gedeihen. Dem Alten Testamente ist Verherrlichung Gottes und Weihrauch unzertrennlich. Gott selbst sagte zur Darlegung seiner Majestät: „An allen Orten wird mir geräuchert“. Wie das Räucherwerk für den Jehovahdienst streng nach Vorschrift bereitet sein mußte (vgl. nur 2. Mos. 30, 35), so wird in orphischen Hymnen die Art der Räucherung für jede Gottheit besonders angegeben. Wie vor persischen Königen die heilige Flamme einhergetragen wurde, wie Jahrtausende vor Christo heilige Rauchsäulen den Heeren der Assyrer und Israeliten voranzogen, so trugen (nach Baronius) die ersten Christen ihren Toten Rauchfässer voran, so werden noch heute vor dahinziehenden Prozessionen und vor der heiligen Monstranz Weihrauchkessel geschwungen. Alle Tempel der Semiten wurden durch Räucherungen geweiht. In Tirol werden noch jetzt vielerorts am Vorabende des Dreikönigtages oder überhaupt an den heiligen drei Abenden alle Räume und Bewohner des Hauses beräuchert. Vor nicht zu langer Zeit ging man daselbst an diesen Abenden mit Rauchpfannen zu den Nachbarn, um Glück zuzuräuchern. Die Serben wenden Räucherungen fast bei allen Krankheiten und Geburten an. — Räucherungen wurden mit Hexen- und Teufelsdienst, mit Zauberei und Beschwörungen in enge Verbindung gebracht. Man dachte sich im allgemeinen derartiges Räucherwerk in gleichem Grade als stinkenden Qualm wie göttlichen Weihrauch als lieblichen

Duft. Wenn nach rabbinischer Dämonologie der oberste Teufel unter anderen auch als deus odorum bezeichnet wird, so soll dies eben den Inbegriff aller pestilenzialischen Gerüche ausdrücken. Die höllischen Schwefeldämpfe und die Ferula asa foetida (Stinkasand oder Teufelsdreck) sind geradezu sprichwörtlich geworden. —

Sobald man den heiligen Feuern göttliche Kraft überhaupt beilegte, mußte man ihnen insbesondere auch wahr(heit)sagende Kraft zuschreiben und sie dementsprechend bei Ordalien, welche sich auf Vergangenes bezogen, und bei Orakeln, welche sich auf Zukünftiges erstreckten, zur Anwendung bringen. — Reichte in schwierigen Rechtsfällen menschliches Wissen nicht aus, so sollte die Gottheit selbst durch sogenannte Gottesurteile entscheiden, zu deren Ausführung man sich vorzugsweise auch der Feuerprobe bediente. Dieses judicium ignis, Rechtsspruch des Feuers, galt als kräftigstes Beweismittel seit ältester Zeit bis tief in das 16. Jahrhundert. In Sophokles' Antigone erbieten sich die Wächter, zum Beweis ihrer Unschuld glühende Eisen zu tragen und durchs Feuer zu gehen. Im 2. Jahrhundert n. Chr. schritt die Frau des Bischofs Demetrius von Alexandrien, im 4. Jahrhundert die des Bischofs Simplicius von Autun bekleidet durchs Feuer, sich von bösem Leumunde zu reinigen. Im 5. Jahrhundert erbot sich der Bischof St. Brice von Tours freiwillig, glühende Kohlen zum Grabe des heiligen Martin in bloßen Händen zu tragen, um argen Verdacht zu beseitigen. Insbesondere waren die Gottesurteile durch Feuer auch allen Germanen eigen. Die Kapitularien Karls d. Gr. und Ludwigs d. Frommen schreiben derartigen Proben gesetzliche und unbedingte Gültigkeit zu. Sogar die Kirche, z. B. die Versammlungen unter Arnulf 885 und zu Lillebonne 1080, erkennt sie als gesetzlich und kirchlich zulässig an. Der freie Mann konnte sich von schwerem Verdachte durch einen Eid (wo-

möglich am Herdfeuer, nachmals bei brennenden Kerzen) reinigen, aber der Unfreie, der Knecht und Hörige, oder das Weib, denen der Eid versagt war, oder der freie Fremde, der keinen Eideshelfer hatte, — diese mußten sich dem Gottesurteile unterwerfen: die rechte Hand eine bestimmte Zeit ins Feuer strecken, oder ein glühendes Eisen von bestimmter Form und Größe halten, oder über glühende Eisen (insbesondere 9 Pflugscharen) schreiten, oder durch glühende Kohlen mit bloßen Füßen gehen rc. Die Probe, im Hemd, das wohl noch mit Wachs getränkt war, durchs Feuer zu gehen, war für schwerangeklagte Frauen bestimmt. So soll sie Richardis, Gemahlin Karls d. Dicken, bestanden haben. Die heilige Kunigunde, Gemahlin Kaiser Heinrichs II., rechtfertigte sich durch Tragen glühender Eisen; Edma, Mutter Eduards d. Heiligen von England, durch Überschreiten glühender Pflugscharen. — Ihrer göttlichen Kraft halber wurden diese Feuer auch zu Orakeln, die göttlich verehrt und durch Opfer ausgezeichnet wurden. Apoll, der Gott physischen Lichtes, war zugleich Seher, Weissager, Orakel. Schon in den Zendschriften heißt es: „Das Feuer schenkt Kunde der Zukunft, Wissenschaft und liebliche Rede“. Die aus der Erde steigenden Dämpfe von Delphi versetzten die Pythia in Ekstase und verliehen ihr untrüglichen Blick in die Zukunft, weshalb Diodor diese Dämpfe geradezu „Weissagung der Erde“ nennt. Aus der raschen oder langsamen Entzündung künstlicher Feuer, aus dem hellen oder trüben Scheine der Flamme, aus der Dichte und Richtung des Rauches, aus der Beschaffenheit der Kohle und Asche rc. schloß man auf das Geschick des Einzelnen wie ganzer Gemeinden und Völker. Träumerisch sieht der Mensch dem Spiele, hört er dem Knistern der Flammen zu; gedankenvoll folgt er dem Kommen und Schwinden der Fünkchen an glimmenden Spänen und Papieren. Eine ganze Reihe

deutscher Märchen gedenken des Niederkniens vor Kaminen und Öfen, d. i. der Schicksalsfragen an das Feuer. Deutschen Frauen und Mädchen war es besonders eigen, dem Herde und Kaminfeuer Geheimnisse anzuvertrauen und ihr Leid zu klagen, gleichsam Rat und Trost und Hilfe erwartend. Noch vielfach wird vor Beginn eines wichtigen Unternehmens die Herdflamme beobachtet; auffälliges Prasseln und Zischen der Flammen hat noch jetzt nach dem Volksglauben „etwas zu bedeuten", besonders Streit, ehelichen Zwist 2c. Das „niesende Licht" weist ebenso allgemein auf Erfreuliches (lieben Besuch, ersehnte Briefe, Geld), als plötzliches Verlöschen auf irgend ein Unglück und (gleich dem lauten Knistern des Nachtlichtes in einem Krankenzimmer) auf Tod. Bis in späte Zeit leuchtete man in gewissen Nächten in Brunnen und Seen, um aus der Art des Feuerscheines im Wasser die Zukunft zu erforschen. Sternschnuppen und Irrlichter wiesen auf verborgene Schätze, später wohl auch auf Orte, an denen eine Kirche erbaut werden sollte. Auf der anderen Seite hielt man Irrlichter aber auch für Kobolde und Hexen, für irrende Seelen ungetaufter Kinder und unbußfertiger Verbrecher, welche die Leute verführen wollten, weshalb man sie auch Tückbolde, Lichtkerle, laufende und wilde Feuer nannte und bei ihrem Anblicke ein Kreuz schlug. Das Elmsfeuer, benannt nach dem Fort St. Elmo bei Neapel, an dessen Türmen es oft und deutlich wahrzunehmen; das sich ausgedehnt in den Urwäldern Kaliforniens wie in der Kalahariwüste Südafrikas entwickelt, besonders aber an Schiffsmasten leuchtete, — wurde von den Alten mit Kastor und Pollux, von den Christen mit dem Feuerpatron Elias in Verbindung gebracht, und auf Sturm oder glückliche Fahrt bezogen.

Überraschend ist die enge Berührung von Wasser und Feuer in der Symbolik, während sich diese beiden Natur=

gewalten in der Wirklichkeit so feindlich gegenüberstehen, daß die eine zur Vernichtung der anderen wird. Beide bilden die höchsten physischen und ethischen Reinigungsmittel. Beide besitzen in reinem Zustande (— als Quellwasser und Notfeuer —) die intensivste Heilkraft. Das Wälzen im Johannistaue wirkt gleich dem Springen über das Johannisfeuer. Beide dienten zu den kräftigsten Ordalien, wobei wiederum die, welche die Feuerprobe nicht bestanden, häufig ersäuft, und die, welche die Wasserprobe nicht bestanden, oft verbrannt wurden. Das erste Werk eines neuen Besitzers, einer neuen Hausfrau, neuer Dienstboten, das Zeichen rechtlicher Besitznahme ist ebenso das Entzünden des Herdfeuers als das Schöpfen aus dem Hausbrunnen ꝛc. Bald ist das All aus Wasser, bald aus Feuer hervorgegangen. Der Feuergott Prometheus war Vater des Wassergottes Deukalion, und dieser zeugte wieder die feurige Pyrrha, gleichwie der feurige Blitz der wasserreichen Wolke entspringt. Die Kabiren erscheinen bald als schmiedende Feuergottheiten, bald als die Schiffahrt beschützende Mächte der Flut. Der Löwe ist Symbol des Wassers wie des Feuers. Seine Mähne versinnbildlicht den Strahlenkranz der Sonne, der Lichtgott Mithra erscheint mit einem Löwenkopfe. Auf der anderen Seite bildet der Löwe die ägyptische Hieroglyphe für Wasser, ist er Attribut der Wassergöttinnen Rhea und Cybele, und unsre Wasserkünste zeigen überall wasserspeiende Löwen. Die Sonne selbst heißt dichterisch „Quelle des Lichtes“ und „Strahlenbrunnen“. Daneben scheint sich der natürliche Gegensatz beider Elemente sowohl in dem Glauben auszusprechen, daß Regen bei Sonnenschein nichts Gutes bedeute (denn dann bleicht der Teufel seine Großmutter, „le diable bat sa femme“), als in dem, daß Quellwasser am heilkräftigsten sei, wenn es noch kein Sonnenstrahl berührt

habe, weshalb solches eben in der Nacht, wenigstens noch vor Sonnenaufgang geschöpft wurde. —

Das Höchste, Heiligste, Gott selbst vermögen wir uns nicht anders als feurig, leuchtend und licht vorzustellen, denn „Licht ist das Wesen der Gottheit in allen Religionen"; „das Element, mit welchem alle Kulte der Welt den Schöpfer verehren". „Daß Gott ein Licht sei, ist der Hymnenlaut, in welchem alle Religionen zusammenstimmen". Agni, der Gott des Feuers und des physischen Himmelslichtes, ist zugleich die personifizierte Wahrheit und Tugend; ebenso Ormuzd. Die Sonne, das große Weltlicht, ist zugleich übereinstimmend das Symbol Gottes. Nach der Schrift selbst ist Gott das höchste und ewige Licht, das Licht im Lichte. „Seine Diener sind Feuerflammen" und „die Frommen werden im Lichte seines Antlitzes wandeln", wie die Gottlosen in Finsternis. Christus wird das Licht der Welt genannt, das Wort Gottes und Jerusalem „Leuchte der Völker", die Verkünder des Evangeliums „Lichter", solche, die den heiligen Geist empfangen, „Erleuchtete". Jehovah erscheint in und spricht aus Flammen, der Gesetzesberg Sinai steht in Flammen; lux und lex, Licht und Gesetz, ist gleicher Wurzel. Licht und Öl ist unzertrennlich. Das Ölblatt, das die Taube brachte, die wiederum ein Symbol des Friedens ist, galt dem Noah als „Licht der Erlösung der Welt". Die Häupter der Götter und Heroen umstrahlt göttlicher Nimbus wie nachmals die der Heiligen und Märtyrer. Aus dem Umstande, daß Licht überall als Bild des Geistes, des Verstandes und der Intelligenz erscheint, erklären sich die Redensarten von „aufflammenden Gedanken", „Gedankenblitzen" und „hellen Köpfen". Die edelsten geistigen Güter werden dem Feuer und Lichte verglichen; Freiheit und Vaterlandsliebe von unseren Dichtern geradezu als „Gottes Flamme" bezeichnet. „Kampfesflammen und Freiheits-

gedanken lodern", „die Flamme der Freiheit glüht", „der Freiheit Morgenröte strahlt", „Begeisterung wächst wie Feuerbrand", „der Kampf bricht aus in hellen lichten Flammen" und der Patriot schwingt das „flammende Schwert".

„Heilige Glut!
Rufe die Jugend zusammen,
Daß bei den lodernden Flammen
Wachse der Mut!
Auf allen Höhen
Leuchte du flammendes Zeichen,
Daß alle Feinde erbleichen,
Wenn sie dich sehn!
Licht, brich herein!
Sprach er; da glühten die Flammen,
Schlugen in Gluten zusammen
Über dem Rhein.
Leuchtender Schein!
Siehe, wir singenden Paare
Schwören am Flammenaltare:
Deutsche zu sein!"
„O Heldenblut, o Licht!
Goldne Freiheitssonne,
Bleiche nicht,
Strahlenwonne,
Du Stern vom ew'gen Licht!"

Wahrlich, da gilt des Dichters Wort:

„Der geistigen Glut des Gedichts
Sind himmlische Flammen gepaart!"

Alles Schöne und Treue wird Feuer und Licht verglichen, insbesondere die Geliebte und das treue Auge.

„O Maidle, du bist mei Morgenstern,
O Maidle, du bist mei Frühlingssonn'."

„Ihr Augen voll Thränen,
Du liebes, frommes Licht,
Lebt wohl und vergeßt mich
Ihr nassen Sterne nicht!“

Aber dieses Auge kann auch in unheimlicher Glut leuchten, kann alle Nüancen vom teuflischen Funkeln und Blitzen bis zum göttlichen Leuchten und Strahlen durchlaufen. Leidenschaften offenbaren sich in flammenden und sprühenden Augen und Blicken; ihr Feuer verzehrt den, der die Glut der Begierde nicht zu dämpfen und zu löschen vermag. Edler Regung und Begeisterung paart sich gern „feuriger Wein“, der „köstliche Feuersaft“ und „edle Feuerbursch“.

„Aus Feuer ward der Geist geschaffen,
Drum schenkt mir süßes Feuer ein.“

Der feurige Jüngling geht mit Feuereifer ans Werk; wer ermattet, wird angefeuert mit glühenden Worten in feuriger Rede. Das Verbrechen hinterläßt den Feuerbrand eines bösen Gewissens; eine alte Wunde, körperlich oder seelisch, brennt wie Feuer. Das Innere des Verzweifelten gleicht einem ausgebrannten Krater; „wo die Fackel des Hasses und der Zwietracht leuchtet, da wird es öde und finster“. Und ist ein Mensch noch so weise gewesen, hat er mit dem Lichte seines Geistes seine Nation und sein Jahrhundert erleuchtet, so ruft er doch noch in dem Augenblicke, da sein Lebenslicht erlischt: Licht! mehr Licht!





Wolke.

Keine Erscheinung der Natur vermochte die Aufmerksamkeit des Menschen so dauernd zu fesseln als die der Wolken. Der bald rasche, bald langsame Wechsel der Gebilde; die oft grotesken, oft sanft abgerundeten Formen; die sichtbaren Übergänge aus alten vergehenden in neue werdende Gestalten 2c. mußten Sehen und Sinnen in seltener Weise in Anspruch nehmen und unerschöpflichen Stoff zu immer neuen Kombinationen liefern. Der Phantasie war um so mehr Spielraum geboten, als wechselnde Färbung und Formung, Eilen und Weilen, Steigen und Sinken, Kommen und Schwinden, Verdünnung und Verdichtung die Wolken fast als lebende Geschöpfe, ihre himmlische Nähe und das ihnen entquellende Heil und Unheil dieselben als eine Art göttlicher Wesen erscheinen ließen.

„Oft sehn wir eine drachenhafte Wolke,
Oft einen Duft, gleich Bären oder Löwen,
Ein Schloß mit Türmen, einen jähen Felsen,
Ein Gletscherhorn, ein blaues Vorgebirge
Mit Bäumen drauf, zunickend unsrer Welt
Und täuschend unser Aug' mit leerer Luft."

„Die Wolken hin und her am Himmel gehen,
Und bald sich trennen, bald zusammenziehen,
In lichten Farben bald hellfunkelnd glühen,
Bald schwarz wie Nacht, wie Schnee bald flockig stehen.“

Das Dunkel der Gewitterwolke mußte andere Vorstellungen wecken als das unheimliche Fahl der Hagelwolke, die jagende Sturmwolke andere als die schleichende Schichtenwolke, die zerfetzte Wetterwolke andere als die liebliche Lämmerwolke. Die blitzdurchzuckte Donnerwolke wirkte nicht wie die mit goldenem Purpur gesäumte Dämmerwolke, winterlicher Schneefall nicht wie erquickender Regen, drohendes Massengewölk nicht wie das unergründliche Blau. Dazu trat die Unerreichbarkeit der zwischen Himmel und Erde schwebenden Gebilde, infolgedessen der Schleier des Geheimnisvollen blieb und die Vermutung immer neue Anschauungen schuf. So mußte die Wolke in Mythe und Sage, in Bild und Dichtung eine hervorragende Stellung erhalten und ebenso Gegenstand philosophischer Forschung als mystischer Grübelei, gemütvollen Glaubens als sinnlosen Aberglaubens werden. —

„Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder zur Erde muß es, —
Ewig wechselnd!“

Dieser Wechsel ist von vornherein wohl zu beachten. Auf ihm beruhen verschiedene Mythen, unter anderen die von den mit Sieben Wasser schöpfenden Danaiden. Die Begriffe Wolke, Wind, Wetter, Wasser, Welle, Woge berührten und kreuzten sich auf tausenderlei Art und führten in ein wahres Labyrinth von Vorstellungen. Wie der unendliche Himmelsraum dem endlosen Ocean und das Gewoge der Wolken dem Gewoge der Wellen verglichen ward, so

waren auch Wolken- und Wassergottheiten nicht scharf auseinander zu halten; erstere waren in bestimmter Auffassung zugleich letztere, und umgekehrt, so daß sie in Mythe und Sage mitunter eine Übereinstimmung zeigten, die zur Verwechselung führte. Dünste verdichten sich oben und es entstehen Wolken, „Töchter des Himmels"; Dünste steigen empor und es entstehen Wolken, „Töchter der Erde"; aus Wolken strömt Regen und es entstehen Ströme, „Söhne des Himmels und der Wolken". Hier Wasser im dunklen Schoße der Erde, dort im Schoße dunkler Wolken; hier die Auffassung der Wolken als Rinder, dort die Stierbildung der Flüsse; hier Wolken-, dort Wellenrosse; hier wirkliche Schiffe auf weitem Oceane, dort Auffassung der Wolken als solcher im Luftmeere. Schiller nennt die Wolken „Segler der Lüfte" und die Armada eine „wetterschwangere Wolke". Der indische Varuna, Gott des dunklen Wolkenhimmels, war zugleich Herr des Meeres. Osiris, der personifizierte Nil, ist in der Mythe, nach welcher er gen Osten zieht und erst nach langer Zeit wiederkehrt, nichts anderes als das am Ende der Regenzeit weiter östlich ziehende Gewölk. Ein Teil der Mythen vom Wassergotte Poseidon kann nur auf Wolkenwasser bezogen werden. Die Erinnyen waren ursprünglich (eilende) Wolken gleich den Najaden.

Natürlich muß es erscheinen, daß die Wolken, welche zwischen Himmel und Erde schweben, zum Verkehrsmittel zwischen dem Jenseits und Diesseits wurden. Götter schweben in Wolken herab und hinauf, Seelen und göttliche Menschen vollziehen in Wolken ihre Himmelfahrt: Henoch, Elias, Christus. Nach dem kabbalistischen Buche Sohor soll Moses während der Zeit, da ihn das Volk auf dem Sinai vermutete, in einer blendend weißen Wolke zum Himmel gefahren sein und viel Weisheit, die aber nur die Rabbinen erfahren, von den Engeln gelernt haben; nach Josephus

trug ihn bei seinem Tode ebenfalls eine Wolke zu Jehovah. Diana führte die Iphigenia in einer Wolke in ihr Heiligtum nach Tauris; Romulus wurde in einer Wolke unter die Götter versetzt. Wird die Wolke als Verkehrsmittel zwischen oben und unten gedacht, so Wasser als Verkehrsweg zwischen dem Diesseits und Jenseits. Die Vorstellungen von einem Totenwasser mit seinem Fährmanne und vom Regenbogen als einer Toten- oder Seelenbrücke sind uralt. Wie das mythische Schiff Odins die erschlagenen Helden nach Walhalla trug, so wurden im Norden wirkliche Schiffe mit dem Scheiterhaufen verstorbener Helden hinausgestoßen auf das weite Meer. Die alten Vedenlieder reden von einem „Schiffe des himmlischen Meeres“, die Edden von einem „vintflot“ (Luftschiff), noch spät Hans Sachs (in seinen Lappenhäusern) von einem „Nebelschiff“. Athene, als Wolkengöttin gleichsam Herrin des himmlischen Schiffes, war zugleich Beschützerin der Schiffahrt des Meeres. Das überladene Wolkenmeer senkt sich herab auf das wirkliche.

„Ob die Wolke ihn belüde,
Allzutrübe, allzuschwer,
Leget sich der Himmel, müde,
Nieder auf das weiche Meer.“

Auf dieser Wechselwirkung basiert vor allem der Mythus von einem Weltbaume, der allen arischen Völkern eigen ist. Die Äste dieses Riesenbaumes, sei es die nordische Welt-Esche Ygdrasil oder der indische Welt-Feigenbaum, die den Erdkreis überschatten, sind jene (besonders am abendlichen Himmel) mitunter nach allen Seiten sich dehnenden riesigen Wolkenstreifen, die noch heute ziemlich allgemein als Wetterbäume, seltener als Adams-, vereinzelt als Abrahamsbäume bezeichnet werden. „Der Abrahamsbaum blüht“, heißt: es wird bald regnen. Die Vorstellung der Wolken als Esche

war auch den Hellenen nicht fremd. — Die drei Wurzeln Ygdrasils gewannen aus drei Brunnen die nötigen Lebenssäfte. Die eine reichte nach Midgard, die andere nach Jötunheim, die dritte nach Niflheim, d. i. Luftreich, Erdoberfläche, Unterwelt. Der Udar-, Mimir- und Hvergelmirbrunnen sind die Dünste der Atmosphäre, die Gewässer der Erdoberfläche und die unterirdischen Quellen. Aus der Wolke strömt der Regen, der diese Behälter wieder füllt. Eins erhält und bedingt das andere; daher die Sage, daß dieser Baum sich aus sich selbst ernähre. Es ist der große und ewige Kreislauf des Wassers, von dem alles Naturleben abhängt. Alle Samen wuchsen auf dem Baume; Tau und Regen erhalten die gesamte Vegetation. Die zwei Vögel, Adler und Falke, welche in seinen Zweigen sitzen, waren infolge ihrer funkelnden Augen Symbole des Blitzes, der aus den Wolken zuckt. Der indische Feigenbaum, dessen Wurzeln von der Erde in den Himmel und dessen Äste aus dem Himmel auf die Erde reichen, ist ein treues Abbild desselben Wechsels. Gleiches gilt von dem parsischen Hombaume und seiner Quelle Arduisur.

Die Wolken sind himmlische Quellen; zugleich Bäume, aus denen Blitze entspringen. Der Drache (oder die Schlange Nidhöggr), der den Baum gefährdet, ist der Blitz, der die Wolke zerreißt. Baum und Quell sind ja auch in Wirklichkeit nicht zu trennen; das eine setzt das andere voraus. Dementsprechend bezeichnen eine ganze Reihe von Mythen einen heiligen Baum als Sohn der Quelle, den Brunnen als Tochter des Baumes. Diese enge Zusammengehörigkeit drückte wiederholt die Identität der Namen aus, vgl. p. 167. Bei einem Wettstreite zwischen Neptun und Minerva, wer das Schönste zu schaffen vermöge, brachte er eine Quelle, sie einen (Öl-)Baum hervor. Nach Pausanias verdankten gewisse Nymphen, d. i. Quellen, bestimmten Bäumen ihr Da-

sein; auch Homer und Kallimachos sagen von den Nymphen: „und es entsprießen zugleich hochwipflige Eichen und Tannen mit ihnen". Nach deutschen Märchen kommt ein Jüngling zu einem Könige, dessen Glück ein Baum mit goldenen Früchten oder eine Quelle mit goldenen Perlen (Tropfen). Nach dem einen Märchen hat des Königs Lieblingsbaum keine Früchte, nach einem anderen sein Brunnen kein Wasser mehr. Bald trägt ein Baum, der einst goldene Früchte spendete, jetzt nicht einmal mehr Blätter, bald giebt ein Brunnen, der einst feurigen Wein sprudelte, jetzt nicht einmal mehr Wasser. Nach dem Evangelium Nikodemi trank Adam im Paradiese aus der Quelle des Lebens; seinem Sohne Seth, der ihm vor dem Tode noch einen Trunk daraus holen sollte, versagte Michael den Tropfen, aber Rafiel gab ihm ein Reis vom Baume des Lebens, das nachher zum Wasserstabe Mosis, zur Brücke Salomos, zum Kreuze Christi ward. Quell und Baum sind allenthalben unzertrennlich, ja identisch, wie in der Mythe irdisches und himmlisches Wasser oder Born und Wolke. — Mehr noch als drei Bäume an einem Brunnen, erhöhten drei Quellen bei einem Baume die Heiligkeit; so bei der heiligen Eiche auf dem Lykaion, bei den Trois fontaines in Belgien, dem Dreibrunnen unweit Darmstadt. An den drei Brunnen Ygdrasils dachte man sich je eine Norne oder Nymphe; Schicksalsgöttin und guter Wassergeist zugleich. An ihre Stelle traten drei weiße Frauen oder eine Jungfrau, was wesentlich gleich, da ersteres nichts als die zur Dreiheit aufgelöste Einheit. So fällt auch die eine Zeit und der eine Raum zusammen mit beider Dreiteilung (Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft; Anfang, Mittel, Ende; unten, zwischen, oben). Die höchste Göttin Himmels und der Erde, folglich auch des Wassers über, auf oder unter der Erde, war den Germanen Holda (Hulda, Holle, die Reine, Weiße, weiße Frau); Wolken- und Brunnengöttin

zugleich. Demgemäß bildeten Wolken ebenso ihren Aufenthaltsort wie Quellen und Seen; sie waltete in der Höhe und in der Tiefe. Gerade auf diesen Umstand ist besonderes Gewicht zu legen, falls man ihre Mythen recht verstehen will. An Holdens Stelle trat seit der Christianisierung zunehmend Maria; an Stelle jener drei Nornen oder weißen Frauen drei Marien oder heilige Jungfrauen, womöglich drei Schwestern und Drillinge, eine Dreieinigkeit. So wurden die drei Walkyren oder Schwanjungfrauen Kuni-, Mecht- und Widegunt, oder Agin-, Wala-, Wilahild zu den drei christlichen heiligen Schwestern Ein-, Wal- und Wilbet. An Stelle ersterer treten mitunter eine oder drei Glocken, die wohl auch aus Seen hervorkommen und hörbar läuten; so aus dem Blinnensee bei Nienburg an der Weser, dem Opferteiche bei Moringen im Göttingschen, der Kresteldobbe bei Scharrel im Saterlande. Es sind dies heilige Seen, an denen vormals Holdas Kult geübt wurde; an welchen nachmals christliche Glocken zur Bekehrung und Taufe riefen. Daher dann die Weiterspinnung der Sage, daß wirkliche Kirchenglocken aus solchen Seen gekommen seien; die zu Hardenbeck aus dem Fürstenwerder, die eine zu Boitzenburg aus dem Mahlendorfer See. Nachmals wurde das Läuten derartiger Glocken erklärlicherweise und hauptsächlich auf den Johannistag und Weihnachtsabend verlegt. Wie Wolkenseen zu wirklichen Seen, so wurden auch Wolkenhohlungen zu wirklichen Höhlen, infolge dessen solche Glocken auch aus hohlen Bergen stammen sollen; die zu Haueberstein am Eberbach aus dem Eberstein, die zu Oeschingen aus dem Roßberg. In interessanter Weise hat sich diese eigentümliche Verschmelzung noch in zwei kleinen Kinderliedern erhalten:

„Sonn, sonn scheine,
fahr über Rheine,

fahr übers glockenhaus,
gucken drei schöne puppen raus." —
„Dort oben auf jene glocka
steand drei docka (Elfen),
die erste spinnt seiden,
die zweite lernt's geigen,
die dritte ziehts lädle auf,
läßt die heilig sonne rauf."

Nun hat sich die heidnische Naturanschauung mit christlicher Allegorie und altgermanische Mythe mit kirchlicher Legende im Laufe der Zeit vermischt und jenes kosmische Urbild vom Welt- und Wolkenbaume und seinen drei Brunnen und Nornen unter eigentümlicher Verschiebung der ursprünglichen Vorstellungen in mancherlei Nachbildern erhalten. Wirkliche, einst dem Heidentume heilige Bäume, wurden durch Wunder, Gebet, Kirchenbau ꝛc. in christlich-heilige Bäume umgewandelt; so ein alter Birnbaum mit Quelle zu Langenaltheim in Mittelfranken, neben welchem drei fromme Schwestern eine Kirche stifteten; ein alter Birnbaum nebst Quell an einem steilen Wege bei Meran, den das Gebet von drei heiligen Schwestern hervorrief, welche Stelle noch Marienrast heißt und durch ein Marienbild gekennzeichnet wird. — Holda, deren Reich die Wolken, der Himmel, wurde als höchste Göttin auch Schöpferin der Kinder, deren Seelen aus dem Himmel kommen. Der Storch, Holdens Vogel, holte sie (hinter den Wolken) aus dem Himmel zur Erde. War die Gesamtheit der Wolken der Weltbaum Ygdrasil, so kamen sie gleichsam aus diesem. Wie dieser aber allmählich zu einem wirklichen Baume ward, so bildete sich auch die Anschauung, daß die kleinen Kinder aus Bäumen, insbesondere aus hohlen stammten, stets aber aus solchen, die bei einem Brunnen oder Teiche standen. Ein Birnbaum im Aargau heißt jetzt noch der Kindlibirnbaum. Es be-

durfte nun nur noch eines kleinen Schrittes, die kleinen Kinder auch aus Brunnen und Teichen kommen zu lassen, auf welche Weise die Kinder- oder Quekbrunnen entstanden, vgl. p. 20.

Nach Volkssagen wird aus diesem oder jenem Brunnen, z. B. aus dem unter einer großen Linde bei Nierstein in Rheinhessen, bei völliger Stille das Jubilieren, aus anderen leises Wimmern der Kleinen gehört; ja auf tiefem Grunde mitunter ihre Köpfchen gesehen. Nach anderen Volkssagen blicken zwischen den Zweigen alter bestimmter Bäume freundliche Elfenköpfchen hervor; eine Anschauung, welche, da sie sich besonders an Apfelbäume knüpfte, offenbar die rotwangigen Früchte selbst hervorriefen. Nach anderen Volkssagen kann man dann und wann in den Wolken kleine Kinder erblicken, besonders aber hinter denselben; — Sagen, zu denen ohne Zweifel die mitunter an schönen Tagen und Abenden scharenweise erscheinenden lieblichen weißlichen Wölkchen von kopfförmiger Gestalt beigetragen, wie sie Raphaels berühmtes Madonnenbild in künstlerischer und gemütvoller Vollendung zur Darstellung gebracht hat. –

Es ist bereits bemerkt worden, daß eigentlich nicht die Wolken selbst, sondern jener tiefblaue unendliche Himmelsraum hinter ihnen als Himmel, folglich als Aufenthaltsort der Seelen galt. Aus diesem Reiche, durch die Wolken hindurch, dachte man sich die Kinderseelen kommend. Dem schlichten Volksglauben waren die Seelen vor der Geburt der Kinder Engel, wurden sie nach dem Tode der Menschen wieder zu solchen; sie kamen aus jenem Lichtreiche hinter den Wolken und kehrten durch die Wolken in dasselbe zurück; in das Reich der Engel, nach Engelland.

„Lasset mich hinüberziehn
Zu der Väter Wolkenhallen",

heißt es noch in Schills Geisterstimme. Dieses Lichtreich ist von der Erde um so mehr geschieden, je dichtere und mächtigere Wolkenmassen vorlagern. Wer diese Wolkenberge oder Haufenwolken beobachtet, wird nicht selten bemerken, daß sich gleichsam bald engere, bald weitere Hohlungen bilden, deren Hintergrund naturgemäß immer finsterer wird. Nichts lag nun näher, als sich die Seelen der Neugeborenen aus dem dahinterliegenden Engelland durch diese Hohlungen herauskommend, — die der Verstorbenen durch dieselben in das Engelreich zurückkehrend zu denken. — Wie nun der Wolkenbaum Ygdrasil droben zum wirklichen Baume hienieden; die nassen Wolkenschichten, gleichsam himmlische Wolkenbrunnen, zu wirklichen Brunnen in der Tiefe wurden, — so auch jene dunklen Wolkenhohlungen zwischen Wolkenbergen zu wirklichen Höhlen in Gebirgen, zu hohlen Bergen. Und da nun jenes Wolkenreich Holdens Reich war, Holda aber seit dem 15. und 16. Jahrhundert zunehmend als Venus bezeichnet wurde, so wurden jene Hohlungen zu Venus-, christlich zu Ursula-, Urschel- oder Hörselbergen, auf welchen nicht selten noch ein alter heiliger Baum steht, wie die Tanzbuche auf dem Hörselberge in Thüringen, oder an deren Fuß öfter noch ein ehemals heiliges Wasser ist, wie der Hollenteich neben dem Venusberge in Schwaben. Unverkennbare Anklänge finden wir in jenen Märchen, nach welchen Kinder in tiefe Brunnen oder hohle Berge gelockt werden und in ihnen verschwinden, vgl. p. 157; nach welchen Lust und Jubel mitunter aus solchen Bergen ertönt und reiche goldene Schätze in denselben verborgen liegen, gleich dem Sonnengolde hinter dunklen Wolken. —

Es ist bereits bemerkt worden, daß die Götter selbst zu den Wolken überall in die engste Beziehung gebracht wurden. Insbesondere mußte die gewaltigste aller Himmels- und

Wolkenerscheinungen, das Gewitter, die größte Aufmerksamkeit erregen und der Mythe reichen Stoff liefern.

„Wenn die Wolken getürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt.“ —
„Aus schwarzen Wolkenwelten zuckt der Blitze
flammender Strahl!
Krachend knatternde Donner schmettern rollend,
grollend ins tosende Thal!“ —
„Noch braust der Wind, noch gießt der Regen
Die neue Wohlthat auf das Land,
Und alles triefet von dem Segen,
Den Gottes Odem hergesandt.
Das Wetter zieht erleichtert weiter,
Auch unsre Nachbarn zu erfreun,
Und alles ist beglückt und heiter
Und scheint wie neubelebt zu sein.“

Mannhardt, Germanische Mythen, hat zwischen dem altindischen Indra und dem germanischen Thor eine Parallele gezogen, die eine an Übereinstimmung grenzende Ähnlichkeit zeigt und beweist, daß die Naturanschauungen bei dem arischen Stamme in Ost und West durch die Jahrtausende im wesentlichen dieselben geblieben sind. Wie Donner und Blitz nicht vom Gewitter zu trennen sind, so kann Thor nicht ohne Hammer (und Pfeil), den sagenumwobenen Thorshammer Miölnir gedacht werden. Insbesondere gab es für den Blitz, die auffälligste und schaurig schöne Erscheinung des Gewitters, eine Menge von Bildern. Der zündende Blitz ist der Feuerhammer, den Thor wütend zur Erde schleudert. Blitze sind die Stein- und Metallkeile, mit denen sich in verschiedenen Mythen die Götter, d. i. die Elemente, bekämpfen; die feurigen Keulen, Äxte, Schlegel rc., die nach anderen Mythen zur Erde fallen. Diese Keulen wurden zu stinkenden, gleich-

wie der Blitz von widerlichem Schwefelgeruch begleitet wird; im weiteren Verlaufe sogar zu Pferde-, Eber-, Hirschkeulen, denen wohl auch Gestank eigen war. Als Thor in christlicher Zeit zum Teufel wurde, ging auch sein Hammer an diesen über, nach welchem Satan vielfach Meister Hämmerlein genannt wird.

Das Wetter zieht heran, des Donners Rollen wird gehört. Thor kommt auf rollendem Wagen, von stampfenden Rossen gezogen. Wagen und Rosse sind Wolken. Das nordische Götterroß Sleipnir ist die schnellziehende Wetterwolke. Noch Rückert spricht in seinem Festliede von „donnernden Rossen". Die gelben Rosse, welche den Wagen ziehen, sind ebenso die flammenden Blitze, als die Funken, die ihr Hufschlag, der Donner, aus dem Boden stampft. Die Auffassung der heranwälzenden Gewitterwolken als Wagen ist eine uralte, allgemeine, selbst biblische: „Du fähreſt auf den Wolken wie auf einem Wagen" Ps. 104, 3. — Das Gewitter zieht sich zusammen; jeden Augenblick droht der Ausbruch des Kampfes der Elemente. Der Gott stärkt sich zu demselben; er trinkt „aus dem himmlischen Brunnen", er trinkt „das halbe Weltmeer" aus. Der Gott ist die infolge langer Dürre ausgetrocknete Atmosphäre, die inhaltleere Wolke selbst. Der Durst ist gelöscht; die Wolke gefüllt. Auch Kuhn führt den Göttertrank auf Wolkenwasser zurück. Ovid bezeichnet die Wolken sogar als Speise der Gottheit: Concipit Iris aquas, alimentaque nubibus adfert, Iris zieht Wasser und führt den Wolken Nahrung zu. Das Gewitter beginnt. Die schwarzen Wetterwolken werden als Drachen und Dämonen gedacht, gegen welche der Gewittergott, d. i. Sturm und Wetter, heranzieht. Deshalb heißt Thor auch Drachentöter. Der Kampf ist das Wetter selbst. Die sich türmenden Wolken gleichen auch Wolkenburgen, die Thor zerstört mit seinen Hammer- und Axtschlägen, den Donnern;

gegen die Indra seine neunspitzigen Pfeile schleudert, die Blitze. Deshalb heißen beide auch Burgenzertrümmerer. Nach einer schwedischen Volkssage verfolgt Thor Riesen, die sich aus Knäueln (Wolken) entwickeln und als Kugeln (herabsinkende Wolken) zur Erde fallen, ihm zu entfliehen. — Hemd oder Rock, Mantel oder Bart aller Gewittergottheiten sind rot, gleich den rötlichgelblichen unheimlichen Wolken, welche schwere Gewitter ankünden und die dunklen Wolkenmassen umsäumen. Selbst dem Elias, den die Kirche an Stelle dieser Gottheiten setzte, ist die rote Färbung verblieben. — Die Erde schmachtet nach Regen. Die wasserschwangeren Wolken gleichen einem riesigen, aber verschlossenen Brunnenhause. Da schließt es die Gottheit mit goldfunkelndem Schlüssel auf. Das ist der Blitz, der die Wolken zerreißt, damit ihnen das Wasser entströme und das Erdreich erquicke. — Überall wird ersehnter Regen labender Milch und die wasserreiche Wolke einer Kuh verglichen. Indras und Holdas Herden sind Wolken. Indra und Thor melken mit ihrem Hammer den Kühen die Euter; sie erschüttern mit Donner und Blitz die Wolken, daß sie ihr Wasser von sich geben. Deshalb heißen beide Götter auch Kuhmelker.

Und nun zu dem Gewoge der Wetterwolken, zu brüllenden Donnern und flammenden Blitzen den rasenden, heulenden Sturm, — und die wilde Jagd ist fertig. Die Wolke wird weiblich, der Sturm männlich gedacht; die wilde Wetterwolke wird zur verheerenden Windsbraut. In der deutschen Mythologie heißt ein Riese geradezu Vind (Wind) und seine Braut (Windsbraut) im Volksmunde Frau Windin. Poseidon jagt die Demeter-Erinnys; der Sturm die Wolke. Poseidon bezwingt die Demeter, und sie gebiert das Roß Arion, die Medusa, und sie gebiert zwei Rosse. Ixion überwältigt die Nephele und sie bringt die rossefüßigen Centauren hervor. Ähnlich sind die Mythen von Adonis und Aphro-

dite, von Meleager und Atalante; von Apoll und Hermes, welche Nymphen jagen. Allen liegt derselbe Gedanke zu Grunde: der Sturm fährt in die Wolkenmassen und erzeugt aus den alten Gebilden neue. Der Sturm wird zum Jäger, im Wettersturm zum wilden Jäger. Bald jagt Wodan als Sturmgott wilde Rosse, bald besteigt er das roßgestaltige Wasserweib, bald reitet Frau Holle den Rollegaul; es ist das gleiche Naturspiel. Entfesseln sich aber die Elemente im nächtlichen Unwetter, rast der Sturm orkanartig durch Gebirge und Wälder, dann werden die Wetterwolken zu Furien und Walkyren auf tobenden (Wolken-) Rossen mit wallenden Mähnen, deren Schweiß zur Erde trieft; dann fliegen der wilden Weiber Haare und Stücke ihrer Kleider durch die Lüfte; die vom Wetter zerfetzten Wolken scheinen an der Berge Gipfel und der Felsen Zacken zu hangen. Die Vorstellung von der wilden Jagd ist hauptsächlich in Waldgebirgen und im nordwestlichen Deutschland haften geblieben. Der Sturmgott Wodan wurde zum Woe-, Wän-, Hell-, Wohljäger, zum Wau und Au. An seiner Stelle jagte auch die Frigg mit ihren Hunden, gleich der griechischen Hekate. Die heulenden Hunde versinnbildlichen das Sturmgeheul wie das Surmgewölk, ihre feurigen Mäuler oder Hälse oder Zungen die Blitze. Im weiteren Verlaufe trat an Stelle der Sturmgottheit ein Mensch, ein wirklicher Jäger, insbesondere eine der Gegend verhaßte Persönlichkeit, da man sich den Jäger ohne Rast und Ruh' weiterziehend dachte gleich dem Sturme selbst. So nennt die Volkssage in Schleswig den König Waldemar und einen Jagdmeister Blohn, in der Uckermark einen Grafen Schlippenbach, im Harze den Oberjägermeister Hackelberg, welch letzterer vor allem mit Eber und Eberjagd in Verbindung gebracht wird. Mehr als andere Tiere eignete sich der Eber zum Vergleiche mit dem Ungewitter: sein dunkelzottiges Fell das Gewölk, sein

grellhervortretender Hauer der Blitz, sein knurrendes Grunzen der dumpfgrollende Donner. Deshalb war er auch Thors vornehmstes Tier. In der Gegend von Saalfeld bezeichnet man ein Gewitter jetzt noch als Schweins=, auf der Rhön als Säuzagel. Charakteristisch für die Ebermythen ist der Umstand, daß der Jäger den Eber tötet, schließlich aber auch der Eber den Jäger; das Wetter vernichtet im Kampfe sich selbst; der Sturm bricht das Gewitter, dieses den Sturm. Indem böse Menschen zu solchen Jägern werden, erhalten diese Sagen zugleich eine ethische Seite, nach welcher der Frevler dem Strafgerichte nicht entgehen kann.

Der indische Cuschna (Wolkenhimmel), der den Regen zurückhielt, wurde vom Indra (heitren Himmel) erschlagen; das Unwetter ist durch das folgende heitere Wetter verscheucht, vernichtet worden. Nach einer Mythe der Peruaner saß die Regengöttin mit einem gefüllten Wasserkruge in den Wolken. Goß sie lange nichts aus, daß Dürre eintrat, so kamen ihre Brüder und zerschlugen den Krug, und zwar um so wütender, je länger die Schwester gesäumt. Der Vergleich der Wolken mit Krügen ist uralt; nach griechischer Mythe leerten die Najaden dieselben. Die zertrümmernden Brüder sind Blitz und Donner; je länger das Gewitter ausbleibt, desto heftiger wird es gewöhnlich. Während hier die zögernde Göttin durch Zorn und Gewalt gezwungen wird, Regen zu spenden, suchte anderweit der Mensch dieselbe durch Gebet und Opfer zu erweichen, durch sogenannten Regenzauber zu zwingen, vgl. p. 22.

Schwarzen Gewitterwolken gegenüber erscheint das aus aufsteigendem Nebel sich ruhig bildende Gewölk weiß. Allgemein wurden Nebel und weißliche Wolken als Wäsche, weiße Tücher und Gewebe aufgefaßt, die von weißen Frauen aufgehangen wurden, d. i. der steigende Nebel, das an Waldgebirgen hangende Gewölk; die gebleicht, getrocknet, herab=

genommen wurden, d. i. das ruhig stehende weißliche Gewölk, der fallende Nebel. Dieselbe Bewandtnis hat es mit weißem Gespinst, das empor-, herab- und zerrissen wird. Von Berggeistern, insbesondere vom Rübezahl, gehen Sagen, daß sie den Wanderern Schleier und Tücher vor die Augen hielten, damit sie sich verirrten. Das sind die weißlichen Dünste und Nebel, die sich in feuchten Waldgebirgen oft unerwartet bilden und jede Aussicht entziehen.

„Du, trüber Nebel, hüllest mir
Das Thal mit seinem Fluß,
Den Berg mit seinem Waldrevier
Und jeden Sonnengruß."

Und da nebelartiger Dunst und gespinstartiger Tau an Gewässern entstehen, so wurden diese Erscheinungen zu Gespinsten der Holda, welch letztere eine Reihe von Märchen an Brunnen spinnen lassen. Nach anderen Märchen hängen Nixen ihre Wäsche an Uferweiden auf. —

Fast endlos sind die Vergleiche der beweglichen Wolkengebilde mit verschiedenen Tieren, die springen und fliegen, ruhig davonziehen und weiden, unbändig auf- und abwärtsjagen, miteinander spielen, wütend sich bekämpfen und verfolgen, mit rasender Gier sich begatten, liebliche Kinder zeugen, nach Wasser brüllen, Milch im Überfluß spenden rc. Dieses rastlose Treiben von Göttern und Walkyren, Menschen, Tieren, Herden, Wolken, Wagen, Schiffen, Stürmen, Windsbräuten, Donnern, Blitzen, Nebel, Regen, Hagel rc., bildet fast ein chaotisches Durcheinander.

„Überall erkennt man klar das Spiel der Wolken und Winde in Verbindung mit den Rossen." Schon im Rigveda findet diese Vorstellung wiederholt Ausdruck. Dem Araber ist der Mensch aus Erde, das Roß aus Wind geschaffen. Den Wagen des Sonnengottes ziehen glänzende Sonnen-

rosse (Sonnenstrahlen), den Thors schwarze Wolkenrosse. Der Gott reitet auf stampfenden Rossen (Donnerwolken) und auf springenden Schlachtrossen (Blitzen). Die milchweißen Rosse, welche Holdas und Anahitas Wagen ziehen, sind die fruchtbringenden Regenwolken. Ein Riese jagt einherstürmende Rosse, ein Roß die Windsbraut, ein Hengst die Stute; der Sturm die Wolken, Wolken die Wolken. Die Alten (Plinius, Varro, Älian, Vergil) nahmen thatsächlich an, daß Westwind zur Befruchtung der Stuten beitrage. In mannigfachster Gestaltung und Bedeutung begegnen wir Indras und Thors Rossen, Ares' Pferden, Erichthons Stuten, Odins Grauroß Sleipnir, dem Gewitterhengste Gullfaxi mit schüttelnder Blitzmähne ꝛc. Die Volksvorstellung hat allenthalben an diesen Rossebildern festgehalten und bei des Volkes Dichtern ihren Wiederhall gefunden.

„Die Wolken schienen Rosse mir,
Die eilend sich vermengten,
Des Himmels hallendes Revier
Im Donnerlauf durchsprengten;
Der Sturm ein wackrer Rosseknecht,
Sein muntres Liedel singend,
Daß sich die Herde tummle recht,
Des Blitzes Geißel schwingend.
Schon rannten sich die Rosse heiß,
Matt ward der Hufe klopfen,
Und auf die Heide sank ihr Schweiß
In schweren Regentropfen.“ —
„Durchfliegen diese Himmelsrosse rasend
Die grüne Meeresheide als Verwüster
Und wiehern Sturm aus aufgerissener Nüster,
Der Masten schlanke Halme niederblasend.“

Moore vergleicht in Lalla Rookh die windgetriebene Wolke mit der Mähne eines Geisterrosses.

Über das wüste wogende Wasser
Weithin rollen die Donner
Und springen die weißen Wellenrosse."

Wolkenrinder sind ebenfalls allen Ariern gemein. Als die nützlichsten Tiere wurden Kühe und Stiere an den Himmel versetzt. Brüllend jagen die Elfstiere die Elfkühe; Wolken folgen Wolken, Wolken steigen aufeinander, Sturm treibt die Wolken. Himmelsstiere befruchten die Erdenkühe; Regen die Erde. Frau Holda melkt weiße Kühe; dem Araber werden Kamele, dem Sohn der Steppe Rosse gemolken, d. h. es regnet. Goldglänzende Kühe ziehen zu Berge und rötliche zu Thale; das lichtgesäumte Gewölk vor schönem Sonnenaufgang und das am Horizont verschwindende Abendrot. Frau Holle treibt bald Kühe und Kälber, bald Schafe und Lämmer, jene bekannten lieblichen weißwolligen Wolkengebilde. Und da sie zugleich Kinderspenderin war, so bedeutete es Glück, wenn sich am Geburtstage eines Kindes derartige Wolken zeigten. Im allgemeinen eine sinnige Steigerung: kleine leichte Wolken sind Schafe, größere dunkle Kühe, mächtige schwarze Ochsen.

Nächtliche Sturmwolken werden durch schwarze Tiere symbolisiert: Rosse, Böcke, Raben. Alle drei waren wiederum Tiere Wodans als Nachtgottheit. Wolkenböcke fallen in ihrer Bedeutung fast gänzlich mit Wolkenrossen und -Stieren zusammen. Wie Hengst, Stier und Bock den Sturm darstellen, so Stute, Kuh und Ziege die Wolke. Die Milch der Gottes- und Himmelsziegen ist der fruchtbare Regen; Donnerziegen sind Gewitterwolken; und der den Wolken voraneilende Sturm ist die „brüllende Geiß". Die stoßweise weiterrückenden Wolken dachte man sich als springende Böcke, die Blitze als das Blinken ihrer Hörner. Schwarze Wetterwolken werden auf der Insel Gotland noch jetzt „Thors Böcke", in der Harzgegend „Bockkerle", in einem Teile von

Westfalen „Gewitterböcke“ genannt. Auch in einer Reihe von Kinderliedern werden die Wolken als Böcke aufgefaßt. Nach verschiedenen Mythen sterben bald Rosse, bald Stiere, bald Böcke, welche wiedergeboren oder neubelebt werden; die Wolke regnet sich aus, ist gleichsam tot, um wieder Dünste aufzusaugen und sich von neuem zu bilden.

Diesen Tieren entsprechen dann wieder zum großen Teile die Katzen. In der Provinz Sachsen werden schwarze Wetterwolken geradezu schwarze Kater und Murrkater, in Pommern Bullkater genannt. Als elektrische Tiere, mit nächtlich flimmernden Haarspitzen und funkelnden Augen, waren die Katzen besonders geeignet, Gewitter und Blitz und Wetterleuchten zu symbolisieren. Deshalb waren sie die Tiere Freyas, die das Erdreich durch Gewitter fruchtbar machte; deshalb wurde deren Wagen von Katzen gezogen, d. i. von elektrisch schimmernden, gelblich flimmernden Gewitterwolken. Während man von schwarzen Wolken sagte: „Da kommt der schwarze Kater“, bemerkte man beim Erscheinen unheimlich fahlgrauer Wolken: „Die grauen Wolken sind die rechten Katzen“.

Auch die Maus war allen germanischen Völkern Bild der Wolke; ihr weißer Zahn Bild des Blitzes. Lassen doch verschiedene Volkssagen geradezu die Mäuse aus Wolken kommen, zu welchem Glauben hauptsächlich das sehr natürliche Hervorkommen der Feldmäuse nach Gewitterregen beigetragen haben mag. Rote Mäuse waren Sinnbilder des Blitzes und Gewitters. Wie nachmals der Teufel an Thors Stelle gesetzt wurde, so wurden rote Mäuse Attribute des Teufels und der Hexen; wie man Mäuse aus Wolken kommen ließ, so wurden schwarze Haufenwolken (Wolkenburgen, Wolkenhöhlen) zu Aufenthaltsorten der Hexen, plötzlich losbrechende Ungewitter zu Hexen- oder Teufelswettern. —

Der Vorstellung, nach welcher „Die Wolken, die himm-

lischen Töchter," weiße Frauen und Walkyren waren, schließt sich aufs engste die von Schwanjungfrauen und Schwänen an. Der Schwan ist der griechischen Mythologie und nordischen Walkyrensage durchweg Symbol der Wolke. Apollons Schwan ist die schimmernde Wolke, welche vor der Sonne einherzieht. Auf dieses lichtglänzende Gewölk, das gleichsam der Sonne Flügel bildet, sind so recht die folgenden Verse zu beziehen:

„Denn in des Äthers azurblauem Meere
Da schwimmt, so schauten's einst die Alten,
Der schönste Wasservogel aller Welten,
Da schwimmt die Sonne leichtbeflügelt hin;
Der Süden nannte lieblich sie den Schwan,
Der rauhe Norden grüßte sie als Gans,
Die dem bescheidnen Sinne schön erschien."

Wie die Wolke zwischen Himmel und Erde schwebt, so wurde der Schwan zum Sinnbilde des zwiefachen Lebens, des irdischen und ewigen; das Symbol des Wassers und der Luft. Der Schwan, welcher im Urdarsbrunnen, der dunsterfüllten Atmosphäre schwimmt, ist die Wolke, die in ihr schwebt. Die vielerwähnten Schwankleider sind nichts anderes als Wolken; schönes leichtes weißliches Gewölk, in das man sich Holda, die Wolkengöttin, und die Elfen gehüllt dachte. Holda (oder ihr Vater Niördhr) hütet weiße Schwäne. Schwäne trugen die Seelen der Verstorbenen zum Himmel; in jenes Lichtreich hinter den Wolken, zu dem man sich wohl auch die Seelen in Wölkchen emporschwebend dachte. Wie an Holdas Stelle in christlicher Zeit überall Maria trat, so an Stelle der heiligen Schwäne die ursprünglich durchaus schwanbeflügelten Engel, denen erst spätere Zeit goldene Flügelklumpen anheftete. Von der weiteren innigen und sinnigen mythischen Bedeutung des Schwanes sei hier abgesehen. Die schwellenden Flügel aber wurden zu schwellenden Segeln, der Schwan selbst zu einem Schiff, zu einem

Wolken-, zu einem Götter- und Geisterschiff, wie auch Schade in der Ursulasage nachgewiesen hat. —

Nach alledem bedarf es kaum noch eines besonderen Hinweises, daß die Wolken, als vielgestaltige und ewigwechselnde Götter- und Himmelsgebilde, dem Glauben und Aberglauben unerschöpflichen Stoff boten. Es gab thatsächlich keine nur einigermaßen auffällige Wolkenerscheinung, aus der man nicht auf irgendwelche Veränderung in Natur oder Politik, Familien- oder Staatsleben Schlüsse zog. „Unsere Chroniken wimmeln von Berichten dieser Art.“ In Zeiten großer Not und Drangsal wurden die Wolken mit peinlicher Ängstlichkeit beobachtet und bald Trost, bald gesteigerte Sorge aus ihren Gebilden genommen. Schwerter, Kreuze, Schriftzeichen, Bildnisse, das heilige Abendmahl und jüngste Gericht, selbst streitende Heere (am 7. Dezember 1627 zu Joachimsthal) wurden entdeckt. „Und blut'ge Zeichen streifen bang durch den Himmel hin.“ —

Außerordentlich vielseitig ist die bildliche Übertragung der Wolken; vom wolkenlosen Antlitz und vom wolkenlosen Horizonte unseres Lebens bis zur schwarzumwölkten Stirn und den finsteren Wolken des Geschickes. Die in schrankenloser Höhe dahineilenden Wolken sind zu Trägern menschlicher Sehnsucht und zu Zeugen der innersten Gemütszustände geworden. Der Fernweilende eilt mit ihnen in die Heimat; der, dem die heimische Scholle zu eng, in die Fremde. Bei ihrem Anblicke träumt sich der Gefangene in die Freiheit, der Verzweifelnde aber in ein nebelartiges Nichts.

„Wie die Wolken dort wandern am himmlischen Zelt,
So steht auch mir der Sinn in die weite, weite Welt!“

Im altindischen Heldengedichte Magha-Duta giebt ein Verbannter den vorüberziehenden Wolken Auftrag, die Gattin

zu trösten, die Freunde zu segnen, was lebhaft an Maria Stuart erinnert:

„Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte;
Grüßet mir freundlich mein Heimatland!“ — —
„Seh' ich so am klaren blauen Himmel dich vorüberziehn,
Wolke, mit den leichten Schwingen,
Wolke, mit dem ros'gen Glühn; —
Kann ich mir nicht anders denken,
Als daß du, so mild umstrahlt,
Ein Gedanke seist des Himmels,
Der an seiner Stirn sich malt.“

„Kühne Seglerin, sage, wohin? Zu welchem goldenen Eiland der Ruh', durch pfadlose Wüsten steuert der stürmende Flug? In die Luft heraus hangen dir weit die Gewänder, die wallenden! immer ändernd, bald silberwollig, bald goldgewirkt, bald wie der Purpur der Rose gefärbt; zuletzt zu Schatten verdüstert und schwer, gleich als ob du weintest am Grabe von Hoffnungen.“

„Zieh nicht so schnell vorüber
An dieser stillen Heide;
Zieh nicht so scheu vorüber
An meinem tiefen Leide:
Du Wolke in der Höh',
Steh still bei meinem Weh!“





Stein.

Dem Naturmenschen tönte aus gigantischen Felsmassen und gewissen Steinen ebenso eine Sprache göttlicher Wesen als aus den Lauten der Tiere und dem Rauschen der Haine. Diese unorganischen Naturkörper, welche der späteren Wissenschaft für tote galten, waren dem Oriente schon nach seiner pantheistischen Naturanschauung bis zu einem gewissen Grade beseelte, dem gesamten Altertume aber unter gewissen Bedingungen eine Art göttlicher Wesen. „Aus der Erde ist jede Art Stein gezeugt, in denen verschiedene und unendliche Kraft verborgen ist.“ In diesen Worten ist gewissermaßen die universelle Anschauung der alten Welt zum Ausdruck gebracht; eine Anschauung, der auch große Männer verschiedener Jahrhunderte vor- wie nachchristlicher Zeit gehuldigt haben: Aristoteles, Plutarch, Plinius, Isidor, Galenus, Avicenna; selbst der Geisteslheros seiner Zeit, Albertus Magnus, und nach ihm ein Bacon und Spinoza. „Der Stein der Weisen“ ist „der einige philosophische Stein“ der Kabbala und das große Problem der Jahrtausende gewesen.

Die Gebilde der Krystallisation, von ewig gleicher Regelmäßigkeit, oft von wunderbarer Schönheit der Form und

Farbe, von glänzender Reinheit und Durchsichtigkeit, konnten dem Menschen auf niederer Stufe unmöglich als bloße Naturprodukte, sondern nur als Werke verborgener übernatürlicher Wesen erscheinen, infolgedessen man den Edelsteinen zu allen Zeiten wunderwirkende Kräfte zuschrieb, nicht nur in physischer, sondern auch in ethischer Beziehung, da sie ebenso gegen körperliche Krankheiten als gegen sittliche Übel angewendet wurden. Im Altertume gedenken ihrer Heilkraft verschiedene der berühmten orphischen Gedichte, im Mittelalter eine ganze Reihe von Schriften. Schon die phantastischen Greife legten den Achat in ihre Nester „zu ihrer Hilf und Arzenei". Uralte Gesetze Manus empfehlen den Königen das Tragen gewisser Edelsteine, um etwa in Speisen enthaltene Gifte unschädlich zu machen. Plinius führt in seiner großen Naturgeschichte eine Anzahl von Steinen an, deren geheime Kraft schon Zarathustra gepriesen habe. Die Römer bildeten die Lehre von der geheimen Kraft der Steine weiter aus und die Germanen waren dem Glauben an eine solche sehr ergeben. Von dem Steine Aptor heißt es charakteristisch im Wigamur:

„Deß natur ist myßlich (mystisch)
an tugenden ist er liplich — — —
so ist an disem stein
manig tugent rein — — —
so wirt er von des steines kraft
vil wert und lebhaft (langlebig)."

Über den mildfarbigen Onyx, der schon seit ältester Zeit zu kunstvollen Cameen verarbeitet wurde, wird gesagt:

„Den Zeus zugleich und Merkur erzeugt,
Und dem kein Stein auf der Erde gleicht."

Der Diamant schützte gleich sehr vor Gift und bösen Geistern, der Beryll vor Leberleiden und Feinden. Der

Smaragd wurde gegen Krämpfe, der Saphir gegen Wassersucht, der Rubin gegen Erkältung angewendet. Der Chalcedon machte sieghaft, der Topas keusch, der Lasurstein furchtlos, der Achat aber weise und angenehm, die Ehe fest und glücklich. Amethyst, Granat und Chrysolith erzeugten heiteren Sinn, Jaspis bewirkte den Göttern angenehme Opfer.

In einem mittelalterlichen Volksliede heißt es:

„Ein edler Stein, der Rubin rot,
Wer ihn mit Züchten bei ihm hot,
Dem mag geschaden nichte.
Saphir ein edler Steine fein,
Als ich euch will bedeuten,
Ein'm kranken Mann derselbe Stein
Kann mindern seine Leiden.
Wem wohnt der edle Jaspis bei,
Derselbig Stein, der machet frei,
Den Menschen ohne Forchte.
Amathyst ist auch ein Stein,
Sieghaft den Menschen macht er rein,
Der großen Streit verfochte" &c.

In einer medizinischen Encyklopädie des 15. Jahrhunderts, hortus sanitatis, werden über 150 Steine mit ihren heilsamen und schädlichen Eigenschaften beschrieben. Auch durch Färbung haben die an sich toten Mineralien eine Art Leben erhalten.

„Es spricht sich in den lichten Steinen
So klar der Farben Rätsel aus.
Wie ew'ge Blüten sie erscheinen
In ihrer Mutter dunklem Haus."

Ja aus den Heil- und Zauberbüchern des Mittelalters geht klar hervor, daß die Wirkung vieler Steine in erster Linie von der Farbe abhängig war. Der Hydrophon, das Weltauge genannt, durchläuft unter Einwirkung von Feuchtigkeit

eine ganze Reihe von Farbentönen; Eisenocker, Turbith, Massicot infolge von Erhitzung. Alchimistische und mystische Spekulation, welche selbst denkende und sonst aufgeklärte Geister bis hoch in das 18. Jahrhundert gefangen hielt, verfolgte hauptsächlich die Farbenveränderungen, weil sie als etwas Wesentliches, als eine Art Lebensäußerung der Gesteine aufgefaßt wurden. Im höchsten und allgemeinsten Ansehen stand der Magnet, dessen unerklärliche Eigenartigkeit mehr als alle Eigenschaften der Steine auf übernatürliche Kraft schließen ließ.

„Es wird in der Geschrift bedeut',
Von einem Stein, der heißt Magneit,
Viel Tugend er da hatte.
Dem Menschen stärket er den Sinn,
Daß er so leichtsam kommt durch Schmerz,
Beides früh und spate.“

Von den ältesten Kulturvölkern bis in die Zeit eines Paracelsus wurde ihm übereinstimmend hohe Verehrung gezollt. Seiner Anziehungskraft halber galt er als Stein der Liebe und Sympathie, und so allgemein wurde ihm dahingehende Wirkung zugeschrieben, daß selbst der große Weise von Fulda von solchem Glauben nicht frei war. Die beim Gebrauche zunehmende und auf verwandte Gesteine übergehende Kraft machte ihn zu einem Symbol unvergänglichen Lebens, weshalb ihn schon Plinius als ferrum vivum bezeichnete. Mit Vorliebe wurde er zu Glück und Heil bringenden Skarabäen und Siegelsteinen, zu Gemmen und Talismanen benutzt, die Lapides vivi, ja geradezu Lapides divi, göttliche Steine, genannt wurden. Magnetismus und Elektrizität sind dem gewöhnlichen Manne jetzt noch unerklärliche Phänomene. Auch Auflösung und totale Zersetzung verschiedener Gesteinsarten durch Einwirkung natürlicher

Säuren 2c. und auffälliger Geschmack ließen eine Art Leben vermuten. Hier sei nur an das dem Altertume heilige, allen Zeiten aber unendlich nützliche Salz erinnert. Es galt von je als Sinnbild der Läuterung und Dauerhaftigkeit. Der heiligste Eid wurde bei verschiedenen Stämmen auf Salz und Brot abgelegt, arabische Fürsten schlossen ihren Salzbund, im Gesetz Mosis heißt es: „Laß nicht fehlen das Bundessalz bei deinem Opfer".

Sowie ein Teil der Heiligkeit einer aus Fels frisch und rein sprudelnden Quelle auf den Stein selbst übergehen mußte, so auch ein Schimmer ihres Segens und rastlosen Lebens, welch letzteres unsere Wasserkünste noch dadurch anzudeuten scheinen, daß sie das Wasser aus Rachen und Nasen steinerner Tiere hervorspringen lassen. Der Stab Mosis, die Rute des Janus, das Zepter der Rhea-Pessinuntia, welche Wasser aus Stein schlugen, belebten und heiligten den letzteren gleichsam mit. Dem entsprechend galten auch Steine aus heiligen Brunnen und Strömen als heilkräftig, weshalb sie als Amulette getragen und in Wohnungen aufbewahrt wurden. Dieser engen Verbindung von Wasser und Stein schließt sich das sogenannte „Schwitzen" gewisser Steine bei Temperatur- und Feuchtigkeitsveränderung an. Frühe schon wurde diese Erscheinung verwundert beobachtet und zu bevorstehenden Ereignissen verschiedener Art in Beziehung gebracht. Die nordische Sage faßte diese Feuchtigkeit sogar als eine Art Thränen auf, welche die Steine über Baldrs Tod weineten. Die bei großem Unglück übliche Redensart, daß es einen Stein rühren oder erbarmen möge, scheint mit in solcher Anschauung zu wurzeln und dem herzlosen Stein doch ein gewisses Gefühl beizulegen. Gaben doch sogar einige „dieser ewigstummen Zeugen der Jahrtausende" eine Art „Ton" von sich, wie, untergeordnet, die beiden großen Monolithe von Theben, die Säulen Memnons

(infolge des raschen Temperaturwechsels bei Sonnenaufgang), — allgemeiner und auffälliger aber Echofelsen, die jetzt noch oft unser Staunen erregen; Lapides vocales in natürlichem Sinne. Das Echo am Lurleifelsen bei Bingen ist ein 17—20-faches, das zwischen den Flügeln der Villa Simonetta bei Mailand ein 24—56-maliges.

Höhere Bedeutung legte man auch sogenannten animalischen Steinen bei, solchen, die in tierischen Körpern gefunden wurden, und denen sowohl die dunkle Weise ihrer Entstehung als die sonderbare Stätte ihres Erscheinens etwas Geheimnisvolles verlieh. Dies gilt von den Krebssteinen, die bei dem Volke noch im Ansehen stehen; von den Krötensteinen, als von Tieren, die in der Magie eine wichtige Rolle spielten; von den mystischen Schwalben- und Rabensteinen; von den für frühere Zeiten rätselhaften menschlichen Blasen-, Leber- und Gallensteinen, die unter heftigen Schmerzen sich bilden und unter Qualen den Tod herbeiführen. — Die sogenannte Sympathie, welche mit ihrem unheilvollen Schwindel überall bis in die Gegenwart reicht, verbannt noch immer allerlei Krankheiten und sonstige Übel unter Steine, woher der Schreck vieler, wenn sie unter einem aufgehobenen Steine etwa einen Lappen oder Faden oder dergleichen finden. In Finnland liegt am Flusse Kemi ein großer Stein voll tiefer Höhlungen, „in den seit alters Schmerzen und Qualen verwiesen werden", und den das Landvolk ängstlich meidet, weil nach seinem Glauben jeder erkrankt, der den Stein berührt.

Besondere Kraft aber schrieb man den Steinen zu, denen der Mensch mit Hilfe des Stahles und der Sonne das göttliche Feuer entlockte; dem Feuerstein, und weiter dem Milchquarz oder Flint, dem Bergkrystall, seltener dem Jaspis. Weil sie das reine Elementarfeuer, den göttlichen Lebensfunken bargen, nannte man sie Pyrites vivos; wurden sie Haupt-

attribute der Götter und verbreitete Amulette der Toten. Das Vorbild war Thors Hammer, der Seelen- oder Totenhammer; hamar, der Stein. Seine Nachbilder sind die Streit- und Donnerhämmer, Streitbeile und Donneräxte, Albgeschosse und Donnerkeile, die nicht nur in allen germanischen, sondern auch in keltischen und etruskischen Grabstätten gefunden werden; hammerartige Gebilde, fast durchweg aus Feuerstein, die nie, wie ihre ganze Beschaffenheit ergiebt, etwa als Waffe praktischen Zwecken dienten, sondern die dem Toten als Symbole des Lebens, als Talismane gegen böse, ruhestörende Geister beigegeben wurden. Selbst im Grabe Childerichs zu Tournay fehlten sie nicht. Der wasserhelle Bergkrystall und der reinweiße Milchquarz galten zugleich als Symbole des ewigen Lichtes, welche die Finsternis des Grabes und Todes vertreiben sollten.

Diese irdischen Feuersteine mit ihrem innewohnenden überirdischen Feuer führten aber von selbst auf die Erzeugnisse des himmlischen Feuers, auf Meteorsteine oder Aerolithe, in deren Verehrung, die durch ganz Vorderasien verbreitet und besonders den Semiten eigen war, der Steinkult seinen Höhepunkt erreichte. Wie die Meteore den Sternen, so ist der Kult schwarzer Steine dem Sonnen- und Gestirndienste entsprungen. Diese Steine bildeten ein weiteres Vermittlungsglied zwischen Gott und Menschen. Die schwarze Farbe galt als Zeichen ihrer Göttlichkeit; gerade sie führte auf den Gedanken, daß in solchen Steinen reines Elementarfeuer verborgen sei. Von Aerolithen ging die Heiligkeit dann auf schwarze Steine überhaupt über. Jedes Haus, jeder Ort, jeder Stamm der Araber hatte den seinigen. Das arabische Gesamtheiligtum aber war der schwarze Stein der Kaaba zu Mekka, als das Merkzeichen der Vereinigung und Zusammengehörigkeit aller Stämme. Er ist zusammengesetzt aus etwa einem Dutzend einzelner ungleicher Stücke, die von

den einzelnen Stämmen herrühren, durch Mörtel verbunden und von einem goldenen Reifen umschlossen sind. Risse und Höcker haben im Laufe der Jahrhunderte Milliarden von Küssen geglättet! Dieser Stein, „Hadschar el Aswad", von länglichrunder Gestalt und 6—7" Durchmesser ist in der südöstlichen Ecke der Kaaba etwa 4—5' über dem Erdboden so in die Wand eingemauert, daß er zum größten Teile sichtbar bleibt. Seine Verehrung wurde von Mohammed in den Islam hinübergenommen. Die Familie des Propheten übt seit alters das heilige Wächteramt. Nach der Tradition hatte diesen Stein, der einst dem Adam als Sitz gedient, Gabriel aus dem Paradiese, nach altarabischem Glauben direkt aus dem Himmel herbeigebracht. Darauf wird der Stein mit Abraham in Berührung gebracht. Abram aber ist selbst ein Steingott, weshalb seinen Namen kein Mensch des Alten Testamentes führt; daher die Steingötter im Hause seines Vaters. Der Stein heißt statio Abrahami, weil Abraham auf dem Platze der Kaaba einen Tempel gebaut haben soll, oder ein Haus, welches zugleich das erste überhaupt gewesen sei. Als Abraham jenen Tempel baute, erhob sich plötzlich der Stein, auf welchem er stand, hoch über die Erde, wobei sich seine Füße knietief eindrückten. Dieser Stein, stets bedeckt mit rotseidenem Teppich, ruht etwa 10 Schritte nordöstlich der Kaaba unter einem von Marmorsäulen getragenen Dache. Der Kaabastein soll zugleich derjenige sein, auf welchem einst Jakob ruhte; aber auch der, den die Schrift Gilead, d. i. Stein, nennt. Dieser Jakobsstein wiederum ist dem Talmud der lapis fundamentalis, auf welchen die Welt gegründet ist; dem kabbalistischen Buche Sohor der Eckstein des Psalmisten, der auf den Messias bezogen wird; anderen der kosmische Stein mit den sieben Planetenaugen, von dem Sach. 3, 9 geschrieben steht. Ursprünglich war er ein blendend weißer Hyazinth, den aber

die Berührung der sündhaften Menschen schwarz färbte. Am Tage der Auferstehung wird der heilige Meteorit Augen und Ohren und Sprache haben, um für die Gläubigen zu zeugen, die ihre Wallfahrtspflicht erfüllt haben. Wie vielen Millionen aber hat dieser einzige Stein Trost gebracht? Wie vielen Millionen ist ein nur einmaliger Anblick, eine nur einmalige Berührung höchstes Lebensglück gewesen? — Das ist die Allgewalt des frommen Wahnes!

Ein anderer hochheiliger schwarzer Meteorit, der den Propheten gen Himmel getragen habe und dann zur Erde gefallen sei, ist in der Omar-Moschee zu Jerusalem. Ein anderer bildet das große Heiligtum der Brahmanen im Wischnutempel zu Yaggomat; ein weiterer das im Sonnentempel zu Nepal bei Benares. Ein in Mexiko gefallener schwarzer Meteorstein galt allen Azteken als Göttersohn.

Aber nicht nur Meteoriten waren Sonnensteine, sondern auch Edelsteine und unbehauene Steine überhaupt. Die Sonne, das höchste göttliche Wesen, faßten selbst Aristoteles und Anaxagoras als Stein auf. Der Inder hielt die Sterne für leuchtende, Diogenes für bimssteinartige glühende Steine. Auf alten syrischen Münzen zeigt sich ein Stein und über demselben die Sonne oder Mondsichel oder Sterne. Nach den Veden ist die Sonne der Edelstein Kaustubha, „der in der Mitte des Himmels daherschreitet und des Luftkreises Grenzen schützt". Im Tempel zu Baalbeck in Syrien wie zu Quito in Südamerika wurde die Sonne durch unbehauene Steine dargestellt. Hochberühmt war Emesa (j. Hims) durch seinen Sonnenstein Heliogabal, dessen gleichnamiger Priester römischer Kaiser ward und den Stein nach Rom in einen prachtvollen Tempel bringen ließ, von wo er aber nach dem Tode dieses Kaisers, auf dessen Münzen er auch zu sehen, in das alte Heiligtum zurückbefördert wurde. Rom hatte seinen Jupiter lapis, einen Steingott. Die altnordische Poesie

bezeichnet die Sonne als funkelnden Edelstein, die angelsächsische als brennenden Stein, die slavische Überlieferung als feurigen Stein Alatir. Noch Anfang des 18. Jahrhunderts pilgerten Wenden in der Johannisnacht zum sogenannten Opferstein bei Mukwar, um die Sonne anzubeten. Selbst den biblischen Propheten gelten Edelsteine als Sinnbilder der Sterne, als Lichtsammler und Lichtstrahler zugleich. Bei den alten Ägyptern wurden die zwölf Tierkreise durch Edelsteine vertreten: Amethyst Widder, Hyazinth Stier, Chrysopras Zwillinge, Topas Krebs, Beryll Löwe, Chrysolith Jungfrau, Carneol Wage, Sardonich Skorpion, Smaragd Schütze, Chalcedon Steinbock, Saphir Wassermann, Jaspis Fische. Diese zwölf Steine finden sich wieder im Brustschilde des Hohenpriesters der Juden, wo sie die zwölf Stämme Israels symbolisieren. Die himmlische Stadt der Offenbarung ist auf zwölf Edelsteine gegründet. Überall sehen wir Edelsteine und Lichtkult in engster Verbindung. —

Aber nicht nur einzelne Steine, nicht nur Meteoriten wurden göttlich verehrt, sondern auch Steinblöcke, Felsen und Berge, denn Stein- und Höhenkult sind nicht zu trennen. Zeigten jene Steine ein gewisses Leben, so wurden diese Massen durch Unveränderlichkeit und Ruhe zu Symbolen der ewiggleichen Gottheit; zur Behausung der Gottheit, wodurch sie eigentlich derselben identisch wurden. Man brachte nicht nur bei und auf diesen Gesteinen Opfer, sondern man brachte sie ihnen selbst, wenigstens in vielen Fällen.

Obgleich der einzelne Fels an sich unveränderlich ist, so herrscht doch in ihrer Gesamtheit, im Gebirge, im Steinreiche, ein ewiger Wechsel. Mußte nicht die Majestät himmelanstrebender Alpen, die riesenhafte Erhebung unübersteiglicher Gebirge, das oft plötzliche und schauervolle Getöse herabstürzender Felsmassen, das unheimliche Knistern und Knattern in einsamen Schluchten und Klüften, auf Höhen

und in Tiefen Äußres und Innres mit unsichtbaren Gewalten beleben? Auf wen sonst sollte der Mensch vulkanische Ausbrüche, dröhnende Erdbeben, riesenhafte erratische Blöcke &c. zurückführen als auf verborgene übernatürliche Wesen? Dem ebenso großen als schöngeformten vulkanischen Berge Fusiyama in Japan wird noch jetzt vom Volke eine Art göttlicher Verehrung zu teil. Riesenhaft wie die Kräfte, die hier wirkten und zertrümmerten, mußten die Wesen sein, denen der Mensch solche Werke zuschrieb. Infolgedessen die mythischen Riesen, die Riesen- und Teufelssteine, denen wir „in fast ermüdender Einförmigkeit“ in den Volkssagen aller Gebirgsländer begegnen. „Die Riesen sind das belebte Steinreich.“ Sie sind im allgemeinen zerstörende Naturkräfte, die in christlicher Zeit zum Teufel wurden. Hier werfen und kegeln Riesen mit ungeheuren Felsstücken, z. B. mit den erratischen Blöcken der norddeutschen Tiefebene oder den Basaltblöcken der Rhön; dort haben sie gewaltiges Gestein als Sandkörner aus den Schuhen geschüttet, wie den Ülenstein bei Steina oder den Clus bei Goslar; da, wo reihenartige Hügel und Berge vorkommen, haben sie dieselben aus durchlöcherter Schürze verloren. Der Riese Og schleudert gegen Moses einen Stein, Polyphem gegen Ulysses, Goliath (selbst ein Fels) gegen David. In Gebirgen stoßen wir noch überall auf den Volksglauben, daß Kobolde und sonstige Berggeister nach Wanderern neckisch mit kleinen Steinen werfen. Isolierte Bergkegel selbst sind Riesen. Wir bezeichnen sie heute noch gern als „Bergriesen“, ihre Massen als „Riesenleiber“, ihre Gipfel als „Häupter“, vorspringende Stücke als „Nasen“; auch das „steinerne Herz“ fehlt Riesen nicht. Eine Anzahl nordisch-mythischer Riesen, z. B. Jarnhaus und Hardhaus d. i. Eisenschädel und Hartschädel, Skalli und Hrungnis d. i. Glatzkopf (das kahle Gebirge) und Steinhaupt, sind ebenso wirkliche Felskegel als die „Bergrisi“ und „Bergbui“

unserer Alpenländer. Der „Risikopf“ war es, welcher dem Glarner Dorfe Elm das furchtbare Unglück brachte und dasselbe von neuem bedroht.

Wie einst Thor selbst gegen den Riesen Titan und die Titanen gegen den Himmel Steine schleudern, so werfen nachmals Christus und Petrus, die an Stelle des alten Gottes getreten, nach dem Teufel, und dieser nach christlichen Kirchen mit Steinen. Das alte Spiel — nur Rollenwechsel! Gerade in zahlreichen derartigen Sagen, nach welchen Riesen und der Satan nach Kirchen werfen, spricht sich die tiefgehende Feindschaft und der harte Kampf zwischen der alten und neuen Religion, zwischen Heiden- und Christentum aus. So hat bald ein Riese, bald der Teufel nach dem Halberstädter Dom, der Marienkirche zu Prenzlau, der Kirche zu Sylbitz am und der Kapelle auf dem Petersberge bei Halle geworfen. Insbesondere richtete sich der Wurf gegen Türme und Glocken, den sichtbarsten und hörbarsten Zeichen der Gotteshäuser. Es giebt fast keine ältere Kirche in Norddeutschland, die infolge von Brand oder Einsturz den Turm verloren oder infolge von Geldmangel nie einen besessen, ohne daß der fehlende Turm im Volksmunde einem derartigen Wurfe zugeschrieben würde; zumal wenn in der Nähe isolierte Blöcke lagen, an denen wohl gar noch irgend ein Eindruck wahrzunehmen war. Um so häufiger aber mußten solche Steinblöcke in der Nähe christlicher Kirchen vorkommen, als man bei alten Opfersteinen, die unter christlichem Einflusse zu Teufelssteinen wurden, Gotteshäuser errichtete, um von dem alten Kulte abzulenken. Die hier beispielsweise erwähnten Orte lassen sich leicht als heilige erkennen. Zu Teufelssteinen wurden der einst heilige Süntelstein bei Osnabrück, die Granite des Sonnenberges, der Opferstein auf der Landskrone ꝛc. Von gleicher Bedeutung sind die Druten- oder Thrutensteine, welche häufig in Thüringen, Franken und

Bayern vorkommen. Auf den Teufelssteinen bei Wettin und am Petersberge entdeckte man Fußabdrücke, auf dem Riesensteine bei Brandenburg einen vollständigen Handabdruck des Teufels. Die Darmstädter „Teufels"klaue liegt am Fuße des „Herrgotts"berges! Je ein Fußabdruck auf dem Rosensteine bei Heubach und dem in der Nähe befindlichen Scheuelberg rührt aber von Christo selbst her, der an diesen Stellen mit dem Teufel gestritten. Die Dominikaner zeigten den Stein, welchen Satan nach dem heiligen Dominikus geschleudert; im Dome zu Köln sah man den, mit dem er nach den heiligen drei Königen geworfen. Unter den deutschen Riesen heißt einer geradezu Glockenbôz, ein anderer Klingelbolt. Daneben werden eine ganze Reihe eigentümlicher Felsbildungen zu Teufelsküchen, -stuben, -höhlen, -löchern, -bänken, -betten, -kanzeln; die Trümmer riesiger Bauten der Vorzeit, wie die des römischen Grenzwalles zwischen Main und Donau, zu Teufelsmauern, die wieder an die Cyklopenmauern des Altertums erinnern. —

Heilige Steine durften als Tempel der Gottheit, als Leiber der Götter, durchaus nicht behauen werden. Verletzung des Steines hob die Heiligkeit auf, was die Schrift auch klar und deutlich in bezug auf den Jehovahkult ausspricht: „Du sollst dem Herrn, deinem Gott, einen steinernen Altar bauen, darüber kein Eisen fährt; denn wo du mit deinem Messer darüber fährst, so wirst du ihn „entweihen" (5. Mos. 27, 5; 2. Mos. 20, 25). Gleicher Ansicht waren ursprünglich die Griechen. Ausdrücklich wird gemeldet, daß Herkules in Böotien, Cupido in Thespis, Bacchus in Theben in Form roher Steine verehrt wurden. Noch zu Pausanias' Zeit fanden sich gegen 40 unbehauene Göttersteine in der Gegend von Pharä in Achaja. Alle Hermen waren ursprünglich rohe, möglichst kubische Steine, denen später ein Kopf zugefügt wurde, bis mit steigender Kultur schöngearbeitete

Säulen und Statuen an ihre Stelle traten, sowie auch die Naturaltäre allmählich Kunstwerken weichen mußten. Um die insichabgeschlossene göttliche Einheit zum Ausdruck zu bringen, wurden zu Bild und Altar ursprünglich nur Monolithe verwendet. Insbesondere hielten Ägypter und Inder an diesem Brauche fest. So riesenhaft die ägyptischen Obelisken, Sphinxe, Pharaonenmonumente rc., — es sind ausnahmslos Monolithe. Deshalb sind auch der Brahmanen ursprünglich inhaltlose Grottentempel, die so recht dem Insichversenktsein der Gottheit entsprachen, in „einen“ Felsblock gemeißelt. All die heiligen Steine und Steingottheiten werden im allgemeinen als Bätylien bezeichnet; ein Name, der mit Beth-El in Verbindung zu bringen ist, nicht mit dem mythischen Betül, dem Sohne des Uranus und der Gäa. Als belebte und Leben zeugende Steine heißen sie Lingamsteine. Zum großen Teil waren sie, mindestens im Orient, Aerolithen, worauf auch ihre Herleitung vom Uranus weist. An sich selbst heilig, wurden sie durch Salbung mit Öl auch äußerlich sanktioniert. Der heilige Stein zu Delphi wurde täglich mit Öl, der in der Pagode zu Benares nach indischer Weise täglich mit Butter und Milch gesalbt.

In Tiefländern, wie in Nordfrankreich und den Niederlanden, Norddeutschland und England, wurden überall die großen erratischen Blöcke zu geheiligten Steinen. Oft kommen sie einzeln vor als „Menhirs“, oft zu zweien als Wag- oder Ruckſteine (Rokkesteene, Rockingstones), oft zu dreien als Thür-, Quer- oder Dreisteine (Trilithons). Die säulenartig aufgerichteten Menhirs finden sich hauptsächlich in der Bretagne. Wagsteine heißen andere, weil auf einem säulenartigen Steine eine querliegende Platte ruht; Rucksteine, weil letztere leicht bewegt werden kann. Entweder stellen sie Opfertische oder riesige Thorshammer dar. Die Platte des Wagsteines im Walde bei Limelonge ist $22\frac{1}{2}$'

lang, 12' breit. Ähnliche wohlerhaltene finden sich bei Grenoble, Autun, Roquette, auf Bornholm rc. Bei den Thürsteinen ruht diese Platte auf zwei rohen Säulen; bei anderen auf 3, 4, 5 Blöcken. Häufig sind diese Kolosse von kreisförmig aufgestellten Blöcken, sogenannten Steinkreisen oder Stonehengen, umgeben, die den heiligen Ort von der profanen Welt trennten. In England findet sich der größte Steinkreis in der Ebene von Salisbury. Der bei Little Salkeld zählt noch ca. 60 Pfeiler von etwa 10' Höhe und 16' Umfang. Der große Steinkreis im Kirchspiele Alversdorf bei den Dithmarschen umgiebt drei große Opferblöcke, deren jeder auf 5 Pfeilern ruht. Ähnliche Kreise zeigen sich bei Maldorp, Gudendorp, Freistedt. In Stormarn war der Riesenopferstein bei Wedel mit seinem Steinringe das Volksheiligtum, im Elsaß der Odilienberg mit seinem Steinwalle. Das größte heilige Denkmal dieser Art ist das bei Quiberon in der Bretagne, von dem sich noch ca. 4000 Pfeiler von 4–25' Höhe in elf parallellaufenden Reihen erhalten haben. An all diese Stätten knüpft sich noch die Erinnerung an die alte Bedeutung, die sich bald in einem Reste alter Ehrfurcht, bald in einer Art Grauen äußert; im ersteren Falle spricht das Volk gewöhnlich von Wunder-, im letzteren von Teufels- und Hexensteinen. Deutschland hat seinen Blocks- und Hörselberg, Köterberg und Staffelstein, Schweden den Meerfelsen Blakulla, Frankreich den Puy de Dome, Italien den Barco di Ferrara, Paterno di Bologna, Tossale di Bergamo, und der Däne flucht: Fahre zum Hekla! Öfter vernichtete man die alte Bedeutung dadurch, daß man die Galgen auf solchen Höhen errichtete und letztere zu Beil- und Hochsteinen umwandelte, wie alte Carne Wales zu Carn-Bradwyrs und Carn-Lladrons, d. i. Verräter- und Diebshügeln.

Häufig hatten die Götter an Steinen und Bergen

Spuren in Gestalt verschiedener Eindrücke zurückgelassen, welche Stellen als solche, die mit ihnen unmittelbar in Berührung gekommen, besonders heilig sein mußten. In erster Linie sei an den Adams Pik auf Ceylon erinnert, der mit seinen Fußspuren von ca. 5′ Länge und 2½′ Breite, die sowohl dem Wischnu als Buddha als Abraham zugeschrieben werden, drei Religionen, ungefähr zwei Dritteilen der gesamten Menschheit, heilig ist! Der wandernde Herakles hatte fast in allen Mittelmeerländern Fußspuren zurückgelassen; Sardanapal solche in der Fußstapfenstadt Tarsus in Cilicien; Wodan in einem Steine, der in die Gudensberger Kirchhofmauer eingefügt war. Die alten Mexikaner zeigten die Fußspuren ihres Gottes Tezcatlipoca. Der norddeutschen oder sächsischen Sage sind vorwiegend Fußspuren der Götterrosse eigen, sogenannte Roßtrappen, neben welchen häufig Risse erscheinen, die man von Götterschwertern herleitete. Am Pickelstein im Elsaß sind neben drei Hufeindrücken drei Kreuzhiebe sichtbar. Mit der Zeit wurden die Trappen vielfach den Rossen von Königen und Helden zugeschrieben, in Belgien dem Pferde Bayard. Die Hufe an einem Felsen bei Zabern leitete man erst vom Rosse Wodans, dann von dem Karls d. Gr., schließlich von dem eines Herzogs Karl von Lothringen her. Die Trappen an einem Felsen bei Bornhövede und im Harze sollten später von den Rossen der schwarzen Greet und einer Prinzessin Brunhilde herstammen. — Nachmals wurden derartige Eindrücke auch auf christliche Personen übertragen. So giebt es eine ziemliche Anzahl von Fußspuren der Maria. In einem Steine bei Rimbach an der Fulda, der heute noch der Goldstein heißt, ist sogar die Mutter Gottes mit dem Christuskinde eingedrückt; in einem anderen zwischen Selb und Thierstein der Heiland selbst. —

Mußte man dem Steine als Symbol der Gottheit not=

wendigerweise auch das höchste Alter, die Ewigkeit selbst beilegen, und waren die Steine selbst eine Art belebter Wesen, so führte dies fast von selbst zu der weiteren Annahme, daß lebende Geschöpfe aus Stein hervorgegangen seien. Waren doch auch die Gebirge gleichsam die steinernen Rippen der Allmutter Erde, deren Schoße das gesamte Naturleben entsprungen war. Nach der einen Anschauung ging der erste Mann aus Erde, das erste Weib aus einer Rippe desselben hervor; nach anderer Anschauung wurden überhaupt die ersten Menschen aus Stein geboren. Nach der einen Anschauung entsprang die Schöpfung dem Nichts, nach anderer das erste Menschenleben dem an sich leblosen Gestein. Im wesentlichen fallen diese Anschauungen zusammen. Ebendeshalb wurden auch jene Göttinnen, welche die Allmutter Natur darstellten, gern unter dem Bilde eines Steines verehrt, wie die Alitta oder babylonische Mylitta, die Aphrodite zu Golgi, die Cybele zu Pessinunt in Phrygien &c. Nach der mexikanischen Mythe von Anahuac zerschellte bei Chicomoztoc ein vom Himmel gefallener Stein in 1600 Stücke, die sich in Heroen umwandelten. Daß der dem Steine entnommene Feuer- und Lebensfunke diese Schöpfungsansicht fördern mußte, ist bereits bemerkt worden, vgl. p. 49. Ein Bild der sogenannten Justinianischen Sammlung läßt einen schöngeformten Menschenkopf aus einem rohen Steine hervorgehen, um Mythras, des personifizierten Weltlichtes, Geburt aus Stein zu veranschaulichen. Nach der Deukalionischen Flutsage geht das neue Menschengeschlecht aus jenen Steinen hervor, die Deukalion und Pyrrha von sich werfen. Die Frage, welche Penelope in der Odyssee an ihren Gast richtet: ob er aus einer Eiche oder einem Felsen geboren sei, beweist, daß auch den Griechen die Herleitung des Menschengeschlechtes aus Stein nicht fremd war. Arabisch heißt Ibn sowohl Stein als Kind. Selbst den

Germanen war diese Ansicht bekannt, denn nach einer alten sächsischen Sage entstammte das Volk der Sachsen dem Harzgebirge; eine Sage, die sich lange im Bewußtsein des Volkes erhielt und an welche noch eine Stelle aus dem Froschmäusler erinnert:

„Da Aschanes mit seinen Sachsen
Aus dem Hartz Felsen ist gewachsen.“

Allgemein aber nahmen eine solche Steingeburt die Semiten an, was auch verschiedene Stellen der Schrift beweisen. Nach der poetischen Dichtung 5. Mos. 32 (18 und 30):

„Den Felsen verließeſt du, der dich gezeugt,
Und Gott vergaßeſt du, der dich geboren.
Ihr Fels hat sie verkauft
Und Gott hat sie verlassen! —“

ist Fels und Gott durchaus identisch; jener gleich diesem Vater des Volkes.

Abraham, der Stammvater Israels, ist selbst Stein; Sarah, die Stammmutter, ist die Felshöhle oder der hohle Stein. Jesaias 51, 1 und 2 spricht die volkstümliche Anschauung klar aus:

„Schauet den Fels an, davon ihr gehauen seid,
Und des Brunnen Gruft (die hohle Grube),
daraus ihr gegraben seid;
Schauet Abraham an, euren Vater,
Und Sarah, von welcher ihr geboren seid.“

Abraham aber bezeichnet ursprünglich keine Person, sondern, gleich Jakob, das Volk selbst, also das aus Stein geborene Geschlecht, auf welches auch die neutestamentliche Stelle Matth. 3, 9 weist: Gott vermag dem Abraham aus diesen Steinen Kinder zu erwecken. Voll bittrer Klage ruft

Jeremias dem Volke zu, das dem Baume und Steine, und nicht dem Jehovah diente:

„Die zum Holz sagen: Du bist mein Vater!
Und zum Stein: Du hast mich gezeuget!"

Zu Hebron, Beth-El, Gilgal, Mizpa standen die heiligen Steine, in denen sie ihren Gott und Stammvater anbeteten; denen selbst Samuel, der Hohepriester des Volkes Gottes (!), jährlich heilige Opfer brachte. Zur Zeit der Richter stand der Steinkult im heiligen und gelobten Lande in vollster Blüte. Moses eiferte, die Propheten fluchten, — es war alles vergeblich. Fromme Könige erließen strenge Verbote, — nur Hiskias und Josias scheinen vorübergehend Einhalt gethan zu haben, — der Höhenkult bestand weiter. In Europa behauptete sich dieser Kult bis in das späte Mittelalter. Wie bei den Juden Moses und die Propheten, so eiferten bei Kelten und Germanen Kirche und Obrigkeit gegen denselben. Das Konzil von Tours 576 bedrohte die Anhänger dieses Kultes mit Kirchenbann, der Erzbischof von Canterbury erließ im 7. Jahrhundert scharfe Verbote, König Edgar im 10., König Knut im 11. Jahrhundert. Im Mythus vom heiligen Gral, der die gesamte Ritterpoesie während ihrer Blütezeit erfüllt, lebte dieser Kult in verklärter Gestalt fort. In überschwenglicher Weise wird dieser Edelstein orientalischen Heidentums und jüdischer Tradition von christlicher Seite verherrlicht und mit allen nur denkbaren Wunderkräften ausgestattet. Der Wunderstein von Grenoble genoß noch im 17. Jahrhundert eine Art göttlicher Verehrung, wenn das Landvolk bei ihm um Regen betete; dem großen Opfersteine bei Blois wurde noch später in der heiligen Weihnacht eine Umdrehung um sich selbst zugeschrieben. Vom St. Odilienberg im Elsaß holten sich die christlichen Um-

wohner (vom dortigen Steinwall, Heidenmauer genannt) bis in unser Jahrhundert einen Stein zum Neubau eines Hauses.

„Wer in der Gegend bauet,
Der nimmt zu seinem Haus
Von der zerfallnen Mauer
Sich einen Stein heraus,
Und glaubt, der Stein erteile
Dem Hause Festigkeit,
Und allen, die's bewohnen,
Noch Heil zu jeder Zeit.“

Zur Zeit der Incas, da Peru bereits hohe Kultur besaß, standen heilige Steine inmitten der Ortschaften und heilige Monolithe in Tempeln. Viele Indianerstämme opferten bemalten Steinen, und in den Feldern Südindiens findet man häufig noch jetzt fünf rotbemalte Steine als Schutzgottheiten. Von Tataren und südafrikanischen Völkern gilt noch: „Man findet in allen Ländern dieser Stämme hier und da Steinhaufen, an denen niemand vorübergeht, ohne einen Stein darauf zu werfen“. Man wähnt eben in diesen Haufen einen Geist, der dem schadet, der ihm kein Opfer bringt. Bei einem Felsen im Baikalsee schwören die Buräten, bei einem Berge auf den kanarischen Inseln die Insulaner ihre heiligsten Eide. Den Steinkreis auf dem Berge Serbal betreten die Beduinen nur mit abgelegten Schuhen, in den Steinkreis auf dem Berge Munadschat werfen die Araber Geschenke. Ein Felsblock in Oregon ist den Indianern heiliger Wallfahrtsort; die Kirgisen, obgleich Mohammedaner, verehren gewisse (menhirartige) Steine im Altai. In Sibirien und auf verschiedenen Südseeinseln werden bis zum heutigen Tage Steingötter angebetet. —

Nichts war natürlicher, als daß jene Völker, weche ein Fortleben der Seele, womöglich eine Wiederbelebung des alten Körpers annahmen, für möglichst dauerhafte Begräbnis-

plätze, für Stein- und Felsengräber sorgten. Der Tod führte nicht Vernichtung, sondern nur Ruhe herbei; der Ort des Grabes war keine Todes-, nur eine Ruhestätte. Daher barg der Ägypter seine Mumien in die natürlichen Felsen Oberägyptens, die der Könige in die künstlichen Grabfelsen oder Pyramiden Niederägyptens. Die Semiten Vorderasiens strebten nach dem Besitze eines Felsengrabes; so Abraham für Sarah, die Felshöhle, so Jakob für Rahel, den Brunnen. Selbst der Leib des auferstandenen Jesus ward einer Felsenhöhle anvertraut.

Daß die Germanen an ein Fortleben glaubten, ist bereits erwähnt worden. Deshalb bargen auch sie ihre Toten, soweit möglich, in sicheren Stein, wie die Hünengräber Skandinaviens und Norddeutschlands bis in die Maingegend, die Carne und Steinkisten Englands bezeugen. Die Verbindung der Vorstellungen von der in Stein und Berg ewiglebenden Gottheit und der einstigen Wiederbelebung der Toten nahm aber in Mythe und Sage, Volksglauben und Legende eine eigentümliche Gestaltung an. Natürliche Felshöhlen und enge tiefe Felsspalten unterstützten den Glauben an eine Innewohnung, weshalb dieselben im Volksglauben auch eine hervorragende Rolle spielten und den Göttern selbst zugeschrieben wurden. Ein Felsspalt am Czernobog in der Lausitz wurde von den Wenden „das Ohr der Gottheit" genannt, in welches sie noch bis in späte Zeit beteten. Durch natürliche Felslöcher und -spalten wurden Kranke gezogen, um ihnen sichere Hilfe zu bringen; ein Brauch, der in christlicher Zeit sogar vereinzelt auf Löcher in Kirchen- und Kirchhofmauern überging. Vgl. hierzu p. 175. Demgemäß galten auch Bruchstücke von heiligen Gesteinen als heil- und heilskräftig, gleichwie das Stück einer Reliquie die Wunderkraft der ganzen besitzt. Solche Stücke vom heiligen Berge Ida hießen Kryphien, solche vom heiligen

Tmolus in Lydien Philadelphien. Letztere sollten die Keuschheit der Jungfrauen schützen, Stücke vom Spillus die Frömmigkeit der Kinder fördern.

Infolge der Vorstellung, daß ein heiliger Berg diese oder jene Gottheit berge, wurden zunächst Götternamen selbst auf Berge übertragen. Daher in Deutschland vor allem die zahlreichen Wodans-, Thors- und Holdenberge. Hier sei nur erinnert an den Wodensberg bei Geismar und Bonn (später Gudens- und Godesberg), an den in den Ardennen, an drei Gudensberge in Niederhessen, an den Gudenberg bei Oberelsungen und bei Erckshausen, an das Wudenthal bei Dachsburg im Elsaß; an Odenwald und Odenberg, Odensberg in Schonen und Othensberg auf Samsöe; an die verschiedenen Donnersberge, an die Donnerskeule auf dem hessischen Knüllgebirge und den Donnershauk auf dem Thüringer Walde, an den Thorsklint und Thorsberg in Gothland; an die verschiedenen Hollenberge, die zum Teil im 15. Jahrhundert zu Venusbergen und unter christlichem Einflusse zu Ursula-, Urschel- oder Hörselbergen wurden, in und auf denen zeitweilig weiße Frauen erschienen, wie im Otomannsberge bei Geismar, auf dem Lahnberge in Oberhessen, auf dem Frankensteine beim Kloster Allendorf, auf der Haselburg bei Pfalzburg. Der Volksglaube gab nach der Christianisierung die alte Vorstellung nicht auf, sondern setzte nur an Stelle der alten Götter berühmte Könige und Helden. Indem aber mit diesem Wechsel der alte feste Halt verloren ging, traten gewisse Schwankungen in Bezug auf Persönlichkeit und Lokalität ein, wozu außerdem die Einflüsse der Zeit und der sich ändernden Anschauungen traten, so daß mancherlei Abweichungen in den Sagen des Volkes entstanden. Man beachte nur die Variationen der Kyffhäusersage. Im Kyffhäuser weilte Holda, ein weißes Fräulein, des Kaisers Ausgeberin, die viele beschenkte; der beliebte

Kaiser Otto I. und der rotbärtige mißliebige Otto II., Friedrich Rotbart und sogar vorübergehend Napoleon I. (an dessen Tod seiner Zeit weder das französische noch deutsche Volk glaubte); Markgraf Hans, der in der Mark viel genannt wird; ein Reiter auf einem Pferde und einer auf einem Hahne (woraus deutlich zu erkennen, daß der Gott zum Teufel wurde); aus dem Kyffhäuser erhielten manche Gold, andere Wein, andere Flachs, welch letztere Geschenke wiederum auf die Holda weisen. Die meisten dieser Sagen hat das bekannte Rückertsche Gedicht fast in Vergessenheit gebracht und nur die Barbarossasage allbekannt gemacht, geradeso wie Schiller mit einem Schlage die eine Variation der vorher fast unbekannten Tellsage zu allgemeiner Kenntnis erhob. Kaiser Friedrich wird außerdem in den Trifels bei Anweiler, in eine Felshöhle bei Kaiserslautern, in die Burg Hagenau und in den Bibelstein, einen alten Opferfels bei Sennheim, versetzt. Karl d. Gr. weilt im Odenwalde und Odenberge, im hessischen Gudensberge und im Guckenberge bei Fränkisch-Gmünden. Im salzburgschen Untersberge weiß die Sage Karl d. Gr., Friedrich I., Karl V.; nachmals sah ein Reichenhaller Bürger eine herrliche Kirche, ein anderer ein Kloster in selbigem Berge (gleiches ein Köhler im Ochsenkopfe auf dem Fichtelgebirge). Schätze, die man in solchen Bergen gesehen, stempelte die Legende zu Schätzen der Kirche, als zu Kreuzen, Marienbildern und Reliquien, die man in Berghöhlen erblickte und fand. In Schloß Geroldseck weilten nacheinander Ariovist, Armin, Wittekind, Siegfried, woraus recht deutlich zu erkennen ist, daß frühere Berühmtheiten dem Gedächtnis des Volkes entschwanden und durch spätere ersetzt wurden. Im Rütli finden sich die drei Stifter des Schweizerbundes, im Lauenburger Berg ein König mit einem Briefe, im Zopten drei Männer vor einem Buche, im Altkönig sieben Greise, im

Auersberg an der Bergstraße zwölf Männer inmitten großer Schätze; graue Männlein, Nachbilder der Gottheit, fast durchweg alt und weise und mild, in Bergen aller Länder. Aus diesen Beispielen erkenne man die Beweglichkeit der Sage, die bei alledem aber gewisse charakteristische und wesentliche Züge als Gemeingut beibehält, z. B. die Wiederkehr dieser Helden zur Zeit der größten Not. Bei dem deutschen Volke wird Karl und Friedrich, bei dem britischen Artus, bei dem slavischen Swatopluk genannt und gefeiert. Gerade dadurch wird aber auch die Thatsache bestätigt, daß in diesen Helden die Gottheit fortlebt.

Eine weitere Eigentümlichkeit tritt uns in diesen Sagen darin entgegen, daß weniger von Leben, vielmehr von „Verzauberung" die Rede ist. Die Verzauberung aber hat durchaus eine zweifache Gestalt, man möchte sagen eine gute und böse. Nach der einen Seite bezeichnet sie ein unter dem Scheine langer, selbst tausendjähriger Todes-Ruhe bestehendes Fortleben, dem endlich eine Rückkehr in das wirkliche Leben folgt; nach der anderen Seite trägt sie das Gepräge völliger Erstarrung, der „Versteinerung" im vollsten Sinne des Wortes. Wie der Fromme eingeht in das Felsengrab, um durch dieses in das göttliche Jenseits zu gelangen; wie die hohlen Berge der Verzauberten im Grunde genommen Hohlungen der Wolkengebirge sind, vgl. p. 72, durch welche die Seele einzieht in das Reich des ewigen Lichtes; so ist die Verwandlung heiliger Menschen in Steine oder die Öffnung eines Felsens für verfolgte Gläubige eigentlich nichts anderes als eine Aufnahme in das Himmelreich, eine Flucht in Gottes Haus. So erklärt sich eine ganze Reihe von Legenden, die von einer derartigen Einschließung oder Verzauberung in Felsen berichten. Elisabeth flüchtete mit dem kleinen Johannes vor den Schergen des Herodes in einen Berg, die heilige Odilie und Barbara vor ihren heidnischen

Vätern. Die heilige Gudula wurde vor einem gierigen Ritter von einer steinernen Säule, eine fromme Jungfrau vor verfolgenden Schweden von dem Madsteine im Elsaß, die schöne Sennerin Agnes vor dem Teufel von dem Agnessteine oder der steinernen Agnes (Dreisesselberg) bei Reichenhall aufgenommen. Drei Fräulein von Landskrone retteten sich vor einem feindlichen Ritter durch einen Sprung von der Burg auf einen Felsen, der sie einschloß. „Die sieben Jungfrauen von Achern" flohen vor den Hunnen in eine Kapelle:

„Die Fräulein zu Maria schrein,
Die Kirche wird ein Felsenstein.
Der Wandrer, der vorüberzieht,
Hört noch im Stein der Frommen Lied."

Dieser Aufnahme in Felsen entspricht anderweit die Verzauberung oder Einschließung in Bäume. Ganz anderer Art ist die Steinerstarrung, welche als Strafe der größten Frevel erscheint. Maja verwandelt den bösen Schiwa in Stein, als er den Wischnu verfolgt; Apollo alle diejenigen, die sich einst an seinem Heiligtume vergreifen wollten. Lots Weib wird zu Stein, weil es sich von der Sünde nicht trennen kann, und Diophor, weil er die leibliche Mutter zum Zweikampf gefordert. Wie die Riesen Atlas (der Götterverächter), Albion und Borgion und der himmelstürmende Echion in Stein verwandelt werden, so nach der Sage auch eine Anzahl deutscher und nordischer Riesen. Der grausame Riesenkönig Watzmann wurde mit Weib und Kindern zum vielzackigen gleichnamigen Alpenstock; der Riese Serles samt Weib und bösem Rat zu den drei Felszacken, die sich über die Brennerstraße erheben. An die versteinerte Riesenkönigin Frau Hütt knüpfen sich mancherlei Sagen. Eine Gattung von Riesen wurde zu Stein, wenn sie Gott oder ein Heiliger bis zum ersten Tageslichte hinhielt; so des Riesen Hati Tochter Hrimgerdr. Noch unter König Olaf

von Norwegen traf dieses Geschick eine Anzahl Riesinnen, weil sie die Ausbreitung des Christentums hindern wollten. Die letzteren Sagen sind bezeichnend. Die Riesen sind heidnischen Ursprungs; sie repräsentieren die alte Religion im Kampfe gegen die christliche; erstere unterliegt und wird verdammt. In sonstigen deutschen Sagen erscheint Versteinerung besonders als Strafe des Hochmutes, der Grausamkeit und Hartherzigkeit, in welch letzterer Hinsicht die Brotversteinerungen charakteristisch sind. Als eine Frau einst den heiligen Bonifacius hart abwies, verwandelte sich ihr Brot in Stein. Ein solch versteinertes Brot findet sich in der Marienkirche zu Danzig, ein anderes im Kloster Oliva. Nach einer märkischen Sage wurden sieben Brüder, die frevelhaft ein Brot peitschten, in Stein verwandelt. —

Entsprach es schon einem natürlichen Gefühle des einzelnen Menschen, Orte, an welchen sich ein ihm persönlich wichtiges Ereignis zugetragen, durch ein äußeres und dauerndes Merkmal zu kennzeichnen, so mußte dieses Bedürfnis für zwei oder mehrere Personen, die an gleichen Ort gleiches Interesse fesselte, in erhöhtem Grade vorhanden sein. Das beste Gedächtnismal aber bot von selbst der unvergängliche Stein, der unbewegliche Fels oder Berg. Wenn einer oder mehrere ein Gelübde ablegten, wenn zwei oder mehrere Personen oder Volkschaften einen Vertrag oder ein Bündnis schlossen, suchte man einen großen Stein, einen Fels oder Berg, oder man errichtete in Ermangelung dieser einen Steinhaufen, an dem man die Handlung vollzog. Was erst rohe Natursteine, wurden bei zunehmender Kultur behauene Steine mit eingegrabenen Bild- oder Schriftzeichen, endlich oft kostbare Platten und Monumente mit klassischen Inschriften. Die Begriffe Bund, Eid, Weihe sind kaum zu trennen, und so begegnen wir auch seit frühester Zeit der Verbindung von geweihtem Stein und Eid. Man erinnere

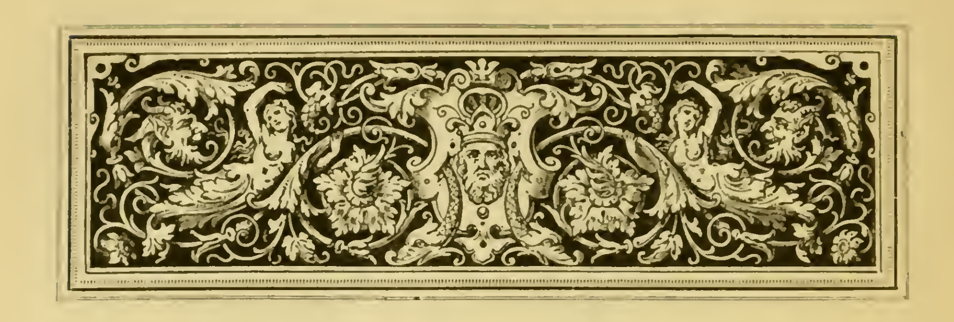
sich des Jakobsteines Beth-El, des Bundessteinhaufens Jakobs und Labans. Noch 1424 errichteten die Hussiten bei Prag einen großen Steinhaufen zur Erinnerung eines Vergleiches der Parteien. Der Steinhaufen, welchen deutsche Turner zum Gedächtnis Jahns in der Berliner Hasenheide zusammentrugen, ist wohl das letzte Denkmal dieser Art. Die Araber schlossen ihre Bündnisse bei sieben blutbestrichenen Steinen, die Römer schwuren bei einem Steine, die Edda läßt ebenfalls bei heiligen Steinen schwören, und heute noch ist die Redensart „Stein und Bein schwören" geläufig. Heilig war der einzelnen Menschen und der Volkschaften Besitztum, weshalb Grenzsteine, die den Grundbesitz, und Blöcke und Berge, welche die Landesgrenzen markierten, zu allen Zeiten und bei allen Völkern unantastbar waren und unmittelbar unter der Götter Schutz standen. Ja man faßte diese Grenzzeichen selbst als eine Art göttlicher Wächter auf, weshalb man ihnen teilweise göttliche Namen beilegte. Ägypter und Phönizier nannten die ihren Thaut, die Griechen Hermen. Die Römer feierten ein eigenes festum terminale. Verletzung der Grenzsteine galt den größten Verbrechen gleich und wurde mit den schwersten Strafen geahndet. „Verflucht sei, wer seines Nächsten Grenze engert. Und alles Volk soll sagen: Amen." Numa stellte solche Versetzung dem Tempelraube gleich; die Römer gruben ihren Grenzsteinen noch besondere Verwünschungsformeln gegen etwaige Frevler ein. Dem Germanen war ein derartiges Verbrechen undenkbar. Nach römischem Rechte durfte ein Bau, den ein anderer als unberechtigt bezeichnete, nicht weiter geführt werden, sobald der Kläger einen Stein in den Bau warf; ein Brauch, der sich in Norddeutschland wiederfindet. Damit hängt die Redensart zusammen: „Da muß der Teufel einen Stein drein werfen", die der gebraucht, dem unerwartet etwas vereitelt wird. Nach salischem Gesetze galt ein Stein-

wurf über das Haus eines anderen als Beschimpfung. Orte, an denen die Volksversammlung und das Volksthing stattfand, wurden, wie durch große Bäume, so durch 1, 2, 3, 7, 12 große Steinblöcke gekennzeichnet und geheiligt; sie hießen Thing-, Mal-, Spilsteine und waren gleichzeitig Opfersteine. In den Rheinlanden scheinen noch spät alle Gerichte bei solchen Steinen stattgefunden zu haben. Es sei nur erinnert an den berühmten Brunholdisstein bei Dürkheim, den Spilstein an der Haardt, den Kunkel zu Ebersweiler im Elsaß; an den blauen Stein zu Köln, an den schwarzen zu Worms. Die vielerwähnten roten Steine bezeichneten durchweg Richtstätten. Es ist nicht ohne Interesse, daß Konstantin der Große seinen ersten Sieg unter dem Zeichen des Kreuzes bei einem roten Steine (unweit der Milvischen Brücke) erfocht. Der Thingplatz der sieben friesischen Seelande war der gefeierte Upstallboom bei Aurich, ein großer überschütteter Steinhaufen mit großen Bäumen. Auch die Wahl der Fürsten wurde an diesen Stätten vorgenommen und der Erwählte auf einen großen Stein, den Wahlstein, erhoben. Der alte Krönungsstein der irischen Großkönige gelangte mit der irischen Herrschaft, als Zeichen dieser, nach Schottland, woselbst er dann Krönungsstein der schottischen Könige blieb, bis ihn Eduard I. in die Westminsterabtei bringen ließ, um als Krönungsstein der englischen Könige zu dienen. — Solch heilige Steine, wenigstens bestimmte, wurden zugleich Asylsteine, Freiberge genannt, die dem Flüchtigen Schutz vor dem Verfolger gewährten, weshalb sich gerade an sie Sagen von Feen und gütigen Zwergen knüpften.

Gedenken wir aber des Steines in seiner architektonischen und künstlerischen Bedeutung; überblicken wir die gewaltigen Zeiträume, welche zwischen dem ersten rohen Steinfetisch und der vollendeten griechischen Götterstatue,

zwischen der natürlichen Felshöhle und den himmelan-
strebenden Domen der Gothik und den Prachtbauten der
Renaissance und neuesten Zeit liegen, — so dürfen wir wohl
sagen: „Die Steine sind die steinerne Sprache menschlicher
Kultur".





Tier.

„Tiere sind die Runen des Morgenlandes.“ Dazu passen Herders Worte: „Es ist in den Tieren etwas Unbekanntes, wir könnten sagen Geheimnisvolles vorhanden, das den Wilden veranlassen mußte, sie zu verehren“. Tiere wurden ausnahmslos bei allen Völkern und zu allen Zeiten verehrt. Einzelne Landschaften führten sogar ihren Namen nach bestimmten Tieren; Mysien nach der Maus, Karien nach dem Widder, Lycien nach dem Wolf ꝛc. Die Quiches Guatemalas glauben noch jetzt, daß jeder Mensch ein bestimmtes Tier zum Schutzgeist habe. Nirgend aber wurden Tiere allein verehrt, nirgend erreichten sie den Rang der höchsten Götter. Indem man sich oft nur an den Wortlaut einzelner Nachrichten hielt und das Bild für die Sache selbst nahm; indem man an die ganze Gattung dachte, wo es sich offenbar nur um Repräsentanten derselben handelte, gewann man teilweise eine unrichtige und übertriebene Vorstellung vom Tierkulte der Alten. Obgleich dem Ägypter das Rind und Krokodil heilig war, hielt ihn dieser Umstand doch keineswegs ab, den Stier an den Pflug zu spannen, die Kuh zu schlachten, das Krokodil totzuschlagen. Brahmanenpriester

und Pythagoräer, die strenggläubigen Hindu der höheren Kasten, welche aus Hochachtung vor den Tieren, oder vielmehr vor der ihnen innewohnenden Weltseele, auf den Genuß von Fleisch verzichteten, stehen vereinzelt da. Das Verbot des Fischgenusses bei ägyptischen Priestern erstreckte sich nur auf bestimmte Arten und auf gewisse Zeiten. Auch dürfen wir keine Übereinstimmung in bezug auf die verehrten Tiere erwarten, da Klima und Gegend (wie Gebirge und Ebene, Binnen- und Küstenland), Charakter und Naturanschauung der verschiedenen Völker ihren Einfluß übten und mancherlei Abweichungen herbeiführten. Was den einen allbekannt, war anderen unbekannt; was diesen heilig, war jenen gleichgültig. Wenn auch allerlei Eigentümlichkeiten der Tiere, als Stärke und Schönheit, auffällige Gestalt und Färbung, Seltenheit der Erscheinung und rätselhafte Lebensweise, die Aufmerksamkeit auf sich lenkten, so war es doch in erster Linie der Nutzen, welcher verschiedene Tiergattungen über das Niveau der übrigen Tiere erhob. Dies beweist der Umstand, daß überall die nützlichsten und verbreitetsten Haustiere die ältesten und am höchsten verehrten Tiere sind, während schädliche erst später und untergeordnet im Kulte erscheinen. Haustiere, denen der Mensch Unterhalt und Wohlstand verdankte, blieben auch die wirksamsten Opfertiere. Der Nutzen rief im Menschen eine Zuneigung hervor, die sich im Laufe der Zeit zur Verehrung und Anbetung auserlesener Exemplare der betreffenden Gattung steigerte. Die Verehrung der nützlichen Tiere entsprang ebenso dem natürlichen Gefühle der Dankbarkeit als die der schädlichen dem der Furcht; gleichgültige kommen nur vereinzelt im Kulte vor. Unter den Haustieren waren es dann wiederum die intelligentesten, Pferd und Hund, die der Mensch zuerst für höher beseelte Wesen hielt. Sind doch beide liebenswürdige und aufmerksame, willige und gelehrige Tiere, denen feines

Gefühl und gutes Gedächtnis eben sowenig abgesprochen werden kann als seltene Anhänglichkeit und Geselligkeit. Buffon schreibt dem Pferde sogar „eine gewisse hochpoetische Genialität" zu. „Die skrupulöse genealogische Genauigkeit," mit welcher der Araber seit Alters die Stammbäume seiner Rosse führt, beweist, daß er dieses Tier fast höher als den Menschen schätzt. Die Mutterliebe des Pferdes ist sprichwörtlich geworden wie seine Klugheit; „das Pferd ist oft klüger als der Reiter". Infolge dieses inneren Wertes und der daraus entspringenden Hochschätzung wurde Pferdediebstahl, der den alten Germanen geradezu für unerhört galt, noch im Mittelalter durchweg mit dem Galgen bestraft, und es ist sicher nicht uninteressant, daß die letzte Folterung, welche in Norddeutschland überhaupt vorkam, an einem Pferdediebe (am 12. März 1818) vollzogen wurde. In bezug auf den Hund sei hier allein daran erinnert, daß dieser in allen Religionen der Vorzeit ein den Göttern zugesellltes Tier ist. Luther hofft in seinen Tischreden sogar auf ein Wiedersehen seines Hündleins in der anderen Welt; Klopstocks Messiade läßt Elisamas Hündchen mit in den Himmel eingehen. Kanadier und Kamtschadalen glauben, daß ihnen die Seelen ihrer Hunde in die Geisterwelt folgen; Polynesier und Kaffern glauben gleiches von denen der Haustiere überhaupt. Dem von moderner Kultur noch wenig berührten Landmanne, in dessen Haushalt „die Ökonomie nicht als bloßes Geschäft" betrieben wird, gelten die Haustiere gleichsam als Hausgenossen, als eine Art Familienglieder, wobei man keineswegs an einen Zustand denken möge, in welchem die Stube zum Stalle wird. In Ackerbauländern erhalten die jungen Tiere bei bestimmten Gelegenheiten ihre Namen, an festlichen Tagen besseres Futter und mancherlei Schmuck; freudige und traurige Familienverhältnisse werden ihnen mitgeteilt ꝛc. Erzählungen und Märchen berichten von dem

Schmerze der Trennung, welcher Mensch und Haustier ergriff, wenn etwa Not zum Verkaufe der einzigen Kuh oder Ziege zwang; lassen den Gläubiger oder gewaltthätigen Herrn, der dem Armen das einzige Tier hartherzig entriß, von schwerer Heimsuchung ereilt werden. Man denkt unwillkürlich an das Gleichnis, das der Prophet Nathan dem David gegenüber anwendete. Aber dieselbe Zuneigung, welche die Menschen zu den Haustieren hegten, setzten sie seitens dieser zu den Menschen voraus. Der freudige oder traurige Ton ihrer Stimme, die Bewegungen der Ohren und Augen, das Wedeln oder Hängenlassen des Schwanzes, das ruhige Liegen oder das unruhige Stampfen und Umherlaufen galten als Ausdruck ihrer Teilnahme. Wie Walter von der Vogelweide in seinem Gedicht „Einst und Jetzt" die Überzeugung ausspricht, daß unsere Klage die Vögel betrübe, so sagt ein Gedicht aus dem Kuhländchen, dem mährischen Schlesien, auf den Tod eines armen verlassenen Menschen:

„Eim (über) dich wird nimand traurig sayn
Sonder (als) de klae (kleinen) Waldvegerlain."

In alten Volksliedern erscheint besonders das Rotkehlchen als ein mit dem Menschen trauerndes Tierchen. Durch eine Reihe von Sagen zieht sich der Gedanke, daß zusammensitzende und zwitschernde Vögel sich über das Geschick der Menschen unterhielten. Auf älteren Darstellungen von Leichenbegängnissen sind infolge solcher Anschauungen häufig sogar Haustiere denselben eingereiht. Es bedarf kaum einer Erinnerung an jene zutraulichen Tiere, als Stare, Schwalben, Störche, die eng mit dem Volksbewußtsein verwachsen sind; deren jährliche Rückkehr immer wieder von Generation zu Generation freudig begrüßt wird und deren Verhältnis zu den Menschen gemütvolle Volkslieder darlegen. „Der erschte Star" ist das erste Gedicht in Sommers

volkstümlichen Dichtungen. Man lese die verschiedenen Storchlieder Norddeutschlands, die zahlreichen Schwalben- und Frühlingslieder unserer Dichter. (In den Tierschutzvereinen hat diese uralte Sympathie für die Tiere, welche gerade dem germanischen Stamme eigen ist, eine praktische und heilsame Verwertung gefunden.) Erscheinungen dieser Art, deren der Leser selbst noch manche hinzufügen mag, erzeugten den Glauben an eine Beseelung der Tiere, den die pantheistische Richtung des Orients, nach welcher der Gottgeist, oder richtiger die „eine" Weltseele, die Menschen und alle Kreaturen bis hinab zu Pflanzen und Gesteinen durchströmte, wesentlich förderte. Deshalb wurzelte auch der Tierkult im Oriente am intensivsten. Der spätere Monotheismus, welcher den Kreator von der Kreatur trennte und einen persönlichen Gott außerhalb der Schöpfung setzte, erschütterte diesen Kult in seinen Grundfesten. Infolge pantheistischer Naturanschauung wurden die inneren und äußeren Erscheinungen und Veränderungen an den Tieren nicht für zufällige gehalten, sondern für Äußerungen der alles durchdringenden Weltseele, wodurch dann weiter und von selbst die vielseitige Orakelbedeutung der Tiere begründet wurde. Ebendeshalb mußte sich im Tiere eine untrüglichere Offenbarung des Weltgeistes finden und eine sicherere Wahrnehmung seines Willens möglich sein, weil dasselbe keiner Verstellung, keiner etwa absichtlichen Unterdrückung oder gefälschten Äußerung seiner Gefühle fähig war, wie der Mensch, bei dem infolge dieser Fähigkeit die quantitativ reichere Beseelung im allgemeinen an Wert verlor. Roß und Vogel nehmen auch in dieser Hinsicht eine hervorragende Stellung ein. Das Pferd war und blieb das vornehmste Orakeltier aller Arier. Der parsische mythische König Gust-aps ist ein redendes Roß, welches ebenso auf die Weissagungskraft des Pferdes weist als das redende Roß Achills in der Iliade, als die nordischen Rosse Skirmir

und Grane, als das Pferd Bayard in der fränkischen und das Pferd Scharatz in der serbischen Sage. Wiehern und Scharren, Ohren- und Schweifbewegung, überhaupt jedwede Empfindungsäußerung wurde beobachtet. Das Roß stampfte nicht zufällig an der Stelle, wo ein Quell oder reiche Erze verborgen waren, sondern es stampfte gerade dort, weil ihm das Verborgene bekannt war. Eine Kuh ließ sich als Orakeltier da nieder, wo Ilus Ilium, Dido Karthago, Kadmus Theben bauen sollte. In Persien und Deutschland schwur man die heiligsten Eide auf das Roß, in Skandinavien auf den Eber, in England auf den Schwan, in Frankreich im galanten Zeitalter der Troubadours auf den Pfau. Bis in das späte Mittelalter mußte derjenige, der etwa einen Räuber beim Einbruche erschlagen hatte, in Ermangelung menschlicher Zeugen drei Haustiere — Hund, Katze, Hahn — mit vor Gericht bringen und bei ihnen schwören, daß ihn Notwehr zum Totschlag gezwungen. Infolge ihrer Weissagungskraft wurden Tiere zu Rächern heimlicher Verbrechen; man vergleiche Uhlands „Die Rache", Schillers „Die Kraniche des Ibykus". Lebhaftes Wiehern der Pferde wird noch heute als Glückszeichen betrachtet. Um Mitternacht am Weihnachtsabende kann man die Pferde reden hören. Der Atem der heiligen Rosse beseitigte gleichmäßig körperliche und seelische Übel. Ihrer entsündigenden Kraft halber wurden ursprünglich Weihbüschel aus Roßhaaren gebildet, und selbst die Kirche hat sie anfangs verwendet. In Persien ist der königliche Marstall noch jetzt ein Asyl für Staatsverbrecher.

Der Vogel war nach seiner ganzen Natur und Lebensweise das für den Orakeldienst geeignetste Tier. Seine Erhebung zu den himmlischen Höhen, in die Nähe der Götter, wohin kein anderes Geschöpf zu folgen vermochte; sein scharfes Auge und die aus jener Höhe mögliche Fernsicht

über den Erdkreis; sein sicherer und schneller Flug, der ihn leicht und plötzlich überall, selbst in fernen Schlupfwinkeln erscheinen ließ; sein Zug in fremde, unbekannte Länder — verschafften dem Vogel den Ruf prophetischer Begabung. Noch die Kabbalisten glaubten an diese Fähigkeit. Die Assyrer nannten die Vögel „Zungen der Götter“. Der Orientale vermutet einen wunderbaren Vogel der Weisheit, den der Perser Simurgh, der Araber Anka nennt. Zu allen Zeiten glaubte das Volk an eine gewisse Sprache der Vögel, die nach der Schrift König Salomo verstand, deren Verständnis nach dem Volksglauben der Genuß von Drachenblut verschaffte. Ist auch die Zeit systematischer Auspizien vorüber, werden auch nicht mehr Eingeweidebewegungen und Todeszuckungen der Tiere bei gebildeten Völkern beobachtet, so sind doch dem Volke bis in die Gegenwart viele Tiere eine Art Orakelwesen geblieben. Welche Rolle spielt in dieser Beziehung allein der Kuckuck! Der Aufflug von der Erde gen Himmel erhob den Vogel zum Symbol der zur Gottheit sich aufschwingenden Menschenseele, weshalb das Bild des hochfliegenden Falken überall auf Gräbern, Särgen und Mumiendecken vorkommt. Von dem Scheiterhaufen römischer Kaiser stieg ein Adler, von dem der Kaiserinnen ein Pfau empor, gleichwie das Flügelroß Pegasus bildlich unsere großen Geister zu lichteren Höhen trägt. Der Mythus vom wunderbaren Vogel Phönix erfüllte den ganzen Orient. — Mit dem Glauben an eine göttliche Beseelung gewisser Tiere hing der Genuß des Opferfleisches, insbesondere des Blutes zusammen; denn war das Blut, wie man allgemein annahm, das eigentliche Lebenselement, so nahm man mit dem Blute die innewohnende Seele in sich auf. Der Kopf der Opfertiere, wenigstens bestimmter, blieb stets unbeschädigt und ungenossen, um als Talisman aufbewahrt zu werden. Die Germanen steckten

Pferdeköpfe auf Giebel und Thore, auf Stangen um die Gehöfte und in die Felder. Cirkassier und Osseten thun noch jetzt also; sibirische Volkschaften gleiches mit Wolfs- und Bärenschädeln.

So wie man unter Menschen einzelne für außerordentlich fromm hielt und zu Heiligen erhob, so hielt man einzelne bestimmte Tiere für Träger der Gottheit in besonderer Weise; für solche, in denen die Weltseele quantitativ reicher und qualitativ reiner inkarniert sei als in anderen. Diese Tiere wurden die heiligen. In erster Linie mußten sie frei von jedem organischen Fehler sein. Außerdem mußte sie die Gottheit durch ganz besondere, im Laufe der Zeit festgestellte Merkmale gekennzeichnet haben; den Apis durch schwarze Farbe ausschließlich eines bestimmtgeformten weißen Fleckchens auf der Brust. Worin bei den einzelnen Tiergattungen die engeren Merkmale bestanden, wissen wir nicht. In vielen Fällen war durchaus reine weiße Farbe ein solches Kennzeichen; bei Rossen, Kühen, Schlangen, Elefanten. Die heiligen Tiere wurden bei den Ägyptern einbalsamiert und in Heiligtümern aufbewahrt. — Wie der Pantheismus wesentlich den Tierkult förderte, so auch der Sabäismus und die Seelenwanderungstheorie. Gerade bei den Völkern, welche einen Kreis himmlischer Tiere hatten, war auch der Tierkult sehr ausgebildet und zum großen Teil astronomischen Ursprungs; bei Ägyptern, Syrern, Indern. Die Gestirne galten durch ganz Vorderasien als göttliche Wesen, vgl. p. 91. Man hat gesagt, der Mensch habe aus Dankbarkeit nützliche Tiere an den Himmel versetzt. Es dürfte aber wohl schwer zu entscheiden sein, ob die Heiligkeit des irdischen Tieres das entsprechende Sternbild geheiligt, oder ob das Sternbild die Heiligkeit des Tieres erhöht. Eins förderte das andere. Ägypten sollte ein Abbild des Himmels sein. Gleich letzterem war das Land in zwölf Kreise und 36 Nomen

geteilt, von denen jeder sein besonderes heiliges Tier als Inkarnation seiner Sondergottheit besaß. Die Gottheit wurde dann wohl auch in Gestalt des Tieres verehrt, in dessen Himmelszeichen ihre Feste fielen, wobei Götterbilder und Priester in Masken des betreffenden Tieres erschienen. Außerdem hat bei den Ägyptern offenbar die Hieroglyphik zur Verbreitung des Tierkultes beigetragen. Denn da sich die Bilder gewisser Tiere fortgesetzt wiederholten, die Inschriften aber nur an heiligen Orten angebracht wurden und ursprünglich nur religiösen Inhaltes waren, so mußte ein Teil der Heiligkeit von den Bildern auf die Tiere selbst übergehen. — Ja, bei den Ägyptern kommt noch ein besonderes Moment in betracht. Die autochthone Bevölkerung war dem Tierkult ergeben, der durch den Sabäismus der asiatischen Einwanderer beschränkt und vergeistigt ward, infolge der Verschmelzung beider Kulte den Göttergestalten aber häufig Tierköpfe ließ. Ging man von der Ansicht aus, daß die Seele in ihrer körperlichen Hülle unfrei und unrein geworden sei und nach dem Tode des Geschöpfs durch zunehmende Vervollkommnung wieder frei und rein werden müsse, so lag es nahe, sich gewisse Tiere während dieser Vervollkommnungsperiode als Träger der Seelen zu denken und ihnen eine erhöhte Achtung zu zollen. So sind nach indischer Legende die Seelen vieler Heiligen in Elefanten übergegangen. Der Buddhist wähnt die Seelen der Buddhas in weißen Elefanten, die noch jetzt in Birma göttlich verehrt werden. Auf der einst heiligen Insel Elefante findet sich die Kolossalstatue eines Elefanten.

Zu alledem gesellt sich die elementare Seite der Tiere in Verbindung mit der bilderreichen Sprache des Orients und der Art der Naturvölker, für abstrakte Begriffe natürliche Dinge zu setzen. Wie sich der Mensch die Elemente in ihrem Kampfe und die gewaltigen Naturerscheinungen gern als

Götter und Riesen vorstellte, so verglich er sie auch mit den Tieren, in deren Wesen etwas von der Art der betreffenden Erscheinung zu liegen schien. Es handelte sich nur um die bloße Vorstellung eines Tieres oder tierähnlichen Wesens, aber das Bild wurde für den gewöhnlichen Menschen und für spätere Zeit leicht zum wirklichen Tiere. Teilweise bekunden diese Auffassung schon die Namen verschiedener Riesen: Kött, Trana, Kraka, d. i. Kater, Kranich, Krähe. Sturm und Flut, Donner und Blitz, Gestirne und Wolken erscheinen als Tiere. Der Adler wird durch seinen Flügelschlag zum Sturm und Donner, durch das leuchtende Auge und die scharfe Kralle zum Blitz. Welche Rolle spielt in dieser Beziehung allein der Wolf, das gefräßige und tückische Raubtier. Der mythische Wolf Fenrir, den der böse Loki gezeugt, ist sowohl die Herden und Fluren verschlingende Wasserflut, die Land und Leute verschlingende Brandung, als die Sonne und Sterne, die überhaupt alles verschlingende (unsichtbarmachende) Finsternis. Latona, welche in Wolfsgestalt vor Hera entflieht, ist die Finsternis, die dem anbrechenden Tage weicht. Finsternis ist der Wolf, welcher die (Sternen-) Herden des Herakles und die (Wolken-) Herden der Holda stiehlt, am Ende der Dinge die Welt selbst verschlingt. Viele der Wolfs- und sonstigen Tierkämpfe, in denen das eine Tier siegt, das andere unterliegt, oder das eine das andere verschlingt, beziehen sich auf den Aufgang einzelner Gestirne, der gleichzeitig mit dem Untergange anderer eintritt. Riesen, welche des Wolfes Namen tragen, weisen ursprünglich auf zerstörende Naturgewalten; Ulf, Ylfing, Beowulf, Ulfham, Ulfhedin. Auf die vernichtende, verheerende Seite der Natur weist der Wolfesmage, der Wolfshunger, welcher erst später zum Löwenhunger ward. Korn-, Gras-, Erbsenwölfe ꝛc. sind die über die entsprechenden Flächen wogend dahinziehenden Winde. Wo das Korn sich streifenförmig gelegt

hat, da ist der Wolf gegangen; wo es breit gedrückt ist, da hat der Wolf gelegen. Von einem gefräßigen Menschen sagt man: er frißt wie ein Roggenwolf; von einem lautweinenden Kinde: es heult wie ein Roggenwolf. Der faulste Mäher heißt bei den Franzosen le loup; ein blumengeschmückter Hammel, den man am Erntefeste über die Stoppelfelder führt, le loup du champ. Im Fastnachtsumzuge führten die Metzger zu Nürnberg einen Mann mit einem Wolfskopfe, zu Zürch ein Tiergebilde Isegrim. Im Mittelfränkischen backen die Bauern zu Weihnachten, im Steigerwalde zu Neujahr, im Pommerschen zu Ostern den sogenannten Hauswolf, der an Kinder und Gesinde verteilt wird. Und so ließen sich noch viele Erscheinungen und Bräuche anführen, welche auf frühere weitverbreitete und hervorragende Bedeutung des Wolfes im Tierkulte weisen. — Die Rosse, welche das „Grimmirlied" nennt, sind durchweg elementarer Art.

„Gladr und Gyllir, Gler und Skeidbrimir,
Silfrintopp und Sinir,
Gisl und Falhofnir, Gulltopp und Lettfeti."

Gull-, Skin- und Hrimfaxi sind die drei Tageszeiten Morgen, Mittag und Abend. Die vier alten Elemente werden gern mit den vier Hauptfarben der Pferde wie mit letzteren selbst verglichen, worauf sich noch Rückerts Worte beziehen: „Vier widerspenst'ge Tiere ziehn den Weltenwagen". Die vielfach wiederkehrenden weißen und schwarzen Rosse der Inder und Perser, Germanen und Slaven vertreten abwechselnd Tag und Nacht, Morgen und Abend, heiteren und trüben Himmel, Sommer und Winter. Sonnenrosse ziehen den Sonnengott, aber auch die Sonne selbst wird zum Rosse.

„Aus der Sonne, ihr leuchtenden Götter,
Habt ihr ein Roß gemacht."

Sie wird zum goldmähnigen Löwen, zum goldhörnigen Widder, zum goldborstigen Eber.

Der Stier Dharma, der in jedem Weltalter ein Bein verliert, von denen eins nach dem andern wieder wächst, stellt das Jahr, die Beine die vier Jahreszeiten dar. Die 50 Wölfe Lykaons wie die 50 Hunde Aktäons sind in runder Zahl die 50 Wochen des Jahres; jene 50 Wölfe, welche durch einen Strom schwimmen, wobei jeder folgende den vorderen in den Schwanz beißt, sind diese 50 zusammenhängenden Jahrwochen im Zeitenstrome. Hunderte von Mythen stellen Naturerscheinungen als Tiere dar. Wie die Naturerscheinungen selbst zu Göttern wurden, so die betreffenden elementaren Tiere zu deren Attributen. „Das Attribut aber erhält Anteil an der Verehrung“ und „auf das Tier, in dessen Gestalt die Gottheit erscheint, geht die Heiligkeit der letzteren über.“ Mit und auf dem Roß kommen fast alle Götter vor, denn dies war das allgemeine göttliche Reit- und Zugtier. Die Parvati reitet den Stier, die Indrani den Elefanten, Bacchus den Tiger, Zeus den Adler, die Kumari den Pfau. Vom Reiter ging die Verehrung auf das Reittier über, bis letzteres vielfach an Stelle der Gottheit selbst trat; bald erscheint der Reiter, bald das Tier beflügelt, nicht selten das beflügelte Tier ohne Reiter. Darin lag die Gefahr der Attribute und Bilder, und eben deshalb erklärten sich die monotheistischen Religionen so entschieden gegen dieselben. Buddha, Rhea, Christus, Michael erscheinen mit dem Löwen; Zeus, Johannes, Raphael mit dem Adler; Thor, Äskulap, Mars und Pallas, Swantewit mit dem Hahn; Brahma, Holda mit dem Schwan; — Wodan mit zwei Wölfen und zwei Raben, Neptun mit dem Delphin, Freyr mit dem Eber, Semiramis und Gregor von Tours mit weißen Tauben, Athene mit der Eule, Juno mit Pfau und Gans, Hera und andere Liebesgöttinnen mit

dem Kuckuck; — Anubis mit dem Hunds-, Mars mit dem Wolfs-, Isis mit dem Kuh-, Demeter mit dem Roßkopf. Freya erscheint im Falken-, die Walkyre im Schwangewande. Ein Engel zeigt sich der Gudrun in Schwan-, dem heiligen Lambert in Adlergestalt. Das Schwangewand ging nachmals auf die christliche Frau, auf Maria, und auf die Engel über, die zugleich Boten der Gottheit waren. So zeigt uns auch der Heliand einen Engel im Federgewand. Die Verwandlung der Götter in Tiere kennzeichnet besonders die griechische und nordische Mythologie. Die Verwandlung in Stier und Kuh ist uralt und besonders in den östlichen Mittelmeerländern heimisch, die Roßwandlung im germanischen Norden. In der griechischen Mythe liegen derartigen Metamorphosen gewöhnlich Buhlereien zu Grunde. So naht Zeus als Stier der Europa, als Schwan der Leda, als Kuckuck der Hera; Odysseus als Roß der Evippe. Apoll und Athene lassen sich als Geier auf der Zeusbuche nieder. Indra erscheint als Habicht (cyêna), Artemis-Kallisto als Bärin. Böse Götter treten gewöhnlich in Gestalt gefürchteter und häßlicher Tiere auf; Ahriman als Kröte und Schlange, Typhon als Schwein und Krokodil, der Teufel als schwarzer Bock, Hund, Kater, als Kröte und Rabe, als sinnlicher Kuckuck, als stinkender Wiedehopf, als falsche, giftige, feurige Schlange. — Die Tier-Verwandlungen gingen von den Göttern frühe auf Menschen über. Sie reichen aus der ältesten Zeit bis in das späte Mittelalter und spielen im Schamanentume Zentralasiens noch jetzt eine traurige Rolle. Bei den Deutschen erscheinen Kuckucksverwandlungen als die volkstümlichsten und zum großen Teil als Strafen. Robert der Teufel, der große Schwarzkünstler des Mittelalters, verwandelte Unterthanen zum Vergnügen in Tiere. Die Verwandlung der Hexen in schwarze Katzen u. dergl. hat zahlreichen Prozessen noch spät den Stempel menschlichen Blöd-

sinns aufgedrückt. In der nordischen Sage von Verwandlung der Frau Gertrud in einen Specht, den sogenannten Gertrudsvogel, hat sich heidnische und christliche Anschauung eigentümlich gemischt. Die Deutschen glaubten noch sehr spät und allgemein an eine Verwandlung gewisser Menschen in Wölfe, sogenannte Werwölfe. Selbst ein Melanchthon war noch fest von der Existenz solcher Werwölfe überzeugt. 1589 wurde zu Köln ein als Werwolf erkannter Mann hingerichtet. Im 17. Jahrhundert wurden noch gerichtliche Verhöre vorgenommen, bis ins 18. Jahrhundert erhielt sich der Glaube unter dem Volke. In der Stephanskirche zu Wien wurde bis Ende des 18. Jahrhunderts jährlich in der Christnacht nach dem Hochamte ein Wolfssegen gesungen. Den Abiponen am Paraguaystrom ist der Glaube eigen, daß sich ein Zauberer in einen Jaguar verwandle und allerlei Grausamkeiten ausführe.

Das Tier-Attribut und die Tier-Metamorphose der Götter führten aber ganz von selbst zur Zeugung und Erhaltung durch Tiere. Der persische Urstier ist ebenso Allvater als die Isis-Kuh Allmutter. Die Schöpfung aus sich selbst, die Selbsterzeugung, stellt insbesondere der Käfer dar, welcher sich überall auf Gemmen und Mumiendecken findet. Der Geburt aus Tieren ist Säugung und Errettung durch Tiere gleichbedeutend. Von den Göttern geht diese Art auf Helden und Heilige über. Zeus wird von einer Ziege, Paris von einer Bärin, Romulus und Wolfdietrich von einer Wölfin, Sigurd und das Kind der heiligen Genoveva von einer Hirschkuh, der serbische Held Milosch von einer Stute gesäugt. Weil Tiersäugung stets als Zeichen der Heldenschaft und Stärke galt, giebt der Volksglaube selbst August dem Starken Löwenmilch. Wolf, Hirsch, Bär, Schwan, Rabe und Taube sind hauptsächlich die Tiere, welche sich zu Helden und Heiligen in der Einsamkeit gesellen und die nötige

Nahrung herbeibringen. Semiramis wird durch Tauben, Elias durch Raben, Mohammed durch Taube und Spinne gerettet.

Naturgemäß mußte im weiteren Verlaufe aber auch der Dualismus von Gut und Bös auf die Tiere übergehen. Zarathustra, welcher auf allen Gebieten eine scharfe Zweiteilung vornahm, teilte auch sämtliche Tiere in nützliche und schädliche, gute und böse, ormuzdische und ahrimanische. Tieren beider Arten wurde gedient; den Dienst ersterer gebot Ehrfurcht und Dankbarkeit, den letzterer Furcht und Schreck. Der alte Peruaner fiel vor dem Jaguar, der Insulaner des malayischen Archipels fällt vor dem Tiger zur Erde; der Irländer erwies dem Wolfe große Ehren und betete sogar für ihn, der Kamtschadale zieht vor dem Wolfe die Mütze, die Akra verehren die Hyäne aus Furcht! Bei den Mandingo-Negern wird derjenige, der einen Löwen tötet, zuerst (scheinbar) mißhandelt, dann aber belohnt. Nordamerikanische Indianer bitten den erlegten Bären um Verzeihung und geben seinem Kopfe bei dem folgenden Mahle einen Ehrenplatz. Man möchte diese Art der Verehrung eine negative nennen. Seit alters suchte man sich durch alle denkbaren Tiersegen die nützlichen Tiere dienstbar, die schädlichen schadlos zu machen; Segensformeln, die zahlreich aus dem Heidentume in das Christentum übergingen, indem nur die Namen der Götter wechselten. — Das Gesetz Mosis (oder, wie ein Schriftsteller unserer Zeit sagt, „eine jüdische Grille“) stellte die Kategorieen der reinen und unreinen Tiere auf. Die Kirche hat sich solchen Anschauungen nicht völlig entziehen können. Der Gegensatz vom Schwangesang der Seligkeit und dem Wolfsgeheul der Verdammnis, vom Schwan als Lebens- und vom Raben als Todesvogel, vom Wolf des Heidentums und vom Lamm des Christentums ist ihr eigen geworden. Wie alles Heidnische wurden auch die heiligen

Tiere alter Kulte verdächtigt, verfolgt, verunstaltet, verdammt. Den Genuß des Pferdefleisches, des heiligsten Opferfleisches der Germanen, degradierte die Kirche zum Teufelsdienste. Es ist gewiß bezeichnend, daß „dies vom Alter geheiligte pfäffische Vorurteil“ so starken Ekel vor Roßfleisch zu erzeugen und zu erhalten vermochte, daß der Genuß von Pferdefleisch „gesetzlich“ erst gestattet ist: in Dänemark seit 1807, in Frankreich seit 1811, in Süddeutschland seit 41—46, in Norddeutschland seit 47—50, in Schweden-Norwegen aber erst seit 1856!

Wie der Mensch die Allseitigkeit oder besondere Eigenschaften der Götter an deren Gebilden durch eine Überzahl von Köpfen und Augen, Armen und Beinen darzustellen suchte, so schuf er auch eigentümliche Tierkompositionen: die ägyptischen und assyrisch-babylonischen Sphinxe, die jüdischen Cherubs, eine vorschriftmäßige Verschmelzung von Adler, Stier, Löwe und Mensch. Solche Gebilde sind teils elementarer, teils ethischer Natur. — Beachtet man die Arten der heiligen Tiere, so stellt sich die interessante Thatsache heraus, daß die Semiten besonders starksinnlichen Tieren und somit der Sinnlichkeit selbst dienten: daß die Arier kräftigen und unternehmenden Tieren und somit der Thatkraft dienten; — jenes mehr ein entnervender Fleisches-, dieses mehr ein stärkender Willenskult war. — In der mythischen Bedeutung der Tiere wurzelt auch ihre Bedeutung für Feldzeichen und Wappen. Tiere als Feldzeichen sind gleichsam selbst Götter, — Talismane, Schutzmittel. Was dem Ägypter und Phönizier das Götterbild selbst, was dem Juden die Bundeslade, dem Römer der Adler, dem alten Sachsen das Roß (Hengist und Horse), dem Mohammedaner die Fahne des Propheten, das ist einem katholischen Heere ein berühmtes Heiligenbild oder eine gefeierte Reliquie.

Man vergleiche „Das weiße Sachsenroß“ von Max v. Oër, „Der erste Sachs' — das erste Sachsenroß“ von Vinke.

„Hüte, deutscher Adler, deutsches Volk und Land,
Deutsche Sitt' und Zunge, deutsche Stirn und Hand!“

Mit dem Feldzeichen war dem Altertume die Gottheit selbst dahin; daher die ängstliche Hut, daher die dem Raube folgende Mutlosigkeit und Flucht. Es ist von dieser alten Auffassung etwas an unseren militärischen Fahnen haften geblieben! — Ganz in derselben Weise verhält sich's mit den Wappen. Gerade Rosse und Wölfe, die unseren Vorfahren heiligen Tiere, finden sich in alter Adelsgeschlechter Wappen, die nicht das Produkt erbärmlicher moderner Adels- und Wappenfabrikation sind. Als Wahrzeichen verschiedener Städte hat sich ein lebendiges Schutztier erhalten. Bern hat noch seinen Bärenzwinger; in der Überlieferung, nach welcher der Erbauer Berthold IV. gesagt habe, sie solle nach dem ersten Tiere, daß man fange, benannt werden, findet sich ein reinheidnischer Zug.

„Holz, laß dich hauen gern,
Die Stadt soll heißen Bern.“

Im Schloßhofe zu Merseburg wurde bis in jüngste Zeit ein Rabe unterhalten, der Vogel Wodans. Christliche Tradition ließ einen Diener hinrichten, der einen Ring gestohlen haben sollte, welcher sich nachher im Neste eines Raben fand. Die Legende läßt dem heiligen Gislen im Hennegau von einem Bären und Adler die Stelle zeigen, an der er ein Kloster bauen sollte. In Wahrheit mochte er an heidnisch-heiliger Stätte, wo nachher das Kloster entstand, beide Tiere als heilige vorfinden und aus Schonung weiter unterhalten.

In der Fabel läßt der Mensch den Menschen in Tier-

gestalt auftreten, in zahlreichen Tiersagen überträgt er menschliche Verhältnisse auf Tiere. Bär, Wolf, Fuchs sind „die Hauptträger der Tierfabel", unter den Tieren des Waldes die vornehmsten. Die Annahme einer monarchischen Verfassung bei den einzelnen Tierklassen ist eine uralte. Bär, Löwe, Adler erscheinen als Könige der gesamten Tierwelt. Schon indische Sagen berichten von Schlangen- und Pferdekönigen, die deutschen Kindermärchen von einem Ameisen- und Rabenkönige, Meiers Märchensammlung von einem Wolfs-, Fisch- und Horniskönige. Am Rhein werden Tauber von besonderer Zeichnung noch als Taubenkönige bezeichnet. Das Volk hat noch seine eigentümlich-dunklen Vorstellungen von einer Bienenkönigin. Bei Vogelhochzeiten, die stets im Sommer, in der Zeit des Überflusses und mitten im Walde gefeiert werden, geht es einmal hoch her. Sie tragen alle den Stempel gutmütig-satirischer, humoristisch-übermütiger Laune, wie die Hochzeit zwischen Eule und Zaunkönig, zwischen Nachtigall und Gimpel. Das Bild vom Begräbnis des Jägers durch die Tiere ist eins der volkstümlichsten. Die Sage läßt die Tiere nach menschlicher Art Kriege führen, Versammlungen und Umzüge abhalten. Die Perle der hier einschlagenden Dichtungen bleibt Reineke Fuchs.

Nach alledem kann es nicht wunder nehmen, daß im Volke ein starker Rest der alten Bedeutung des Tieres sich erhielt und überall bei passenden Gelegenheiten in Glauben, Wort und Brauch sich äußert. Man denke nur an die Todesanzeichen schwarzer und nächtlicher Tiere. Die uralte Bedeutung des Eulenrufes, deren schon die Veden gedenken, gilt heute noch; das „Kiwit" des Käuzchens oder Wiggli heißt nach wie vor „Kümm mit!"

„Wenn dir d' Wiggli schreit,
Wirsch bald ussetrait" (austreten, ausspannen).

Das Totengekrächze der Raben ist ebenso allgemein als das Totengeheul der Hunde; der Rabe Odins ist allenthalben zum Unglücksraben geworden. Das Überdenweglaufen von Katzen, Hasen, Mäusen wird überall gefürchtet. Die Zahl der Verslein, welche der Volksmund gereimt und auf die wahrsagende Kraft des Kuckucks bezieht, ist fast endlos. Üble Redensarten, als: „da schlag der Kuckuck drein“, „dich soll der Kuckuck holen“, „fahr zum Kuckuck“, „man möchte des Kuckucks werden“, „das weiß der Kuckuck“, „potz Kuckuck und potz Güxel“ rc. sprechen gerade für die einst gute Bedeutung dieses Vogels. Hund und Katze werden überall als Propheten betrachtet. Fressen Hunde Gras, so regnet's; halten sie die Schnauze zur Erde, so bedeutet's Tod, heben sie dieselbe empor, so verkündet's Feuer. Das Schnurren und Miauen, das Lecken und Liegen der Katzen hat seine Bedeutung und Deutung. Das Putzen derselben weist übereinstimmend auf Besuch; im besonderen:

„Putz dich, Kätzel,
Kommt mei Schätzel,
Fahr über die Ohren,
Kommt 'was Hochg'schoren“ (Vornehmer).

An Hahn und Henne, an Krähen und Gackern knüpfen sich eine Menge von Vorstellungen, an das Ei (Osterei!) eine Menge von Bräuchen. „Hähne wissen's voraus“, ist einfach die Volksrede. Gleich den Burschen am Pferdestalle, horchen die Mädchen in den heiligen Zwölfen am Hühnerstalle. Mit den Hahnenkämpfen, die England jetzt noch leidenschaftlich pflegt, verknüpften die Germanen eine Art Gottesurteil. Nach einer älteren Sage soll Karl d. Gr. sogar den Teilungsplan seiner Lande von einem Hahnenkampfe zu Kempten abhängig gemacht haben. Das sogenannte Hahnenschlagen und allerlei Hahnenbräuche an Erntefesten

sind noch üblich. Die Spinne, gleichsam Spinnerin eines Schicksalsfadens, hat ihre Orakelbedeutung behauptet.

„Spinne am Morgen,
Bringt Kummer und Sorgen;
Spinne am Abend,
Erquickend und labend,“ —

ein Gedanke, der fast überall wiederkehrt. Glücksschweinchen und Pferdeköpfe als Berlocke werden nicht nur zum Schmuck getragen. Und so giebt es noch allenthalben Glücks- und Unglückstiere. Hunderte von Anzeichen seitens der Tiere haben unverändert ihre Bedeutung durch Jahrtausende bewahrt.





Schlange.

Das Reich der Reptilien mit seinem kriechenden und schleichenden Gewürm ist besonders geeignet, die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich zu lenken. Insbesondere ist der Schlange ein ebenso universeller als eifriger Kult zu teil geworden. In ihr ist Nützliches und Schädliches, Gefälliges und Widerliches, Gutes und Böses vereinigt; eine Doppelnatur, ebenso auffällig als rätselhaft. Dieselben Tiere, welche zu ihrer Wohnung finstere Erdhöhlen und zu ihren Beutezügen das Dunkel der Nacht wählen, sonnen sich im grellsten Lichte der Sonne und fühlen sich am wohlsten auf glühender Felswand. Hier schleichen sie langsam am Boden dahin, dort springen sie weit und blitzschnell auf ihre Opfer; hier winden sie sich an schlanken Bäumen zur Höhe, dort verschwinden sie tückisch in der Tiefe. Auf der einen Seite entziehen sie nach allgemeiner Anschauung der Erde und den Pflanzen die giftigen Stoffe, um auf der anderen Seite Menschen und Tiere mit tötlichem Gifte bald langsam, bald schnell, fast augenblicklich zu morden. In dem einen Falle begnügen sie sich in lautloser Stille mit kleinen harmlosen Insekten, im anderen ziehen sie ihre würgenden Ringe

um gewaltige Vierfüßer. An einer Stelle fliehen sie feig und scheu vor dem leisesten Geräusch, an anderer messen sie ihre Kraft mit den mächtigen Raubtieren der Tropen, deren Wut- und Schmerzgeheul den Wald durchdröhnt. Nie zerstückt ein Zahn das Opfer, sondern ungeteilt, wenn noch so groß, verschwindet es mit zersplitterten Rippen im grausigen Rachen, überzogen von scheußlichem Geifer. Überall erzeugte die vorspringende züngelnde Zunge den Glauben an einen Stich und doch erzeugt die Todeswunde der blitzende Zahn. Der Leib, äußerlich völlig gliederlos, besitzt staunenerregende Behendigkeit; das Auge, freundlich und klug, vermag Blitze der Bosheit und Wut zu sprühen, vor denen jedes Geschöpf erzittert, ja zur Bewegungslosigkeit erstarrt. Bei der einen Schlange erzeugen Schönheit der Zeichnung und Färbung freudigen Beifall, bei einer anderen schmutzige Mischfarben Unbehagen und Ekel. Nicht selten aber ist gerade das Unschöne und Barocke der Zeichnung zur Ursache der Verehrung geworden. Ohne jede Spur von Geselligkeitstrieb lebt dieses Tier einsam und kalt dahin, selbst ohne einen Schein von Mutterliebe für die Jungen. Und doch hinterläßt dieser Hang zur Abgeschlossenheit, dieses regungslose Umsichselbstgeschlungensein im Zustande der Ruhe, der Mangel aller Stimmlaute dem Beobachter unwillkürlich den Eindruck geheimnisvollen Schaffens und der Innerlichkeit. Nirgends finden sich bei der Schlange Anzeichen der Lebensdauer und des Alters, nirgends Veränderungen der Gestalt. Unter der sich abstreifenden Haut ist eine neue bereits ausgebildet, das neue Tier gleicht dem alten, das Tier immer sich selbst. —

Von vornherein sei darauf hingewiesen, daß sich der Schlange einige abenteuerliche und mystische Gebilde zur Seite stellen. Für Schlange wurde früher häufig Wurm (orm, ormr, angelsächsisch vyrm) gesetzt, dem sich der Lint-

oder Lindwurm, auch Heidewurm genannt, anschließt. Wird dieser beflügelt gedacht, so wird er zum Drachen (lateinisch draco, althochdeutsch traccho). Gleichwohl wird dieser Unterschied keineswegs streng beobachtet, sondern Lintwurm und Drache häufig in völlig gleicher Bedeutung gebraucht. Ihnen schließt sich der scheußliche Basilisk an, dem Plinius die dunkle Provinz Cyrenaica als Heimat anweist. Diese schlangenartigen Gebilde werden in unterirdische Höhlen wie in den nächtlichen Luftraum versetzt und in ein Gewebe seltsamer Sagen gehüllt.

Es existiert kein Kulturvolk und Religionssystem, dem der Schlangenkult oder die Schlange als Symbol unbekannt sei. Die Neger West- und Südafrikas beten sie an gleich Finnen und Eskimos, und Ostasiens Völker gleich den Indianern des fernen Westens. Den alten Ägyptern war die Python Sebae ein heiliges Hieroglyphenzeichen und die Boa constrictor heißt noch Abgottsschlange. Ist der Kult selbst mit zunehmender Aufklärung bei gebildeten Völkern geschwunden, Sagen und Bräuche sind geblieben. Auf niederer Stufe dient man der wirklichen Schlange und ihr Kult entspringt vorwiegend der Furcht; auf höherer Stufe wird die Schlange zum Symbol und sie gewinnt eine sittliche Bedeutung. — Das Heidentum verehrte eine Anzahl seiner höchsten Gottheiten unter dem Bilde der Schlange; die Schlange wurde zur Gottheit selbst. Der indische Wischnu, der ägyptische Kneph, der nordische Odin erscheinen in Schlangengestalt. Der Reichstempel Amuns zu Theben war eine Hauptstätte dieses Kultes, wo heilige Schlangen gehalten, verehrt, einbalsamiert und begraben wurden. Daß der Schlangenkult bei dem Volke Jehovahs blühte, beweist 2. Kön. 18, 4. — Die mythische Weltschlange ist Sinnbild der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit; sie wird hauptsächlich mit Zeitgottheiten in Verbindung gebracht. Daneben

tritt die Schlange allenthalben als Bild elementarer Erscheinungen auf, die sich in Raum und Zeit vollziehen, infolgedessen sich die Beziehungen der Schlange zur Unendlichkeit und zu den Elementen vielfach kreuzen. Auch wird die Symbolik mitunter in demselben Verhältnis wechseln, als an Stelle des alten Naturdienstes successiv eine höhere geistige Auffassung trat. Die räumliche und zeitliche Unendlichkeit versinnbildlicht übereinstimmend die sich in den Schwanz beißende Schlange, die vielfach der Ring ersetzt. Der Brahmane stellt die Welt, im Anschluß an die vier Himmelsgegenden, als ein Quadrat dar, in diesem die Trimurti oder göttliche Trinität als Dreieck, beides von der Weltschlange Ananti umwunden. Wird letztere nur als Symbol der Ewigkeit aufgefaßt, so wird sie zur Schlange Kaliga. Die nordische Schlange Midgard ist die den Erdkreis umschlingende, umzüngelnde Meerflut. Loki wirft sie in das Meer (das sie selbst ist); sie wächst so schnell, daß sie bald die ganze Erde umspannt und sich in den Schwanz beißt, um sich an jener festzuhalten. Über ägyptischen Tempelportalen findet sich eine Scheibe, die Weltscheibe oder Erdkugel, von der Weltschlange Uräus umwunden. Sie, das Sinnbild der allesumschlingenden Zeit, wurde frühe zu dem des Gedankenlaufes, der immer wieder in sich selbst zurückkehrt; ja zu dem des Guten, das ewig währt wie die Gottheit selbst. Sie wurde zum Symbol guter Götter. Als Zeitschlange wird sie häufig geflügelt dargestellt, die Flüchtigkeit der Zeit anzudeuten. In der Zeit aber, die selbst nie vergeht und nie altert, entsteht und vergeht alles Irdische, und so wird die Zeit zur allesverschlingenden, zu der sich die Nacht, die Finsternis gesellt, welche alles unsichtbar macht, auch gleichsam verschlingt. Die Schlange Nidhöggr, welche an der Wurzel Ygdrasils nagt, ist die ewignagende Zeit. Die Redensart vom nagenden Zahne der Zeit lebt in aller Munde. Die Schlange Wa-

sughi, welche die Sonne verschlingt, ist die Finsternis. Bei Sonnenfinsternissen wurde sie besonders ungeheuerlich gedacht.

Die sich in den Schwanz beißende Schlange stellt auch den Jahreslauf dar; das Jahr, welches sich für den Orient aus drei Jahreszeiten zusammensetzt. Assyrische Denkmäler zeigen einen kräftigen Mann (Sonnengott, Sonne) und zu dessen Füßen drei weibliche Gestalten, um welche sich eine Schlange windet; die drei Jahreszeiten vom Jahrring umfaßt. Der dreiköpfige Drache des Zeus, den auch Agamemnon auf seinem Schilde führt, hat dieselbe Bedeutung; desgl. die dreiköpfige Chimära mit Ziegen-, Löwen-, Schlangenkopf; die mythische Schlange mit Stier-, Löwen- und Menschenkopf. Auch an die Laokoongruppe ist hier zu denken. Im allgemeinen aber zerfällt das Jahr in eine sommerliche und winterliche Hälfte, und gerade diese Zweiteilung giebt der Mythe reichen Stoff. Allgemein wird der Wechsel als ein Kampf aufgefaßt, bei welchem im Frühling der Lenz, im Herbst der Winter siegt. Demgemäß spielen die folgenden Mythen zur Zeit der Frühlings- und Herbstäquinoktien. Krischna zertritt einer Schlange den Kopf wie Apoll der pythischen Schlange; der Gott ist der Lenz, die Schlange der Winter. Osiris tötet die allesverschlingende typhonische Schlange; die eintretende Nilflut macht der Dürre ein Ende. Als Krischna die grimmige tausendköpfige Schlange Kalinak töten wollte, umwand sie ihn würgend, er aber ergriff sie, rollte sie auf, überwältigte sie und trat zuletzt auf ihre Häupter; stellt sich der Winter noch so wütend, er unterliegt doch. Dem entsprechen die hundert Köpfe, welche Hesiod dem Typhon zuschreibt. Typhon, der mit seinen Schlangenschwänzen den Osiris würgt, ist die sommerliche Glut; die Schlangen, welche aus seinen Schultern wachsen und endlich in die Wüste fliehen, sind die Gluttage, die gleichsam in

die Wüste zurückkehren, wenn die schöne Jahreszeit kommt. So erklären sich Krischna, Osiris, Apollo als Schlangentöter, als Schlangenzertreter; in der Schlangenzertretung Christi hat sich dieser Mythus zu ethischer Bedeutung erhoben. — Die herbstlichen Eleusinien, welche mit Schlangenkult verbunden waren, erinnerten an das Hinabsteigen der Ceres in den Tartarus. Die ahrimanische Schlange vergiftet den persischen Urstier; eine Schlange erwürgt den unersättlichen Erysichthon. Diese Mythen sind ein Abbild desselben Kampfes zur Herbstzeit; Ceres und der Urstier die Fruchtbarkeit, Erysichthon die Sommerglut, die Schlange die herbstlich-winterliche Zeit. — In ganz ähnlicher Weise wird der Kampf auf den Himmel übertragen; Auf- und Untergang verschiedener Sternbilder zur Äquinoktialzeit als Sieg und Niederlage dargestellt. Die römische Äquitas zeigt in der Hand eine Wage, zu Füßen eine Schlange; beide Symbole weisen auf die gleichnamigen Sternbilder, die zur Zeit der Herbstäquinoktien aufgehen, da die Sonne ins Zeichen der Libera tritt, weshalb auch Proserpine Libera einen Schlangengürtel trägt, der auf das Absterben der Natur weist. Die Jungfrau Eurydice, welche von einer Schlange in den Fuß gebissen wird und stirbt, ist das Sternbild Jungfrau, welches bis zur Sommersonnenwende im schönsten Glanze steht, von da ab aber erbleicht, von Finsternis verschlungen wird. Argus tötet die Schlange Echidna; wenn Argus, das Sirius- oder Hundsgestirn, zur Äquinoktialzeit anfängt zu steigen, beginnt Echidna, das Schlangengestirn, zu sinken. — Der allesverschlingenden Finsternis entsprechen im weiteren furchtbar verheerende Naturgewalten, insbesondere Flut und Feuer. Es lag nahe, auch diese zerstörenden Gewalten als schlangengestaltige Ungeheuer darzustellen. Hierher gehören Lintwurm, Drache und feuriger Drache, welche ursprünglich Wasserflut und Blitz (Gewitter) symbolisieren.

Diejenigen, welche den Schreck und Schaden erzeugenden Elementen Einhalt gebieten, den Drachen töten, müssen Götter sein. Gott Thor überwindet den Midgardsorm und wird dadurch Vorbild für spätere Drachenhelden. Denn wie jene Elementargewalten zu wirklichen Ungeheuern wurden, so Götter zu Helden, welch letzterer Namen deshalb auf erstere zurückweisen. Die drei berühmtesten Drachentöter sind Siegfried, Siegmund, Beowulf. Charakteristisch ist den Drachensagen zunächst, daß das Ungeheuer immer wiederkehrt, der erneute Schaden wieder Helden zum Kampfe verleitet, bis endlich einem die Drachentötung gelingt. Es ist der Kampf der Menschheit gegen die Elemente! Die Drachen, welche in Gebirgshöhlen lauern, plötzlich hervorbrechen, die Gegend verwüsten, Herden rauben und Menschen hinwegführen, sind die aus den Gebirgen hervorbrechenden Frühlingsüberschwemmungen, die über die Ufer flutenden Ströme, welche in der Ebene die Werke menschlichen Fleißes vernichten, Hab und Gut hinwegführen und selbst Menschenleben fordern. In dem niederländischen Drachen, den Siegfried tötet, vereinigt sich Rheinflut und Nordseebrandung. Der Drache, der das Land des alten Beowulf verwüstet, haust in einer Höhle am Strande; er ist die Brandung, gleichwie Grîm, der Sohn der Meerriesin Siôgŷgr. Durch vereinte Menschenkraft, welche Uferbauten, Dämme und Deiche errichtet und sonstige Schutzvorrichtungen trifft, wird endlich dem Elemente Einhalt gethan, der „Sieg" und mit ihm „Frieden" errungen. Menschenkraft wird zu übernatülicher Heldenkraft, zu einem Siegfried! — Je entsetzlicher das Ungeheuer, desto größer der überwindende Held. Sieg über einen Drachen wurde Merkmal echten Heldentums. Das Mittelalter läßt jeden wahrhaften Helden mindestens einen solchen Kampf bestehen. Je gewaltiger das Siegeswerk, desto schöner der Siegespreis. Was das Element zerstört, gewann menschlicher Fleiß

wieder, Fluren und Herden; er hatte dem Elemente das Geraubte gleichsam wieder entrissen. Als der elementare Hintergrund verloren gegangen, konzentrierte sich der Raub fast ausschließlich im Raube eines Menschen, in der Entführung einer schönen Jungfrau, einer Prinzessin. (Auch die fruchtbaren Gefilde konnten ja einer Jungfrau verglichen werden.) Sie wird gewöhnlich der Preis des Drachenüberwinders. — Hiernach wird es sehr natürlich erscheinen, daß Schlangen- und Drachenbilder Zeichen der Heldenschaft, des Kampfes und Krieges wurden. Odins Schlange wurde zum Feldzeichen. In Gestalt eines Drachen wurde sie tausendfach zum Wahrzeichen von Burgen und Städten, Klöstern und Kirchen. Die Slaven verehrten schwarze Drachengebilde, deren ein hochheiliges zu Arkona, ein anderes zu Rhetra aufbewahrt wurde. Helden führten Schlangen- und Drachengebilde auf Helmen, denen sie Festigkeit, auf Schwertern, denen sie Sicherheit und Sieg verliehen; es waren Talismane, die dem Träger Heil, dem Gegner Verderben brachten. Deshalb überall Schlangen, Lintwürmer, Drachen in den Wappen alter Geschlechter, auf Münzen und Gemmen; deshalb Schmucksachen in Schlangengestalt, als Finger- und Ohrringe, Armspangen und Heftel.

Für das Feuer wird seit alters der feurige Drache gesetzt, gleich dem roten Hahne; beide mit gelblichrotem Kamme, dem Abbilde der Flamme. Im Blitze vereinigt sich Gutes und Böses; er verzehrt Hab und Gut, spendet im Gewitter aber auch Regen und Segen. Dem zündenden Blitze, begleitet von Schwefelgeruch, folgt Flamme und Rauch. Dies führte zur Sage von Gifthauch und Feueratem, Schwefelgestank und Qualm, der dem feurigen Drachen entströme. Die Schlange Nidhöggr am Wolkenbaume Ygdrasil ist der Blitz, der die Wolke zerreißt. Schlange, Pfeil, Strahl, Haar sind wechselnd Symbole des Blitzes. Auf Ramas Feldzug

werden Pfeile zu Schlangen. Furien haben Schlangen statt der Haare. Bei Feuerwerken erfreuen uns riesige Feuerschlangen. — Der Blitz hat überall Beziehung zu dem Glänzenden, denn er ist selbst glänzend. Lint weist auf das Strahlende; deshalb findet es sich in den schönsten Frauennamen: Siegelint, Gerlint, Theodelinde, Rosalinde. Der Blitz, welcher die Wolke spaltet, daß sie fruchtbaren Regen giebt, wird zum Korn- und Milchdrachen, der Boden und Keller füllt, zum goldenen Schlüssel des Schatzhauses, vgl. p. 75. Dies führt auf die Schlange oder den Drachen als Schatzhüter. Solche Drachen sind Frotho und Ragnar. Schon die Alten ließen das goldene Blies von einem Drachen bewachen. Ein hundertköpfiger Drache hütet die goldenen Äpfel der Hesperiden, Siegfrieds Drache den Nibelungenhort. In der Schweiz herrschte noch spät der Glaube, daß die Kleinodien, die man einem Toten mitgebe, ein Drache bewache, der auf der Brust des Leichnams liege. Von Dichtern des Mittelalters wird Gold geradezu Wurmbett genannt. Schatzsagen mit wachenden Drachen finden sich überall gleich Drachensteinen und Drachenbäumen. Schätze wurden mittels Wünschelruten gefunden und gehoben; letztere nahm man vom Haselstrauche; daher überall im Volksglauben die enge Beziehung der Schlange zur Hasel, nach der eine Art geradezu Haselotter heißt. — Mit solcher Auffassung hing im weiteren Verlaufe offenbar die Sage von Schlangenköniginnen und ihrem goldenen Krönlein zusammen. Das Gelb des Blitzes und Goldes, zufällig am Kopfe der Schlangen, gab die Veranlassung zu solchem Glauben. Die Ringelnatter mit ihren gelben Seitenflecken und der gelbgefleckte Feuersalamander sind zu nennen. Charakteristisch für alle Schlangenköniginnen ist die weiße Farbe, die göttliche, der die Milch und das weiße Tuch entspricht, womit man sie lockt, das Krönlein niederzulegen. Daß sich diese

Schlangen gern kleinen Kindern nahen, deren Mütter in der Nähe auf dem Felde arbeiten, geschieht eben deshalb, weil sich bei dem Kinde die auf das Feld mitgenommene Milch befindet. Dies führte zu der Ansicht, daß die Königinnen besonders Muttermilch liebten und für deren Verabreichung ihr Krönlein schenkten. Unter christlichem Einflusse entstanden dann Hexen, welche Schlangen und Kröten (Teufelstiere) säugten. Das Krönlein selbst giebt nicht nur Reichtum, sondern überhaupt allerlei Heil. Von Friedrich dem Großen nahm das Volk an, daß er einem Schlangenkrönlein, welches ihm ein Dragoner verschafft, seine Siege zu danken habe. Mit dem Krönlein aber, dem Zeichen der Göttlichkeit, ging der Schlange das Leben verloren. Daher die Wut, mit der die Königin und alle durch einen Pfiff herbeigerufenen Schlangen der Umgegend den Räuber verfolgten. —

Durch ihre Häutung wurde die Schlange das Symbol der Fortdauer und Wiedergeburt, ewiger Erneuerung und Verjüngung, der sich regenerierenden Naturkraft. Genesung wandelt den alten kranken Körper um in einen neuen gesunden; die Schlange wurde Sinnbild der Heilkraft und Heilung. Sie erscheint als Genius des Lebens, des Lebens aus sich selbst, der Selbsterzeugung. Über ägyptischen Tempeleingängen findet sich häufig die Lichtkugel, aus welcher nach allen Seiten Schlangen hervorkommen, welche die Ausströmung des Lebens veranschaulichen sollen. — Nach persischer Lehre waren die ersten Menschen aus Bäumen hervorgegangen. Nach Indianersagen Zentralamerikas durchnagten Schlangen die ersten Pflanzen, so daß sie sich fortbewegen konnten und Menschen wurden. Der Baum ist Lebenssitz, und den Lebensgeist stellt die den Baum umwindende Schlange dar; ein Sinnbild der Zeugung aus sich selbst. Zeus-Proserpina, Hermes-Aphrodite umwinden sich als Schlangen,

daher das, was weder ausgesprochen männlich noch weiblich, sondern beides gleichsam in einem, ein Herm-Aphrodit ist. In der Natur selbst gab die den Baum umrankende Schlingpflanze ein schönes Vorbild. Beide werden in Mythe und Sage gern als Vermählte aufgefaßt; der zarte Ephen, welcher sich an die starke Eiche schmiegt, ist oft besungen worden. Diese Doppelnatur führt auf die sogenannten Schlangenstäbe des Altertums. Zwei Schlangen umwinden den Hermesstab: das Männliche und Weibliche, das Heilende und Absterbende, Leben und Tod in unzertrennlicher Verbindung; ein Abbild des ewigen Kreislaufes des Naturlebens. Dasselbe bedeutet der Schlangenstab Merkurs, Äskulaps, Echions. Echion ist der Sohn Merkurs, Hermes (nach Cicero) der Vater Äskulaps; „der Vater lebt im Sohne"! Und Echion und Hermione umarmen sich wiederum in Schlangengestalt. Auch Moses und Aaron führen den Schlangenstab; dem Stabe Mosis entspringt eine lebende Schlange, dem Stabe Aarons entspringt frisches Grün. — Als Genius des Lebens tritt uns die Schlange besonders in den Baum- und Wasserschlangen entgegen. Keinem heiligen Baume der Griechen fehlt auf dem Bilde die Schlange; bald umwindet sie den Stamm, bald streckt sie den Kopf aus den Zweigen oder unter den Wurzeln hervor. Athene bringt mit dem ersten Ölbaume zugleich den schlangengestaltigen Heros. Hera überträgt der ewigwachenden Schlange die Hut ihres Apfelbaumes und Ares dem schlangengestaltigen Drachen die seiner heiligen Buche im Kolchischen Haine. — Heilige Quellen und Heilquellen werden mit einer aus ihnen sich erhebenden Schlange dargestellt, gleich dem Becher Äskulaps und, in ethischer Auffassung, dem Kelche des Evangelisten. Sie, der verkörperte Wassergeist, verleiht dem Wasser Heil- und Heilskraft. Das schwedische Volk denkt sich in allen Heilquellen weiße Schlangen. Noch 1809

wollten Tausende wiederholt eine nur alle hundert Jahr erscheinende Jungfrau mit einer Schlange dem kleinen Helsjösee bei Rampegärde haben entsteigen sehen. Südafrikanische Völker nehmen weiße Schlangen als Flußgottheiten und als Quellenspender an. Weil man sich die Schlangen weiblich dachte, deshalb erscheint der Wassergeist auch in Gestalt einer Schlange mit einem schönen Frauenkopfe, in welcher Beziehung an die schöne Melusine erinnert sei. — Selbst der Wohnung durfte dieser Lebensgenius nicht fehlen. Die sogenannten Hausschlangen sind Schutzgeister des Hauses und der Familie. Wie mit dem Haustiere und Hausbaume, vgl. p. 176, verband sich mit der Hausschlange der Glaube, daß sie Heil und Glück bringe, daß der Familie Wohl mit dem ihren aufs engste zusammenhänge, daß ihr Tod des Hausherrn Tod sei, und umgekehrt. In den Spreedörfern um Lübben herrschte (herrscht?) der Glaube, daß in jedem Hause ein Pärchen dieser Schlangen weile, das sich beim Tode des Herrn das erste Mal sehen lasse und sterbe. Nicht selten begegnete man der Ansicht, daß mit jedem Kinde eine solche Schlange geboren werde, die des Kindes Geschicke anzeige und teile, also sein Lebensgenius sei. Die Hausschlangen bewachten die kleinen Kinder, verhalfen braven Töchtern zu guten Männern, beschützten das Vieh ꝛc. Man dachte sich dieselben weiß und setzte ihnen Semmelmilch hin. Die Litauer nannten sie geradezu Milchmütter. Die alten Preußen gaben ihnen täglich Milch. Noch Scheffels Ekkehard gedenkt dieser glückbringenden Hausschlangen und ihrer Nahrung. Die Zulu stellen täglich Speise an einen Ort, sobald sie in einem Dorfe oder bei einer Wohnung eine Schlange wahrnehmen, die sie für eine Hausschlange halten.

Heilgöttern war die Schlange ein fast unerläßliches Attribut. Minerva, als Heilgöttin, gleichsam als eine Minerva medica, hatte die Schlange zum Lieblingstiere erwählt. Das

Volk selbst schrieb allen Körperteilen der Schlange große physische oder sittliche Wirkung zu. Eine lebendige Schlange im Bett brachte dem Kranken Gesundheit, dem Gesunden Glück. Pulverisierte Schlangenhaut schützte vor Schlangenbiß, vertrieb Gicht und Fieber, erwarb die Achtung der Menschen, verlieh den Dienstboten Treue. Mit abgestreifter Schlangenhaut wurden gern Wanderstäbe überzogen. Schlangenköpfe werden noch überall von Wilden und Halbwilden als Amulette getragen. Selbst die kleinen Muscheln, die wir als Schlangen- oder Natternköpfchen bezeichnen, gingen als glückbringende auf Hunde- und Pferdegeschirre, auf die Gürtel der Fleischer und Fuhrleute über. Schlangenfett verlieh dem Körper Kraft und Unverwundbarkeit, Schlangenblut heilte die Auszehrung. Uralt aber und verbreitet war der Glaube an das wunderbare Schlangenei, das ovum anguinum. Dunkel wie das Ei selbst war sein Kult. Den Druiden war es nach der Mistel das Heiligste, das Insignium des Ordens und das Symbol seiner Weisheit. Ohne auf die verschiedenen Enstehungstheorien einzugehen, sei hier einfach erwähnt, daß man sich diese Eier im allgemeinen aus dem zur Paarungszeit ausfließenden Geifer entstehend dachte und mit ihnen den vielseitigsten Zauber verband. — Der Schlange, an welcher nie eine Spur von Krankheit wahrzunehmen, wurde allgemein eine tiefe Kenntnis der heilkräftigen Kräuter zugeschrieben. Eine Anzahl von Pflanzen bekunden schon durch ihre Namen ihre Beziehung zur Schlange. Eine Hauptrolle spielte das Farnkraut, in Thüringen Otternkraut, in Schweden Ormbunke genannt; eine Art heißt Schlangenfarn. Das Kraut bot der Schlange ausgezeichnete Schlupfwinkel; Schein-Blüte und -Frucht gab demselben etwas Geheimnisvolles. In Indien, wo jährlich ca. 20000 Menschen durch Schlangenbisse umkommen, schreibt man der sogenannten Nagawurzel unzweifelhafte Gegenwirkung zu. Man hat sogar von

einer Naga-Religion gesprochen. Am Nagapanschmifeste wird die Brillenschlange verehrt. Namen berühmter Städte, als Naga-pur, Widscha-nagara, Bagha-nagara, erinnern an die alte und hohe Bedeutung dieses Kultes. Über indischen Schlangenkult findet sich ein lehrreicher Aufsatz im Ausland 1879 p. 701 ꝛc. — Eine ganz eigentümliche Gestalt hat die Heilschlange in der ehernen Schlange Israels angenommen (4. Mos. 21). „Da sandte der Herr feurige Schlangen unter das Volk; die bissen das Volk, daß ein großer Teil des Volkes starb.“ „Da machte Moses eine eherne Schlange und richtete sie auf zum Zeichen; und wenn jemand eine Schlange biß, so sahe er die eherne Schlange an und blieb leben.“ Der Anblick der ehernen Schlange heilt den Biß der (nach Färbung oder Heftigkeit des Giftes) feurigen Schlangen. Die Schlange erscheint als Strafe und Heilung, als Fluch und Segen zugleich; eine seltsame Mischung der guten und schlechten Seite der Schlangen. Wie so oft wurde auch in diesem Falle das Alte Testament durch das Neue vergeistigt und die eherne Heilschlange zur Schlange des Heils in Christo: „Wie Moses in der Wüste eine Schlange erhöhet hat, also muß des Menschen Sohn erhöhet werden, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben“.

Mehr als andere Tiere mußte die Schlange nach ihrer ganzen Natur zum Orakeltiere werden. Als nächtliches Tier erhielt sie gleiche Bedeutung mit der Atheniſchen Eule, als stummes mit dem göttlichen Schwane. Göttern und Pharaonen war die Schlange Kopfschmuck als Symbol der Weisheit, das sie noch der christlichen Sekte der Ophiten war. Brahma und Wischnu ruhen auf der aufgerollten Weltschlange, zum Zeichen, daß ihnen Welt- und Zeitenlauf offenbar. Nachdem Pythius (der orakelnde Apoll) die

Schlange Pytho (d. i. sich selbst) besiegt, überzog er mit deren Haut den Sessel der Pythia von Delphi, wodurch diese die Kraft der Weissagung erhielt. „Welches Tages ihr davon esset, werden eure Augen aufgethan, und werdet sein wie Gott, und wissen, was gut und böse ist,“ sprach die Schlange, der Genius des Baumes der Erkenntnis. Die Schlangen am Haupte der Medusen und Furien erspähen die geheimsten Verbrechen und werden zu furchtbaren Rächern. Wer die Haut einer weißen Schlange besitzt, wird klug, und wer von einer weißen Schlange ißt, versteht alles, selbst die Sprache der Vögel.

Und nun noch ein Wort über die ethische, höchste und bleibende Bedeutung der Schlange. Der Widerspruch in der Natur der Schlange, welcher sich so trefflich eignete, den Kampf zwischen Leben und Tod, Sommer und Winter, Tag und Nacht, Licht und Finsternis zur Darstellung zu bringen, führte von selbst auf sittlichen Boden, auf den Gegensatz des Guten und Bösen. Erscheint die Schlange schon vorwiegend als böses Naturprinzip, so ward sie auf ethischem Gebiete fast ausschließlich Symbol des Bösen. Der Religion Zarathustras ist sie das absolut Böse. Ahriman erscheint in Schlangengestalt. Als zweifüßige Schlange Aschmog springt er zur Erde, die Menschen zu verführen. Jährlich war eine allgemeine Schlangentötung durch die Religion geboten und sanktioniert. Der nordische Loki ist Vater der Schlange Jormungandur, der Mutter aller Übel. Zur Strafe liegt er auf einem Felsen und über ihm hängt eine Schlange, deren Gift, das unendliche Qualen erzeugt, fortgesetzt auf ihn träufelt. Um den Bösen ist alles öde und Gewissensbisse peinigen ihn ohn' Unterlaß. (Nach diesem Mythus fand eine aufgehängte Schlange mit nach unten gerichtetem Kopfe beim Regenzauber vielfach Anwendung.) Der Teufel ist die Höllenschlange; Samael, der erste gefallene Engel, hat

Schlangengestalt. Die Namen aller bösen Schlangen weisen auf Verderben, Verheerung, Leidenschaft, Laster, Sünde; auf leiblichen wie geistlichen Tod, da das Laster ebenso die Gesundheit wie die Tugend vernichtet. Die Schlangen, mit welchen man bei bacchanalischen Festzügen die Häupter umwand, stellte die Kirche stets als Sinnbilder verwerflicher Sinnenlust dar und das Evoi bezog sie auf Eva, die Mutter der Sünde. Johannes der Täufer nennt die Pharisäer Otterngezücht und Hans Sachs in seiner Wittenberger Nachtigall die Pfaffen Schlangengezücht. — Gegen die Schlange Ahriman oder den Satan hat der Mensch zeitlebens zu kämpfen. Offenbarung 12, 7 ꝛc. stellt dieses sittliche Ringen dar: auf einer Seite Michael und sein Heer, auf der anderen der Drache und sein Heer. Danach erscheint Michael überall als Drachenbekämpfer. — „Derselbe soll dir den Kopf zertreten und du wirst ihn in die Ferse stechen.“ Im Augenblicke, da das Böse überwunden wird, zeigt sich schon wieder eine neue böse Regung. Das physische Übel ist kleiner als das sittliche; in Schillers Drachenkampf folgt der Drachentötung die Selbstüberwindung.

„Dir ist der härt're Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz. Es ist der Lohn
Der Demut, die sich selbst bezwungen.“

Diese Selbstüberwindung ist die Kopfzertretung der Schlange. Tempelwände zeigen den Krischna mit einem Fuße auf einem Schlangenkopfe. Christus zertritt der Sündenschlange den Kopf. Auf Bildern krümmt sich ein Drache am Fuße des Kreuzes. Auf Grabmonumenten frommer Bischöfe liegt ein Drache zu deren Füßen. Nach alten Darstellungen steht der Stifter der christlichen Taufe bei der eignen Taufe auf einem Steine, von dessen vier Ecken vier Drachen wütend zu ihm aufzischen. In der Weihnacht, der Geburtsnacht des

Heilandes, dachte man sich alle Schlangen durch die Lüfte fliehend; übte man das sogenannte Schlangenverbrennen, vgl. p. 37. In Weihnachtsspielen erschlug man in England einen Drachen. Bei den Südslaven bekämpft man bald einen häßlichen, bald einen geputzten Drachen, je nachdem er das Abschreckende oder Verlockende der Sünde zum Ausdruck bringen soll. — Aber das Böse wird überwunden. Ja die Giftschlange Kakodämon wird sich dereinst in die Heilsschlange Agathodämon verwandeln, die Schlange Ahriman in einen Anhänger des Ormuzd, nach kabbalistischer Lehre die Höllenschlange in den Messias.





Maus.

Häufig werden in Mythe und Sage die weißen und schwarzen Tiere einundderselben Gattung scharf auseinandergehalten, indem erstere auf Licht, Leben, Segen, — letztere auf Finsternis, Tod, Verderben, — ethisch auf Gutes und Böses bezogen werden. So ist es auch der Maus ergangen; der weißen wurde zur Hervorhebung des Gegensatzes die graue als schwarze gegenübergestellt. Nach einer arabischen Erzählung nagen zwei Mäuse, eine schwarze und eine weiße, an den Wurzeln eines Strauches, an dem ein Mensch hängt, der über sich einen drohenden Elefanten, unter sich einen drohenden Abgrund erblickt, sonach zwischen Leben und Tod schwebt. Die weiße Maus ist das Leben, die schwarze der Tod. Die weiße und schwarze Schlange, welche an den Wurzeln Ygdrasils nagen; die weiße und schwarze Norne, welche den Schicksalsfaden spinnen, sind den zwei Mäusen identisch. Weiße Mäuse im Hause galten gleich weißen Schlangen als Glückstiere, auf dem Felde dagegen eigentümlicherweise als Unglücksboten. Auch graue (schwarze) Mäuse haben ihre gute Seite. In einer ganzen Reihe von

Märchen werden sie mit freundlichen Zwergen oder guten Erdgeistern zusammengestellt, wozu ihre unterirdischen Gänge wohl hauptsächlich Veranlassung gaben. Nach schwedischen und böhmischen Sagen sollten graue Erdmännlein in den heiligen zwölf Nächten in Mausgestalt Umzüge halten. Gleich Zwergen und Erdmännlein wurden auch Mäuse zu unterirdischen Schätzen in Beziehung gebracht. Ein jüdisches Sprichwort sagt: Die Maus liegt auf dem Schatze.

Die Auffassung der Maus als Unheils- und Todesbote, veranlaßt durch deren nächtliches Schaffen und unterirdisches Weilen, ist eine allgemeine. Der Schaden, welchen Mäuse in großer Zahl verursachen, hat derartige Anschauung gefördert. Die Maus ist uraltes Todessymbol; im Sanskrit ist mush die Maus wie die Finsternis, in der Hieroglyphik ist die Maus Sinnbild der Vernichtung. Maustot sein heißt total tot sein. Ein altes Volkslied klagt rührend:

„Ach Gott in dem siebenten Himmel,
Das Mägdlein war mauseleintot.“

Ein Schiff, das mit Mann und Maus untergeht, verschwindet spurlos. Die Maus war das Tier des indischen Yama als Gott des Todes, des Rudra als Gott der Finsternis, der ägyptischen Nephtys (Buto) als Göttin der Nacht. Letzterer wurden zu Buto heilige Mäuse gehalten. Justin der Märtyrer setzt die Maus für den Verderbenbringer Typhon und in christlicher Zeit wird die Maus ganz allgemein mit Teufel und Hexen in Verbindung gebracht. „Hexen können Mäuse machen“; „Wer eine Maus zertritt, führt den Teufel ins Haus.“ Nach uraltem Volksglauben verkündet das Nagen der Mäuse an Kleidern, Betten und Bettstroh die Nähe des Todes. Träume von toten Mäusen weisen auf Tod in der Verwandtschaft, auf Mißwachs und Teuerung. Daß die Maus dem Kulte der Semiten nicht

fremd war, beweist ihre Verwendung zu Opfern und Opfermahlzeiten (1. Sam. 6 und Jes. 66, 17). Als Nachttier war die Maus ein den Lichtgottheiten, der Pallas Athene und der ägyptischen Bubastis, verhaßtes Wesen. Gleichwohl erscheint sie auch als Attribut des Apoll und der Freya, zweier Gottheiten, die doch hauptsächlich zu Licht und Leben in Beziehung standen. Es ist dies der Apollo Smintheus. Zu Chryse in Mysien, welche Provinz nach der Maus benannt ist und nach deren Kult benannt sein soll, wird er so dargestellt, daß er einen Fuß auf eine Maus setzt. Unter seinen Altären ließ man (nach Älian) weiße Mäuse nisten. Auf Münzen der Insel Tenedos findet sich eine Maus neben dem Kopfe dieses Apoll; auf solchen von Alexandrien steht eine Maus vor ihm; auf einigen hält er drohend in der rechten Hand eine Maus, in der linken einen Pfeil. Nach Homer schickt er den Griechen mit seinen Pfeilen die Pest. — Mäuse fanden sich zu Füßen der Freya, der Herrin über Leben und Tod, der Schicksalsgöttin. An ihre Stelle trat später die heilige Gertrud, Schutzpatronin der Mäuse und Schicksalsspinnerin zugleich. Dem, der am St. Gertrudentag spinnt, kommen Übel ins Haus und Mäuse in die Felder. Es giebt Bilder, auf welchen die heilige Gertrud einen Faden (Lebensfaden) spinnt, an welchem ihr zu Füßen zwei Mäuse nagen. Freya-Gertrud reißt den Faden ab, endet das Leben; die am (Lebens-) Faden nagende Maus ist der Tod. Infolgedessen wurde der Mauszahn überall auf den Tod, infolge seiner Härte und seines festen Wuchses auf den menschlichen Zahn bezogen. Während ein Kind einen ausgefallenen Zahn in ein Mausloch warf, mußte es sagen: Mäuschen, ich geb' dir einen alten Zahn, gieb mir einen neuen; oder: Mäuschen, ich geb' dir einen knöchern Zahn, gieb mir einen eisern; oder: Maus, da hast du einen hölzern Zahn, gieb mir einen beinern dran.

Apoll und Freya waren als Lebensgottheiten zugleich Sender des Todes. Apoll setzt den Fuß auf die Todesmaus wie Krischna und Christus auf die Todesschlange; alle drei sind Todesüberwinder. Aus gleichem Grunde findet sich die Maus nicht selten auf Grabmonumenten zu Füßen frommer Diener der Kirche. Der Pfeil des Apoll ist der Todespfeil, der Tod selbst. „Viel Mäuse, viel Tod"; „Viel müs, wenig lüt." Bis über das Mittelalter hinaus galt ganz allgemein plötzliche Vermehrung der Mäuse als Vorzeichen großen Elendes, insbesondere epidemischer Krankheiten. Schon Strabo berichtet, daß (in Spanien) wiederholt solch Mäusevermehrung einer Seuche vorausgegangen. Zur Zeit des verheerenden schwarzen Todes, Mitte des 14. Jahrhunderts, gehörte die Frage an einen Angeklagten, ob er Mäuse hervorgebracht, zu den stehenden der Inquisition. Der alte Glaube, daß plötzliche Mäusevermehrung Nebel, besonders stinkenden anzeige, weist ebenfalls auf die Pest, nicht nur weil man glaubte, daß stinkender Nebel der Pest vorausgehe, sonder weil man sich die Pest selbst als eine Art Dunst vorstellte. In der Redensart: „Mach mir keine Mäuse vor" (d. i. keine Ausflüchte, keine Wippchen), hat sich noch die Erinnerung an das Nebelhafte erhalten. Lübeck wählte vormals die Maus zu seinem Wahrzeichen (Schutzmittel) gegen die Pest. — Maus, Ratte, Tod, Nebel, Pest sind Synonymen.

Der sminthische Apoll schickte einst auf Gebet seines Priesters Krinis verderbenbringende Mäuse in das feindliche Heer. — Herodot berichtet, daß unter König Sethon von Ägypten auf Gebet des Oberpriesters Seth eine Schar Mäuse in das assyrische Heer unter Sanherib geschickt worden sei, das den Feinden Köcher und Bogensehnen zernagt habe. König und Priester sind gleiches Namens, eine Person. Seth ist auch Beiname des Verderbenbringers Typhon. Die

Bogensehnen sind die Lebensfäden, denn wer den Bogen nicht mehr spannen kann, ist kampfunfähig, tot. — 2. Kön. 19, 35 und Jes. 37, 36 wird wörtlich übereinstimmend berichtet, daß auf Gebet des Königs Hiskias der Engel des Herrn in einer Nacht 185000 Mann im assyrischen Heere des Sanherib geschlagen habe. Ob König oder Oberpriester ist gleich. Die eine Nacht weist auf kurze Zeit, die große (an sich völlig wertlose) Zahl auf eine verheerende Seuche. An Stelle der Mäuse ist ein Engel getreten, der Todesengel. Maus, Todesengel, Tod, Pest sind identisch. Alle drei Berichte sind Variationen desselben Gedankens; eine Seuche rafft im feindlichen Heere Tausende dahin, was im eignen Lager der unmittelbaren Einwirkung der helfenden Gottheit zugeschrieben wird. Die Gegenwart unterscheidet sich hierin wenig vom Altertum.

Der Tod tritt ein, wenn die Seele entweicht. Die Maus wurde zugleich Sinnbild der vom Körper scheidenden Seele. Vielfach nahm man an, daß die Seele mitunter durch den offenen Mund Schlafender herauskomme und wieder durch denselben zurückkehre. Daher der Volksbrauch, schlafenden Kindern den Mund zu schließen. Viele wollten bei Sterbenden die Seele in Gestalt eines Mäusleins durch den Mund haben entweichen sehen. Unschuldige Kinderseelen und die Seelen der Frommen dachte man sich gern als weiße, die der Gottlosen als rötliche Mäuse. Noch Goethes Faust sieht der Blocksberghexe eine rote Maus aus dem Munde kriechen. — Ein Stoß an den Ellbogen, an das Mäuschen, erzeugt ein kribbelndes Gefühl; die Empfindung eines leisen Hinundherbewegens. Bei Hellenen, Römern, Germanen ist der Muskel überhaupt, ein Armmuskel insbesondere, nach der Maus benannt; mus, musculus, Muskel. Zieht man den Arm an, so bildet sich an der Innenseite des Oberarmes eine Anschwellung, der man durch Streckung und

Anziehung eine Art Bewegung geben kann. Bei einer unerklärlichen lokalen Anschwellung unter der Haut, zumal wenn sie eine Art Bewegung zeigte, an eine wirkliche Maus zu denken und die Erscheinung als übles Vorzeichen zu deuten, lag früherer Zeit mit ihrer nahen Beziehung der Maus zum Leben nicht so fern. Selbst Kaspar Peucer, der aufgeklärte Schwiegersohn Melanchthons, wollte bei einer Frau den Teufel in Gestalt einer Maus unter der Haut haben hin und her laufen sehen.

Plötzliche Mäusevermehrung, überall als Folge einer Schuld aufgefaßt, verursachte großen Schaden, wurde auf Unglück bezogen. — Als einst in der Gegend von Lorsch Ameisen entsetzlich überhand nahmen, Gebete und Bittgänge vergeblich waren, erbot sich ein Einsiedler, die Plage für eine Entschädigung von 100 fl. zu beseitigen. Unter Anwendung eines Pfeifchens verscheuchte er alle Ameisen in den Lorscher See. Als nun die Bauern die ausgemachte Summe verweigerten, lockte er mit derselben Pfeife all ihre Schweine in denselben See. — Das nächste Jahr erschienen in derselben Gegend zahllose Grillen. Ein Köhler erbot sich zur Vertreibung, forderte 500 fl. Wiederholung der vorigen Vorgänge, schließliches Verschwinden aller Schafe, nach einer anderen Version aller Rinder. — Das Jahr darauf erschienen Mäuse, ein Zwerg (Erdmännchen) erbot sich, jedes Dorf sollte 1000 fl. zahlen, schließliches Verschwinden aller Kinder im nahen Tannenberge. — In Brandenburg spielte einmal ein Leiermann so schön, daß ihm alle Kinder vor die Stadt folgten und im nahen Marienberge verschwanden. — Zahllose Ratten, welche einst auf einer kleinen Insel westlich von Rügen erschienen, lockte ein fremder Rattenfänger für ein gut Stück Geld nach einer nahegelegenen kleinen Insel, die jetzt noch Rattenort heißt. — Im Dorfe Draucy-les-Nouis ließ 1240 ein Kapuziner das Vieh mit Hilfe eines

Hornes verschwinden. — In Hameln lockte ein fremder Rattenfänger die überhand genommenen Mäuse oder Ratten in den Strom, bald danach aber, da ihm die ausbedungene Belohnung verweigert wurde oder die gewährte seinen Erwartungen nicht entsprach, die Kinder mit derselben Pfeife in denselben Fluß; nach anderen Überlieferungen unter eine Brücke oder in einen nahen Berg. Das Ereignis soll in das Jahr 1283 gefallen sein, in eine Zeit, 1282—84, in welcher Deutschland und die Nachbarlande von verheerenden Epidemien heimgesucht wurden. Die Variationen der Hameler Sage selbst vgl. in Sprengers Geschichte von Hameln. — Auf den ersten Blick erkennt man die wesentliche Übereinstimmung all der vorstehenden Sagen. Die vorausgegangenen Bemerkungen über die Maus erklären diese Sagen fast von selbst. Mäuse und Ratten sind ebenso identisch als grauer Einsiedler, grauer Zwerg, fremder Mann, Rattenfänger; beides der — Tod. Die Pest (Mäuse) kommt und verschwindet, aber ihr folgt der Tod ihrer Opfer (Kinder). Die Seelen werden in See oder Berg, d. i. nach einer Auffassung in den Himmel versetzt, vgl. p. 71. Die Leichname werden vor die Stadt auf den Friedhof gebracht, in die Unterwelt bestattet. Hameler Inschriften und Chroniken geben die Zahl der Kinder auf 130 an, spätere Zeit und Übertreibung setzt „alle“. Die Sagen enthalten zugleich einen tiefpsychologischen Zug der menschlichen Natur: in der Not kein Gelübde zu hoch; ist erstere vorüber, wird letzteres bedauert und gebrochen. — Nach allgemeinem Volksglauben gilt das Pfeifen nächtlicher Mäuse als Anzeichen eines Todesfalles. Sind Mäuse Seelen, so heißt „den Mäusen pfeifen“: „den Seelen pfeifen“, daß sie kommen, d. i. Menschen (Kinder) sterben.

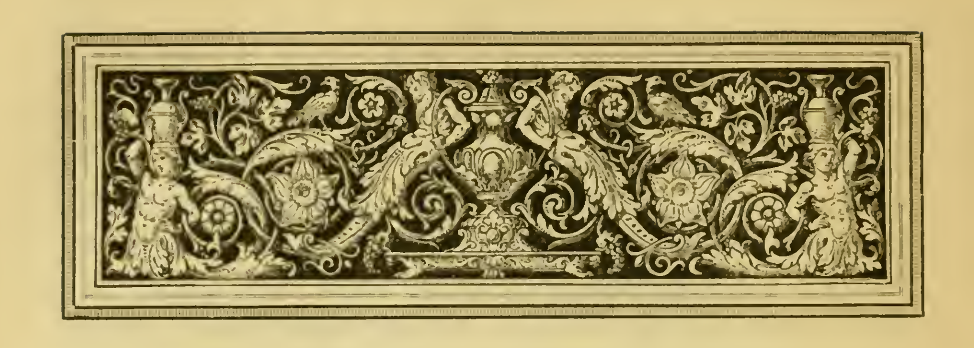
Erscheint die Maus als Strafe, der Tod als Strafe, so muß ein Tod durch Mäuse als erhöhte Strafe erscheinen.

Der Glaube an einen Tod letzterer Art ist vielleicht wenig jünger als die vielseitige Todesbeziehung der Maus überhaupt. Von zwei Gesichtspunkten ist hierbei auszugehen. Einmal gilt der Grundsatz: je größer die Schuld, desto größer das Opfer. Allgemeine und wiederholte Mißernte wurde als Folge der Schuld des ganzen Volkes angesehen, in welchem Falle Menschenopfer, ein Glied der Fürstenfamilie, der König selbst die Gottheit sühnen mußte. Dieser Glaube und Brauch durchzieht die ganze alte Welt. Mißernte brachte Hungersnot, diese vieler Menschen Tod. Teuerung konnte durch Mäuseplage, durch wirklichen Mäusefraß mit herbeigeführt werden. Mäusefraß, bildlich genommen, war ein Massensterben. Zum anderen bildete sich der Glaube aus, daß große Frevler wirklich durch Mäuse aufgefressen würden. — Nach der Ynglinga-Saga wurde, nachdem alle Sühnopfer vergeblich gewesen, auf der Volksversammlung zu Upsala der Opfertod des Königs (Danald) beschlossen. Dasselbe wird vom König Olaf Trätellgja in Wärmeland, vom König Wikar von Norwegen erzählt. In Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie II. 412 ꝛc. finden sich eine Anzahl Beispiele dafür, daß (nordische) Könige infolge allgemeiner Landesnot geopfert wurden. Im Anschluß an die alte, bis in späte Zeit beibehaltene Sitte soll König Gustav Wasa noch 1527 auf dem Reichstage von Westerås gesagt haben, daß es schwer sei, König eines thörichten Volkes zu sein, das ihm die Schuld beilege, wenn kein Regen, wenn kein Sonnenschein komme. Vielfach mochte diese Sitte, welche späterer und aufgeklärterer Zeit hart und grausam erscheinen mußte, dazu beigetragen haben, Königen, welche aus obigem Grunde geopfert worden waren, Grausamkeit als Todesschuld zuzuschreiben. Während Saxo und Snorro für König Snio von Dänemark ausdrücklich Hungersnot des Volkes als Ursache seines (Opfer-) Todes angeben, setzen spätere Nach-

richten Grausamkeit des Königs als Todesursache. Dasselbe ist bei Popiel II. von Polen der Fall. Ihrer Gottlosigkeit und Hartherzigkeit halber sollen von Mäusen gefressen worden sein: Bischof Widerolf von Straßburg um 1000, Bischof Hatto von Mainz 1012, Bischof Gottfried von Osnabrück um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Die Mäuse erscheinen als göttliche Rächer, die nagenden Mäuse zugleich als die verfolgenden nagenden Gewissensbisse. (Auch hierin gleichen die Mäuse den Schlangen.) Bald begiebt sich der Verfolgte auf einen Felsen im Strome, bald auf ein Schiff. Die Mäuse folgen; die Gewissensbisse hemmt selbst der Strom der Zeit nicht; die Rache ereilt den Übelthäter unabweisbar. Es lag nahe, diejenigen, die durch Härte und Geiz den Hungertod vieler herbeigeführt, in Hunger- und Mäusetürmen selbst verhungern zu lassen.

„Du flohst auf den Rhein, in den Inselturm,
Doch hinter dir rauschte der Mäusesturm;
Du schlossest den Turm mit eherner Thür,
Sie nagten den Stein und drangen herfür.
Sie fraßen die Speise, die Lagerstatt,
Sie fraßen den Tisch dir und wurden nicht satt;
Sie fraßen dich selber zu aller Graus
Und nagten den Namen dein überall aus.“





Baum.

„Wenn du in einen Hain trittst voll ehrwürdiger Bäume in übermächtiger Größe, die dir durch das dichte Dach ihrer Zweige den Himmel entziehen, so erregt die Macht derselben und das Geheimnisvolle des Ortes die Ahnung der Gottheit.“ Das sind Worte, die schon Seneca sprach. Man war von jeher gewöhnt, die Bäume als das schönste Geschenk der Götter an die Menschen zu betrachten. Die ältesten Stellen der Veden und des Avesta gedenken der Bäume und ihrer Verehrung. Assyrische Bildwerke stellen die Könige, die Mächtigsten der Erde, in demütiger Anbetung vor heiligen Bäumen dar. Zahlreiche alttestamentliche Stellen beweisen, daß das ganze semitische Vorderasien Hain und Baum leidenschaftlich vergötterte. Homer, Strabo, Pausanias, Plinius berichten voll Ehrerbietung über heilige Haine, und so geht es fort bis zu den Dichtern des späten Mittelalters; nein, bis zu denen der Gegenwart, denn das „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?“ tönt nicht nur noch von aller Lippen, sondern in aller Herzen. Keinem Volke der Erde ist der Baumkult fremd geblieben, aber

nirgend schlug er so tiefe Wurzeln als bei Griechen und Germanen, den beiden begabtesten und gemütvollsten Stämmen. Den Deutschen ist die alte Religion mit ihrem Naturkulte seit mehr denn tausend Jahren genommen, aber innige Liebe zu und edle Begeisterung für die Natur, insbesondere für Baum und Wald, ist ihnen geblieben. Es ist etwas wunderbares um diesen unerschütterlichen und gesunden Natursinn der Deutschen. So vielemal sich der Kreislauf der christlichen Jahresfeste vollzogen, immer wieder werden die schönsten und höchsten Feste mit dem erquickenden Grün des Baumes geschmückt, mit farbenprächtigen Sträußen und blumenreichen Gewinden. Gleich am Anfange des Frühlings, zu Ostern, da kaum die ersten Knospen sprossen, werden Weidenzweige mit ihren Kätzchen als Palmen geweiht. Auf der Höhe des Lenzes, am Pfingstfeste, auch Maien- und Birkentag genannt, schmückt die jungfräuliche Pfingstmaie die Häuser außen und innen. Inmitten der Blütenpracht des Sommers erschien einst allgemein, jetzt noch häufig, der Johannisbaum über Thür und Thor und an Giebeln und hohen Stangen, geziert mit Bändern und Blumen. Im Herbste erblickt man reiche Fruchtäste als Erntebäume und mitten im Winter prangt das Immergrün des Weihnachtsbaumes. Bei Hebung eines Hauses krönt das neue Heim der segenverheißende Hebebaum, und Hochzeitshäuser ziert noch vielerorts die freundliche Brautmaie oder der Hochzeitsbaum. Neugeborenen wird das Taufbecken mit weihevollem Blumenschmuck umgeben, der Braut in blütenreicher Umgebung der Myrtenkranz auf das Haupt gedrückt, dem Toten Kränze und Palmen als Symbole des Sieges und Friedens auf den Sarg gelegt. Weitverbreitet wurde dem Kinde am ersten Geburtstage ein Bäumchen gepflanzt, von jungen Ehepaaren ein Fruchtbaum gesetzt, das Gehöft von einer ehrwürdigen Linde geschützt, die letzte Ruhestätte mit Lebensbaum und

Cypresse versehen. Das Grün des Baumes begleitet den Festcyklus des Jahres, begleitet den Menschen von der Wiege bis zum Grabe.

Überall bringt der Mensch sich selbst mit dem Baume in Verbindung, die Ereignisse seines Lebens zu den Erscheinungen des Baumes in Beziehung. Schon die älteste hellenische Poesie zog gern derartige Parallelen. Verschiedene Schöpfungssagen ließen das Menschengeschlecht aus Pflanzen hervorgehen; der Parse aus der Reivaspflanze, der Skandinavier aus Askr und Elmja (Esche und Erle), der Phrygier aus baumartigen Gebilden, welche die Sonne beschien. Von den Sachsen, welche eine Steingeburt annahmen, vgl. p. 102, sagt gleichwohl ein überallgesungenes Wanderlied:

„Drauf bin ich gegangen nach Sachsen,
Wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen";

das sich bis zum heutigen Tage gekürzt erhalten hat:

„In Sachsen,
Wo die schönen Mädchen wachsen".

Die Indianer Zentralamerikas leiten sich noch von Bäumen her. Unser „abstammen" und „Stammbaum" ist dem Bilde des Baumes entlehnt.

„Der deutsche Stamm ist alt und stark,
Die Treue ist der Ehre Mark."

Der Mensch ist wie ein Baum und der Baum wie ein Mensch, ist eine Anschauung, die überall wiederkehrt. Der Baum unseres Lebens, d. i. unser Leben selbst, grünt, wächst, blüht, welkt, stirbt ab. Deutscher Musensohn, alter Herr, bemoostes Haupt, gedenke deines „vivat, floreat, crescat!" Die Jugend gleicht einem blütenreichen Garten, ein thaten=

kräftiges Menschenleben einem beladenen Fruchtbaume, das Greisenalter einem herbstlich-entblätterten Baume. Die Wurzel faßt festen Fuß, „der Frühling blickt aus tausend Augen", der Weinstock schlingt seine Arme um das Rebendach, Blätter und Flechten der Bäume werden gern den Haaren verglichen. Die Rebe weint, der verschnittene Baum blutet, der gefällte Baum läßt sein Leben und seufzt und stöhnt unter den Todesschlägen der Axt. Im Morgentaue erheben die Blumen ihre Köpfchen, in der Sonne Glut neigen die Pflanzen ihre Häupter. Gute Kinder werden von den Eltern liebreich „Pflänzchen" genannt, mißratene von den Leuten voll Verachtung „nette Pflanzen" und „saubere Früchte". Wo das Laster wuchert, welkt die Tugend, darum rotte man das Übel frühe mit der Wurzel aus. In den lieblichen Gleichnissen Jesu treten die Pflanzen in den Vordergrund. Liebende haben ihre sinnige Blumensprache, aber auch dem Wein, „dieser blumensprühenden Sonne", schreibt man eine solche zu:

„Die Blumensprache, die er spricht,
Ist ein berauschendes Gedicht."

Die Bäume lispeln und flüstern und sie verstehen sich. Pflanzen sind allenthalben Sinnbilder für menschliche Eigenschaften, Neigungen und Leidenschaften geworden. Der Mensch hat Blumen mit den sinnigsten Namen benannt: Sinngrün, Edelweiß, Vergißmeinnicht, Männertreue, brennende Liebe, Braut im Haar, Gottesgnadenkraut rc. Usteri hat uns ein anmutiges Gedicht hinterlassen: Der alte Baum. Großmütterlein ist altersschwach, hält sich für überflüssig und will sterben. Spricht die Tochter zu ihr:

„Sieh den gebrechlichen Baum, auch ihn hat das Alter gebogen;
Aber Dankbarkeit verleiht ihm die nötigen Stützen,

Denn er hat uns so lange mit seinem Segen bereichert,
Und noch jetzo erfreut er uns mit den edelsten Früchten.
Gleichest dem Baume du nicht, lieb Mütterchen? Denke, wie vieles
Danken die Eltern dir, wie vieles der Eltern Kinder!
Dich auch hat nun das Alter gekrümmt; doch stellet sich jedes
Gern als Stütze dir hin, und sucht dich vor Schaden zu schützen,
Und du lohnst, wie der Baum, uns mit den edelsten Früchten
Der Erfahrung, und giebst sie so gerne, da Liebe nicht altert."

Aus zahllosen Sagen und Märchen, aus tiefwurzelndem Volksglauben weht uns überall diese Sympathie der Menschen für die Pflanzen, vor allem für die Bäume entgegen.

Der Naturmensch dachte sich den lebensreichen Baum und Wald durchaus von Genien beseelt. Die Deutschen dachten sich diese Wesen bald männlichen, bald weiblichen, bald unbestimmten Geschlechts: Waldmännchen, wilde Männer, Wichtel, Trolle, wilde Jäger ꝛc.; Waldfrauen, wilde Weibel, Rüttelweiber, Waldjungfern, Fengeweibchen ꝛc.; Holz-, Moos-, Waldleute ꝛc. ꝛc. Fangge, Fänke sind die allgemeinen Bezeichnungen. Das Altertum nannte sie Faune, Satyrn, Pane, Silenen ꝛc. Bei den Griechen traten besonders die „Nymphen des Eichenwaldes" hervor, denen die römischen virae querquetulanae (oder nymphae praesidentes querqueto virescenti) entsprechen. Die Romanen haben ihre Orgen, Norgen, Bellevivane, Dialen ꝛc. Kinder warnte man, in Korn und Gras oder allein in den Wald zu gehen, da sonst der Kornteufel, das Grasmännchen oder der Hackel komme und sie mitnehme. Was von der wilden Jagd der Wolken gilt, vgl. p. 75, gilt von den Erscheinungen des Waldlebens, nur daß hier an Stelle jener die Kronen der Bäume treten. Wesen, welche den friedlichen Wald repräsentierten, dachte man sich freundlich, lieblich und jugendlich; die, welche den herbstlichen, winterlichen, stürmischen Wald

darstellten, mürrisch und alt. Die Farbe des Frühlings und Waldes verlieh diesen Wesen grünes Gewand, die der herbstlichen Natur gelbes Haar, die grauen Flechten der Bäume große Bärte, z. B. dem Rübezahl. Fast all diese Wesen äußern sich (wie der Wald selbst) freundlich und teilnehmend; sie zeigen heilkräftige Kräuter, helfen in Not, trösten in Trübsal. In Tausenden hier einschlagender Sagen offenbart sich der mächtige Eindruck des Waldes auf das menschliche Gemüt.

Gewiß erzeugte dieses Interesse, diese Sympathie und Ehrfurcht in erster Linie der unausdenkbare Nutzen, den die Pflanze in allen ihren Teilen gewährt. Wurde doch der Anbau nutzbringender Pflanzen von den verschiedenen Religionen geradezu als göttliches Gebot, vom Avesta als erstes und vornehmstes hingestellt! War doch im Ackerbau die erste Bedingung einer höheren Kultur gegeben! Frühe aber geboten auch andere Erscheinungen des Pflanzenlebens, insbesondere den Baum unmittelbar mit der Gottheit in Verbindung zu bringen. Das Flüstern und Knistern im ruhigen, das Rauschen und Knacken im windbewegten Walde wurde für den Menschen um so eher zu einer Sprache der in Baum und Wald weilenden Gottheit, als Einsamkeit und Dunkel den Eindruck des Geheimnisvollen und die Empfänglichkeit des Gemüts steigerten. Das periodisch schwindende und wiederkehrende Leben machte den Jahrhunderte zählenden Baum zu einem Abbilde göttlicher Unvergänglichkeit. Selbst abgebrochene Zweige und übriggebliebene Wurzelstöcke bewahrten eine fast unverwüstliche Triebkraft. Man denke an die Lebenszähigkeit der Weide; an Samen, welche die Keimkraft durch Jahrhunderte, durch ein Jahrtausend bewahrt haben. Der indische Feigenbaum, dessen Zweige zur Erde sich senken, wurzeln, als neue Stämme sich erheben und die vorige Erscheinung wiederholen, so daß oft „ein“

Baum in weitem Umkreise die Erde bedeckt, mußte ebensowohl ein Symbol göttlicher Ewigkeit als Unerschöpflichkeit, mußte selbst ein göttliches Wesen werden. Diese unzerstörbare Triebkraft war es besonders mit, die den Ölbaum zum göttlichen Baume erhob; die der wiedergrünende Speer der Athene, die wiedergrünende Keule des Herakles feierte. Als die Perser Athen erobert, die Akropolis zerstört und den heiligen Ölbaum verbrannt hatten, sproßten alsbald aus dem Stumpfe neue Sprößlinge hervor. — Deshalb erlangten immergrüne Gewächse als Symbole der ewigen Gottheit in allen Kulten hervorragende Bedeutung. Die Hellenen, vorzüglich die Thraker, erblickten im Epheu einen verwandelten Dionys, weshalb der Dionysoskult ohne Epheu ebenso undenkbar war als der Apollokult ohne Ölbaum oder ein griechisches Nationalfest ohne Lorbeer; weshalb athenische Festgelage ohne Epheubekränzung ungebräuchlich waren. Meder und Babylonier versuchten wiederholt die Anpflanzung des Epheus, aber vergeblich. Epheu und Ilex bildeten in Skandinavien und England das Festgrün des heiligen Julfestes mitten im Winter. Dem Druidenkulte war die mythisch-mystische Mistel die heiligste Pflanze. Der Baum, auf welchem sie wuchs, galt als heilig. Sie wurde von den Priestern mit goldenem Messer geschnitten, woran auch die goldene Mistelrute der Proserpina beim Vergil erinnert. Im christlichen Kulte wurde die Mistel das Sinnbild Christi selbst, der aus dem Kreuzesstamme das ewige Leben gewann wie die Mistel ihr Leben aus dem Baumstamme. Der Buchsbaum wurde in England, Deutschland und Frankreich hauptsächlich der Schmuck des Palmsonntages, ein Symbol der Neubelebung, der Auferstehung. In Westfalen wurde Buchsbaum an diesem Tage in Flachsfelder und auf Bienenkörbe gesteckt, den Jahressegen zu sichern. Der Wacholder wurde dem Abendlande durch seine reifen und unreifen

Früchte, die er gleichzeitig trägt, ein Sinnbild nie ersterbenden Fruchtsegens. Wacholderräucherungen standen überall in hohem Ansehen als solche, die physische wie sittliche Übel beseitigten und alles Böse fernhielten. Diese immergrünen Gewächse wurden überall da ein Schmuck der Gräber, wo der Glaube an ein Fortleben der Seele besteht. Sobald in Irland jemand gestorben, wird auf dem Herde ein Rosmarinfeuer entzündet und dem Toten Rosmarin unter den Kopf gelegt. — Der ewige Kreislauf des Naturlebens, den der Wechsel zwischen Sommer und Winter markiert, wurde fast überall als ein Kampf beider Jahreshälften aufgefaßt. Epheu und Sinngrün ziehen gegen die Flechte zu Felde, Stechpalmen und Buchsbaum gegen die Weide (Fahlweide, Felber). Der Sommer siegt stets über den Winter wie das Leben über den Tod, und den Sommer vertreten stets immergrüne Pflanzen.

Galten dem Oriente nach pantheistischer Naturanschauung alle Pflanzen als beseelt, so allen Kulturvölkern wenigstens große, alte, bestimmtgeformte Bäume. Diese bildeten die ersten Tempel. Von Menschenhand gebaute Tempel entstanden neben heiligen Bäumen. „Kein Tempel ohne Gottesbaum." Der Baum war das Primäre. Erst stand der Lorbeer von Delphi, dann entstand der Delpische Tempel. Dies übertrug sich auf Städte. Wo drei alte Eichen standen, wurde Tibur, wo zwei standen, das pontische Heraklea erbaut; um einen heiligen Birnbaum erhob sich das keltische Auxerre. Im heiligen Baume war die Gottheit verkörpert; eins vom anderen unzertrennlich. In allerlei Mythen wird dieser „eine" Gedanke fixiert. Götter und Bäume sind gleiches Namens, Götter werden aus Bäumen geboren und Bäume entstehen aus Götterblut, Götter werden unter Bäumen geboren und vermählt und in Bäume verwandelt 2c. Die griechischen Nymphen Philyra, Daphne, Rhoiai, Helike sind Linde, Lorbeer,

Granate, Weide. Der germanische Glaube hat seine Ellefru (Frau Ellhorn), Askafroa, Frau Hasel, Widewibli d. i. Erlen-, Eschen-, Hasel-, Weidengeist; der finnische Volksglaube seine Katajatar und Philajatar, d. i. Wacholder- und Ebereschenmutter. Waldgeister Tirols führen Baumnamen, wie Stutzforch, Rohrinta (Stutzföhre, Rauhrinde). — Attys ist aus einem Granatbaume geboren, letzterer wiederum aus dem Blute des Dionys hervorgegangen; der Weinstock aus dem Blute der Giganten. Rhea hat den Zeus unter einer Weide auf Kreta geboren, Leto den Apoll unter der heiligen Palme und Olive am Berge Delos; Hera ist unter der heiligen Weide auf Samos, Romulus unter dem ruminalischen Feigenbaume geboren. Zeus vermählt sich mit Europa und Hera unter kretischen Platanen. Apoll verwandelt Daphne (selbst Lorbeer) in einen Lorbeer, damit sie ihm immer gehöre; Ovid läßt ihn sagen:

„Kannst du als Göttin nicht mir gehören,
Sollst du als Baum ewig die meinige sein.“

Des Zarathustra Manen nimmt die Gottheit in einen schönen Baum auf, den sie auf den Berg Asmuidacher pflanzt. Phyllis, Königin von Thrakien, verlobt mit Theusus' Sohn Demophoon, erhängt sich aus Liebeskummer und wird in einen Mandelbaum verwandelt. Die Baumverwandlung ging von den Göttern auf fromme Menschen über. Empedokles sagt, daß er sich kein seligeres Los denken könne, als in einen Lorbeer verwandelt zu werden. Vergleiche die analoge Steinverwandlung der Frommen p. 108. Besondere Baumarten waren bestimmten Gottheiten geweiht: die Eiche dem Zeus, Jupiter, Wodan, Mars; der Ölbaum der Minerva-Athene, der Lorbeer dem Apoll, die Myrte der Aphrodite-Venus, die Buche der Hulda-Hertha. Bei den Parsen standen die Cypressen zu Kischmer in Khorasan und zu

Ferumad im höchsten Ansehen. Die letztere sollte ein Alter von 1450 Jahren, einen Umfang von 28 Peitschenlängen haben. Der Kalif Motawakkel, welcher sie fällen und ihr Holz auf 1300 Kamelen nach Samara bringen ließ, wurde für diesen Frevel mit dem Tode bestraft. Den Armeniern war die Platanentae zu Armavir, den Arabern die Palme zu Nedjra in Yemen der heilige Nationalbaum. Unter der vielgenannten heiligen Terebinthe im Hain Mamre schlossen Abraham und Melchisedek ihren Bund, hielt Abraham mit den Boten Gottes das Opfermahl (wonach sie Speiseeiche genannt wurde). Zur Zeit des Hieronymus war sie noch ein allgemeiner Wallfahrtsort. Die bigotte Mutter Konstantins des Großen war Zeugin ihrer Verehrung und zugleich Ursache ihrer Vernichtung. Hebron und Sichem waren gleichsehr berühmt durch ihren Baumkult. „Die wundergroße Donnereiche" von Geismar ist genugsam bekannt. Die alten Preußen hatten außer Romove die besonders heiligen Eichen bei Heiligenbeil, deren Schicksal der Ortsname ergiebt; bei Thorn, deren Alter 600 Jahr betrug; bei Wehlau, die einen Umfang von 27 Ellen hatte und im 16. Jahrhundert vor Alter zerfiel. An heilige Haine (sacra sylva, sylva heiligeforst, hillige holt) erinnern noch jetzt vielfach Ortsnamen. Der Orient hatte besonders heilige Cypressenhaine, unsere Vorfahren heilige Eichen- und Buchenwälder. Namen wie Götzenhain (bei Weißenburg im Elsaß) und Brutkamp (bei Alversdorf in Dithmarschen) sind bezeichnend genug. Wo man vormals dem Rauschen heiliger Bäume und Haine lauschte, ertönten nachmals die Glocken christlicher Kapellen und Klöster. — Baum und Hain waren gewöhnlich durch Graben und Hecke von der profanen Welt getrennt. Von Romove in Preußen wird ausdrücklich berichtet, daß eine Wand von Fellen den Anblick der heiligen Bäume dem Volke entzogen. Keine Axt durfte einen heiligen Baum be-

rühren, die schwersten Strafen folgten einer Beschädigung. Germanische Bauern- und Landrechte, Feldmarkordnungen und Holzgerichte setzen auf Baumschälen, Entfernung der Rinde, meist Entdärmung, wobei dem Schuldigen bei lebendigem Leibe der Darm herausgerissen und, indem man den Übelthäter um den Baum führte, um die beschädigte Stelle gewickelt wurde. Nach Helmold war dies auch bei Finnen, Litauern und Slaven der Fall. In Irland soll der barbarische Brauch bis ins 11., in Preußen bis ins 13. Jahrhundert trotz der mildernden Gegenwirkung der Kirche fortbestanden haben. Die Sitte wäre sinnlos, wenn man den Baum nicht durchaus als beseelt aufgefaßt hätte. Die Rinde war gleichsam die Wandung der Wohnung der Baumgeister, weshalb letztere Waldarbeitern öfter zuflüstern sollten: schäl' keinen Baum. Daher der Volksglaube, daß die Axt den, der sie unbewußt an einen heiligen Baum lege, selbst treffe, oder daß bei dem ersten Hiebe Blut bemerkbar werde. Diese Anschauung hat Schiller schön in seinem Tell festgehalten:

„Vater, ist's wahr, daß auf dem Berge dort
Die Bäume bluten, wenn man einen Streich
Drauf führte mit der Axt?
— — — — — — und wer sie schädige,
Dem wachse seine Hand heraus zum Grabe."

Im 15. Jahrhundert war der Glaube an solches Baumbluten noch ziemlich allgemein. In diesem Sinne wurden sie auch Blutbäume genannt. Insbesondere schrieb man diese Eigentümlichkeit auch solchen Bäumen zu, in denen man die Seelen unschuldig Ermordeter vermutete; arbores ex morte. Gleich aus dem Baume sollte auch aus dem Grabe solcher eine weiße Hand wachsen, die nachmals gewöhnlich zu drei weißen Lilien wurde. Bei den Palilien der Römer fehlte im Gebete der Landleute nie die Bitte, daß

Pales ihnen verzeihen möge, falls sie sich unbewußt unter einen heiligen Baum legen sollten. — Die Kraft heiliger Bäume wurde durch Ableger erhalten und weiter verpflanzt. Bei zunehmender Altersschwäche sorgte man rechtzeitig für Stecklinge. Keine Kolonie wurde gegründet, ohne ein Reis vom heiligen Baume des Mutterlandes mitzunehmen. Dem Lorbeer zu Delphi entstammte der zu Rhegium. Der Teil besaß die Wirkung des Ganzen. Bei Darbringung blutiger Opfer wurde der heilige Baum mit Opferblut begossen. (Von Kelten, Langobarden (Germanen), Preußen, Litauern wird diese Sitte ausdrücklich gemeldet.) Deshalb hießen die Bäume auch Blutbäume. — Wer von ferne an einem heiligen Baume vorüberging, verneigte sich und warf ihm den Handkuß zu; wer dicht vorüberschritt, küßte den Stamm. Von Skandinavien bis Italien war es Sitte, Felle und Köpfe der Opfertiere an diese Bäume zu hängen. Gleich den katholischen Kirchen, welche gern Marien- und Heiligenbilder an Madonnenbäumen anbringen, befestigte das Altertum Götterbilder und Geschenke an heiligen Bäumen; die Griechen besonders Votivtäfelchen und Kränze an den Zweigen, Binden an den Stämmen. Alles, was als Weihegeschenke denkbar, erscheint hier gespendet: Schmuck, Waffen, Kleider, Geräte ꝛc. Die Argonauten sollten das goldene Blies an die Buche des Ares, Orest sein Schwert an den Lorbeer zu Rhegium gehängt haben. Selbst Preise der olympischen Spiele erblickte man hier als Gaben der Weihe. Auf seinem Marsche nach Sardes beschenkte Xerxes eine heilige Platane mit Goldschmuck, den er eigens bewachen ließ. Nach Layard ist's im Oriente noch Sitte, Bäume, unter denen man gewöhnlich betet, mit allerlei Stoffen zu schmücken. — Schon der Vendidad gedenkt des köstlichen Räucherwerks bei heiligen Bäumen. Ohne Lichter gab es überhaupt keine wahre Verehrung. Hieronymus, Ovid,

Prudentius bezeugen es nebst vielen Bildwerken. Konzilien eifern dagegen, aber vergeblich. Der Rest des alten Kultes hat sich in unserem Weihnachts-Lichterbaume erhalten. — Eine der sinnigsten Sitten des Baumkultes war die der Selbstfesselung, die wohl allen Germanen eigen war: der starke, freie, sonst so selbstbewußte Mann betrat mit gefesselten Armen den heiligen Hain, um sich der Gottheit gegenüber demütig, ergeben und völlig ohnmächtig darzustellen.

Insbesondere ist auch des Kultes der heiligen Zweige zu gedenken. In Glaube und Brauch überdauerte der Zweig den Baum, der Teil das Ganze. Zweigfeste bezeichnen stets einen neuen Abschnitt im Kreislaufe des Naturlebens. Die Wirkung des Zweiges war teils materieller, teils ethischer Art. In ersterer Beziehung ist an die sogenannten Glücksruten zu erinnern, mit denen man den Haustieren neue Lebenskraft, den Kranken Gesundheit, den Armen Wohlstand zuschlug. Alle Arier kannten und brauchten solche Ruten. Jakob legte derartige seinen Herden in die Tränke, der norddeutsche Bauer schlägt noch mit Quikruten (quik, queck vgl. p. 18) die Rinder, insbesondere das Jungvieh bei besonderen Gelegenheiten und an gewissen Tagen. Selbst Obstbäume und junge Ehepaare werden gequikt, d. h. mit solchen Ruten geschlagen. Man benutzte dazu im Frühling junge saftige Triebe, im Sommer blätterreiche Büschel, im Herbste strotzende Fruchtzweige, am liebsten die der Eberesche; zu allen Zeiten immergrüne Gewächse. Man hob sie als Schutzmittel auf, verwendete die Asche verbrannter Zweige medizinisch, flocht Futterkörbe für das Vieh rc. Vielerorts ist an bestimmten Tagen das Glückzuschlagen zur Bettelei und Kinderei herabgesunken und die Glücksruten werden nicht mit Unrecht Kindelruten genannt. Ihre höchste und geheimnisvollste Bedeutung und Wirkung erlangten diese Zweige

in den vielgepriesenen und sicher vielverwünschten Wünschelruten. — Weit höher steht die sittliche Wirkung heiliger Zweige; sie bestand in Sühnung und Entsündigung. Ohne heilige Zweige gab es keine wahre gottesdienstliche Handlung. Die Italiker verehrten solche Zweigbündel, stroppi, göttlich. Die Gottheit selbst hatte das Vorbild gegeben; Apoll sühnte den Orest mit einem Lorbeerzweig. Lorbeerzweige schützten vor Übeln Leibes und der Seele; sie wurden gegen Epidemieen wie gegen Sünde angewendet. Kaiser Tiberius trug einen Lorbeerkranz, sobald ein Gewitter nahte; Kaiser Commodus flüchtete in einen Lorbeerhain, sobald eine Seuche ausbrach. Was dem Hellenen der Lorbeer, war dem Germanen der Holunder (Sambucus niger), dem Kelten das Bilsenkraut. Die Hellenen bekränzten mit heiligen Zweigen an hohen Festen alles: Priester, Festteilnehmer, Altäre, Opfer. Bei Isisfesten bediente man sich der Abtinth-, bei Herafesten der Weiden-, bei allen keltischen Festen der Eichenzweige. Unter Gebet für allseitiges Heil wurden sie getragen und bis zur nächsten Erneuerung der festlichen Zweige im Hause aufbewahrt, denn alle heiligen Zweige dienten nach gottesdienstlichen Handlungen materiellen Interessen. Bei diesen Handlungen wurden sie hauptsächlich als Sprengwedel in Weihwasser oder Opferblut getaucht. Die Heilskraft war eine erhöhte, weil sich in diesem Falle Baum und Quell, Baum und Opfer berührten. Ägypter und Israeliten bedienten sich des Ysops. „Entsündige mich mit Ysop, daß ich rein werde.“ Ysop brachte dem sterbenden Erlöser die letzte Erquickung. Augustin schrieb ihm heilsame Wirkung zu und die römische Kirche bediente sich seiner. Den Ysopsprengzweig forderte die Aussatzreinigung der Semiten, den Cypressenzweig die Totenreinigung der Römer. Bei den Palilien der Römer wurden alle Räume mit Lorbeerzweigen gefegt und besprengt. Der Sprengwedel der christlichen

Kirche ist die Fortsetzung des heidnischen Sprengzweiges. In den Sprengweiden am Palmsonntage, der in Rußland geradezu Weidensonntag genannt wird, hat sich die alte Art am reinsten erhalten. — Eine schöne humane Bedeutung erlangte der heilige Zweig in dem sogenannten Schutzzweige. Wer im Altertume einen Ölzweig trug mit weißem Bande, war unantastbar, stand unmittelbar unter dem Schutze der Gottheit. Wo der Ölzweig, da Friede. Die Gottheit selbst sandte der Menschheit den Ölzweig durch die Taube des Friedens. —

Sobald man den Baum als eine Heilstätte auffaßte, lag der Gedanke zu Grunde, daß der Baumgeist das Übel hinwegnehme. Apoll befreite unter einem Lorbeer den Orest vom Wahnsinn. Die Kroaten legen bis zum heutigen Tage einen Irrsinnigen unter eine Esche, um unter Hinzunahme bestimmter Bräuche Heilung herbeizuführen. Die wunderthätigsten Marienbilder und gefeiertsten Wallfahrtsorte haben die Begründung ihres Rufes alten Bäumen zu danken. Oft bezeugt dies schon klar der Name: Maria von der Linde, Maria-Tax (Taxus), Kloster Schild-Esche in Westfalen; in Tirol finden sich im sogenannten Gnadenwalde (einem alten heiligen Haine) drei Kapellen: St. Michael, St. Martin, Maria-Larch (Lärche), deren erstere Namen unverkennbar auf Wodan, deren letzter auf Holda zurückweisen. Hohle Bäume mußten in besonderem Ansehen stehen, da sie regeren Verkehr mit dem Baumgeist gestatteten. In hohlen Bäumen wurden häufig Götterbilder aufbewahrt. Ebendeshalb wurden sie nachmals vorzugsweise Orte des Spukes. Mit Hilfe von Sprüchen und Formeln glaubt man noch heute allerlei Übel in die Höhlungen und unter die Rinde bannen zu können. Die Weide, welche fast stets einen ausgefaulten hohlen Stumpf besitzt, spielt in dieser Beziehung eine Hauptrolle. In Knoten, welche man mit ihren Zweigen knüpfte,

band man Krankheiten ein; ihren Ruten, häufig Schlangen verglichen, verlieh der Teufel eine besondere Anziehungskraft für Selbstmörder u. dergl. m. Dem Zauber mit hohlen Stämmen schließt sich der mit Astlöchern an, der schon den alten Indern bekannt war. Auch des sogenannten Einpflöckens der Übel ist hier zu gedenken; man bohrte ein Loch in den Stamm und schlug die Krankheit mit einem Pflock hinein, oder man löste ein Stück Rinde, bannte das Übel darunter, und drückte die Rinde genau wieder darauf; vgl. p. 90. In den Mandingoländern (Guinea) erblickt man nicht selten Läppchen und Zeugfetzen an Bäumen, mit denen man drein gebannte Krankheiten dem Baume übergeben. In Italien werden Fremden nicht selten Blumensträuße angeboten, in welche die Leute irgend ein Übel gebannt, das auf diese Weise hinweggeführt werden soll. Ganz außerordentliche Heilkraft schrieb man aber dem Hindurchziehen des Körpers durch die natürlichen Öffnungen zusammengewachsener Stämme oder Äste zu. In solcher Verwachsung lag besonders der Ruf des preußischen und litauischen Romove, der siebenstämmigen Eiche zu Camern, der dreistämmigen zu Bordesholm. Bei einer solchen verwachsenen Eiche bei Wittstock in der Altmark sah man ebensogut die Krücken geheilter Krüppel wie jetzt bei wunderthätigen Heiligenbildern. Die Eiche bei Tula in Rußland wird bis zum heutigen Tage von zahllosen Kranken aufgesucht, die sich durch die Öffnung ziehen lassen und den Baum mit Dankesgaben schmücken. Öfter suchte man die natürlichen Öffnungen durch künstlichherbeigeführte kreuzweise Verwachsung der Äste zu ersetzen, die man in Schweden Elfenlöcher nannte. Kinder zog man wohl auch durch Weiden- und Eichenstämmchen, welche man mit Keilen auseinander trieb; oder durch zusammengebundene Weidenruten, oder durch mit der Erde verwachsene Ranken der Brombeersträucher. Zweige

heiliger Bäume um den Kopf gewunden, Blätter derselben in Lager und Krankenzimmer bildeten verbreitete und vorzügliche Heilmittel. So fanden Zweige und Blätter heiliger Haine reiche und gesuchte Verwendung.

Alle heiligen Bäume mußten zugleich bis zu einem gewissen Grade Orakelbäume sein, bestimmte im engeren Sinne, wie die dodonischen Eichen, der delphische Lorbeer. Weil die orakelnde Kraft auf andere überging, deshalb trug die Pythia auf dem Dreifuß stets Lorbeerstab und Lorbeerkranz, desgleichen alle Propheten und Priester, alle Dichter apollinischer Gesänge, wonach letztere Rhapsoden hießen. Auch aßen die Priester vor der Weissagung Früchte des Lorbeers. Die Alten besaßen eigene Deutungsschriften der prophetischen Baumerscheinungen: die berühmten und mysteriösen Sibyllinischen Bücher, die Kommentarien des Aristander. Die drei hesperidischen Bäume sollten den Argonauten ihre Fragen sogar unmittelbar beantwortet, die dodonischen Eichen dem Herakles seinen Tod direkt angesagt haben. — Hier ist der National- und Familien-, der Schutz- und Schicksalsbäume zu gedenken; meist gewaltige und alte Bäume, deren Grünen und Dorren sorgfältig beobachtet und gläubig auf die Zukunft von Volk und Gemeinde und Familie bezogen wurde. Die heroischen Pelopiden (und aus ihrem Geschlechte Agamemnon, Menelaos, Helena) hatten eine berühmte Platane als Geschlechtsbaum. Die römischen Flavier besaßen eine alte Eiche auf ihren Gütern; Augustus auf seiner vejentischen Villa einen Lorbeer, von dem sich jeder Triumphator seiner Familie einen Zweig brach, einpflanzte und pflegte. Der Wunderbaum von Suderheidstedt war der Schicksalsbaum der Dithmarschen, die allgemein glaubten, daß mit diesem Baume des Volkes Freiheit untergehe. Die alten Linden am Thore alter Gehöfte, neben den Häusern

der Dörfer, die überall noch vorkommen, standen und stehen zur Familie und deren Besitz in enger Beziehung.

„Am Brunnen vor dem Thore,
Da steht ein Lindenbaum;
Ich träumt' in seinem Schatten
So manchen süßen Traum;
Ich schnitt in seine Rinde
So manches liebe Wort;
Es zog in Freud' und Leide
Zu ihm mich immerfort. — — —
Und seine Zweige rauschten,
Als riefen sie mir zu:
Komm her zu mir, Geselle,
Hier find'st du deine Ruh. — — —
Nun bin ich manche Stunde
Entfernt von jenem Ort,
Doch immer hör' ich's rauschen:
Du fändest Ruhe dort!"

In Wanderliedern des Mittelalters werden sie häufig mit Treue und Liebe in Verbindung gebracht, wie im „Baum im Odenwald":

„Und als ich wieder kam zu ihr,
Verdorret war der Baum;
Ein andrer Liebster stand bei ihr:
Jawohl, es war ein Traum." —

Nach alledem muß die Verbindung von Baum und Recht von selbst geboten erscheinen. Beim Weltbaum Ygdrasil hielt Wodan Gericht, unter der heiligen Weide auf Kreta gab Zeus dem Minos die Gesetze der Kretenser, beim Busche Horeb berief Jehovah den Moses zur Gesetzgebung. Unter dem heiligen Feigenbaume hielten die Sagenkönige Roms Gericht, unter demselben wurde das Bündnis mit den Sabinern geschlossen. Die alten Thing- und Versammlungs-

stätten der Germanen wurden durch 1, 3, 7, 12 Bäume gekennzeichnet. Die vielgenannte dunkle Irmensäule stand auf dem Versammlungsplatze der Westfalen und war wiederholt Sammelpunkt der in Freiheit und Religion bedrohten sächsischen Volkschaften. Der Uppstallboom bei Aurich, die holsteinische Drei- oder Schwerkeiche bei Bardesholm, die große Eiche zu Schweighausen waren alte berühmte Thingbäume. Die Weimarsche Karte von Deutschland zeigt 3 Drei-, 1 Vier-, 1 Fünf-, 7 Siebeneichen. Unter solchen Bäumen fand auch die Fürstenwahl alter Völker statt. An jedem der parsischen Achämeniden wurde die Wahl unter einer heiligen Cypresse erneuert. Den armenischen Königen wurde unter der heiligen Platane von Armavir gehuldigt, wie z. B. dem Sos, der Armenien von babylonischer Herrschaft befreite. Noch Ottokar II. von Böhmen wurde unter dem alten berühmten Herzogsbaume Kärntens als Fürst dieses Landes anerkannt. — Nichts war natürlicher, als daß eine Anzahl derartiger Bäume zu Asylbäumen wurden. Die Götter hatten auch hierzu das Vorbild gegeben. Dionys fand endlich unter der heiligen Buche von Ephesus Ruhe und Frieden, Leto unter der heiligen Palme auf Delos, Demeter nach langer Irrfahrt unter dem heiligen Ölbaume bei Eleusis. Diese Asylbäume reichen zeitlich und räumlich soweit als der Baumkult selbst. Der Platanenhain bei Labranda war das große Asyl Persiens wie die Eberesche Mödrufell das von Island. Die Skandinavier nannten derartige Bäume friträd, Freibäume, und bestraften jede Beschädigung derselben mit dem Tode. In höchster Not rettete man unter diese Bäume auch geweihte Dinge, um sie vor jeder Unbill zu sichern; so Aristomenes die Gesetztafeln der Demeter unter einen heiligen Myrtenbaum, Jakob die Götterbilder des alten Kultes in heiliger Scheu unter die Terebinthe von Sichem.

Aus gleichem Grunde suchte man den Toten unter Bäumen und in Hainen sichere Ruhestätten.

Den alten Natur-Religionen gegenüber, die mit all ihren Fasern im Baumkult wurzelten, hatte die christliche Kirche einen überaus schwierigen Standpunkt; es kostete hundertjährige Anstrengungen, den Volksglauben nur im gröbsten zu erschüttern, es kostete einen mehr denn tausendjährigen Kampf, den Baumkult auszurotten bis auf jene Reste, die versteckt sich überall noch finden. Die Kirche fluchte und verdammte, die Obrigkeit nahm Gut und Kopf, — in nächtlicher Einsamkeit betete und opferte das geängstigte Volk bei heiligen Bäumen, in heiligen Hainen weiter. Im 10. und 11. Jahrhundert erließen Edgar in England und Knut der Große in Skandinavien die strengsten Verbote dieses Kultes. Anfang des 11. Jahrhunderts rottete Bischof Unwar von Bremen die heiligen Bäume seines Sprengels aus. Aus den Verboten Bretislaws II. geht hervor, daß der Baumkult Ende des 11. Jahrhunderts in Böhmen noch allgemein geübt wurde. Vicelin, welcher in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts nach Holstein kam, jammert darüber, daß Baum- und Quellenkult noch überall bestehe und viele nur dem Namen nach Christen seien. Anfang des 13. Jahrhunderts kamen in Sachsen und Thüringen noch Baumopfer vor und Bäume mit Weihegeschenken waren nicht selten zu sehen. Im 15. Jahrhundert bestand noch allgemein der Glaube an das Baumbluten, im 16. Jahrhundert wurde in Ostpreußen noch unter einzelnen heiligen Bäumen geopfert. Den Maibäumen wurde in England entschieden eine Art göttlicher Verehrung zu teil, weshalb die Puritaner fanatisch gegen dieselben wüteten und 1644 ein strenges Verbot durchsetzten; aber die Restauration unter Karl II. gestattete dieselben wieder, weil das Volk nicht von ihnen ließ, wenn auch sicher die frühere Bedeutung erschüttert und vernichtet

war. In Vals fand bis ins 17. Jahrhundert jährlich eine Prozession zu einem heiligen Baume statt, bis sie 1658 infolge einer bischöflichen Visitation verboten wurde. Die heilige Buche zu Elbing mußte endlich (1727) umgehauen werden, um dem Kulte ein Ende zu machen. Bei Letten und Liven befand sich hinter jedem Gehöft ein Gebüsch, in dem man den Schutzgeist wähnte und still verehrte; Pastor Carlbom zerstörte allein im livischen Kirchspiel Ermes 1836 gegen 80 solcher Gebüsche. Ein alter Lärchenbaum bei Nauders in Tirol, von dem man nie Holz nahm, in dessen Nähe niemand lärmte oder gar fluchte, vor dem jedermann einen heiligen Respekt bewahrte, wurde erst 1855 gefällt. Die alten Eichen im Departement Maine genießen seitens des Landvolkes noch eine Art Verehrung; von einem Eichengehölz auf der schottischen Insel Skye nimmt noch niemand einen Zweig; mit der Eiche bei Tula in Rußland (vgl. p. 175) wird noch ein ganz offener Kult getrieben. Steht's so im aufgeklärten Europa, dann wird es nicht befremden, daß die Ostjaken Asiens gewissen Bäumen (Lärchen) Ehrfurcht zollen und an ihnen allerlei Pelzwerk als Opfer aufhängen, daß die islamitischen Kirgisen bestimmte Espen anbeten und die Neger Äquatorial-Afrikas ihren Affenbrotbäumen Geschenke bringen, daß die Indianer Süd- wie Nordamerikas Pflanzenkult treiben und die Urbewohner Khondistans in Vorderindien bei all ihren Wohnungen schützende Hausbäume pflegen und verehren.





Apfel.

In Mythe und Märchen, in Bild und Dichtung, in Sprichwort und Volksglauben erscheint der Apfel als volkstümlichste Frucht. An seine Stelle treten im Orient und Süden vielfach Granatapfel und Quitte, Citrone und Apfelsine; im hohen Norden die roten Früchte der Eberesche, des Weißdorns und der wilden Rose. Überall gilt er als Symbol der Zeugung und Fruchtbarkeit, unvergänglichen Lebens und ewiger Jugend, der Gesundheit und Lebensfrische, sinnlicher und himmlischer Liebe und unwiderstehlicher Versuchung. Während seine Bedeutung dem Heidentum fast ausschließlich physischer Art, ist sie Juden- und Christentum zum großen Teil ethischer Art. Aber während der Apfel, insbesondere der Granatapfel, dem Mosaismus seines erquickenden Duftes und seiner lieblichen Gestalt halber hauptsächlich als Sinnbild des göttlichen Wortes galt, wurde er dem Christentum vorwiegend ein Symbol der Sünde, das fast überall zum Akte der Erlösung in Beziehung trat.

Schon der Name des Apfels wird von der Mythe mit der Gottheit in innige Verbindung gebracht; Baum wie

Frucht als eine Art göttlichen Wesens aufgefaßt. Malus (— das ist sowohl der Apfelbaum als die Frucht selbst —) war ein Sohn des Priapus, welcher der Aphrodite zuerst einen Apfel reichte. Der syrische Gott Hadad hieß auch Rimmon, d. i. Granatapfel; und Cydonia, d. i. die Quitte, war ein Prädikat der Minerva. Malus, ein Priester der Aphrodite, erhing sich aus Kummer über den Tod des Adonis an einem Baume, der nach ihm malus (Apfelbaum) genannt wurde. Seitdem erkor Aphrodite den Apfel als Sinnbild der Treue, wonach die berühmtesten Bilder Aphroditens, das der Juno zu Argos, der Minerva auf der Akropolis ꝛc., den Apfel führen. Der Priester der Aphrodite ist Adonis selbst, der Priester für die Gottheit gesetzt. Nach der einen Mythe wurde der Gott Adonis, nach anderer der Priester Malus in einen Apfelbaum verwandelt, was die Identität aller drei bestätigt. Demgemäß erscheint der Apfel auch als ein wichtiger Bestandteil der Adonisfeste und gleich Adonis selbst als ein schönes Sinnbild ewiger Jugend. Nachdem Adonis sechs Monate in den Armen der Aphrodite geweilt, antwortete er auf die Frage, was das Schönste der Oberwelt sei: der Apfel. Auf der anderen Seite wird Proserpina durch Genuß eines Apfels an die Unterwelt gefesselt.

Idunas goldene Äpfel sind der Götter verjüngende Speise. Sie entsprechen der griechischen Ambrosia (wie der Jungbrunnen, in welchem der Iduni sche Apfelbaum wurzelt, dem griechischen Nektar). Diesem Baume stellt sich der Baum im Brunnen vor Holdens Wohnung zur Seite, der göttliche Schönheit auf seine Lieblinge niederregnet und ewige Jugend denen verleiht, die seine goldenen Früchte genießen. Der Baum trägt Früchte ohne Unterlaß; das Gefäß, in welchem Iduna ihre Äpfel bewahrt, wird nie leer. Wie die Frucht unerschöpflich, so das durch ihren Genuß

verliehene Leben. Iduna war zugleich Göttin der Liebe und Ehe; wie ihre Liebesäpfel nie schwinden, so auch das Leben nicht, das fortgesetzte Zeugung erhält. Nach einer Erzählung Saxos stirbt ein König, wenn sein Hausbaum, ein Apfelbaum, verdorrt; lebt er weiter, wenn derselbe wieder grünt und Früchte trägt. Nach einem Märchen holen zwei Raben (Wodans Vögel!) einer Königstochter und ihrem Freier einen Apfel vom Baume des Lebens, der beiden ungestörtes Glück und hohes Alter verleiht. Der Gott ist zum König, die Göttin zur Königstochter geworden. In einem wallonischen Märchen steht vor einem Kaiserschloß ein Apfelbaum, von dem die Mutter Gottes einem Jünglinge einen Apfel für seine kranke Braut giebt, dessen Genuß ihr das Leben sichert. Iduns oder Holdens Wohnung ist zum Kaiserschloß, die Göttin unter christlichem Einfluß zur heiligen Maria geworden. Der Apfel symbolisiert also nicht nur die Gesundheit, sondern er verleiht sie auch. Im Volksliede kommt der Geliebte zur kranken Herzallerliebsten:

„Was zog er aus seiner Tasche mit Fleiß?
Ein Äpfelein, das war rot und weiß,
Er legt's auf ihren weißroten Mund,
Schön Schätzl, bist krank, werd' wieder gesund."

Aber nicht nur physische Leiden nimmt der Apfel hinweg, sondern auch seelische, wie das Märchen von der im Nobiskruger Holze in Schleswig verzauberten Prinzessin lehrt, die ihren Schmerz in einem wilden Apfelbaume ausweint. Nach einer tiefempfundenen polnischen Volkssage beichtet der furchtbare Räuber Madej endlich seine Sünden unter einem Apfelbaume. Bei jeder Sünde, die er bekennt, löst sich ein Apfel, der sich als weiße Taube zum Himmel erhebt. Nur ein Apfel bleibt hängen, — die Seele seines Vaters, dessen Ermordung er verschwiegen. Als er auch dies

Verbrechen gebeichtet, schwingt sich der letzte Apfel in Taubengestalt zum Ewigen empor. Unter einem Apfelbaume wurde der größte Sünder entsündigt. — Das Märchen „vom Garten im Brunnen" erzählt von einem hungrigen Knaben, der an einen Apfelbaum kommt und spricht:

„Liebes Bäumchen, rüttle und schüttle dich,
Und wirf deine Äpfel über mich."

Er ißt und wird satt. Die Gottheit ist zum hungernden Knaben geworden, die Mythe im Laufe der Zeit immer menschlicher. Im Märchen „vom Kind mit dem goldenen Apfel" tritt die glückbringende Kraft des Apfels besonders hervor. Noch heute zeigt das Landvolk im Gasteiner Thale eine Höhle am linken Acheufer, die vormals von Waldleuten oder Riesen bewohnt wurde und vor der ein Apfelbaum stand, dessen Früchte sie solchen Vorübergehenden zuwarfen, die sie beglücken wollten. Eine Anzahl deutscher Märchen berichtet von Brunnen, in denen ein goldener Apfel lag, der dem Wasser Heil- und Lebenskraft verlieh. Zuletzt warf man an bestimmten Tagen einen wirklichen Apfel in die Tränke, die Pferde zu kräftigen!

Als der böse Loki die Iduna mit ihren Äpfeln aus dem Götterreiche Asgard gelockt, um sie dem Riesen Thiassi zu überliefern, stellten sich bei den Göttern die Runzeln des Alters ein, weshalb Loki die Göttin wieder herbeiholen mußte, was er in Gestalt einer Schwalbe (Frühlingsbote!) ausführte. „Idun verleiblicht die Lebenskraft, bei deren Entfernung selbst die Götter zu fahlen Greisen zusammenschrumpfen." Iduna ist die furchtbringende Jahreszeit, der Riese der Winter. Im Spätherbste schwinden die Früchte, die Natur gilbt und altert; der Frühling weckt die Natur zu neuer Fruchtbildung. In ähnlicher Weise fordert Jupiter die vom Pluto in die Unterwelt entführte Persephone, die

Tochter der Demeter, der Mutter Erde zurück. Pluto reicht ihr jedoch zuvor einen Apfel, nach dessen Genuß sie seiner Gewalt nie völlig entrinnen kann. Der Persephone (oder unterirdischen Aphrodite, Juno, Artemis) entspricht die Nemesis mit dem Apfelzweige, welcher erotische Bedeutung hat und auf das dem Schoße der Erde entspringende Naturleben weist. Schneewittchen ist tot; Dornröschen sticht sich mit dem Dorn und schläft. Beide stellen die im Winter schlummernde Natur dar. Der Prinz ist hier wie dort der jugendliche Frühlingsgott, der Lenz selbst, der die Natur zu neuem Leben weckt. Derselbe Gedanke kehrt in einem walachischen Märchen wieder, nach welchem aus dem Grabe zweier Goldkinder zwei Bäume mit goldenen Äpfeln wachsen; ebenso in deutschen Märchen, nach denen an der Stelle, wo ein Schloß mit Jungfrauen oder Prinzessinnen versunken, ein Apfelbaum grünt und Früchte trägt. — Demgemäß wurde der Apfel ein fast unerläßliches Attribut solcher Göttinnen, welche die ewige Lebensdauer der Natur darstellen. Die drei Äpfel in der Hand des (von Nicomachus gekannten) Herkules, die drei Äpfel zu Füßen der Proserpina sind eine Versinnbildlichung der drei Jahreszeiten und ihres ewigen Wechsels. Nana, Tochter des Wassergottes Sangarus, steckt einen Apfel in ihren Busen und wird zur Mutter des Attys. — All unsere äpfeltragenden Festbäume sind Sinnbilder dieses unvergänglichen Naturlebens, das die Menschen mit Freude erfüllt. Schon das Laubhüttenfest der Juden zeigt Büsche (von Palmen, Weiden, Myrten) mit Blumen und Früchten, welch letztere Adamsäpfel genannt wurden. Am Schluß dieses Festes erhielten die Kinder Äpfel, Rosinen, Zuckerzeug und sonstiges Naschwerk, was lebhaft an Weihnachts-Baum und -Brauch erinnert. In Frankreich fand sich allgemein und findet sich noch die Sitte, am Palmsonntage einen Buchsbaum reich mit Äpfeln zu behängen, die am Abend von

der Familie genossen werden. Es ist der Osterbaum; das Osterfest das Auferstehungsfest der Natur. Frucht- und blumengeschmückte Johannisbäume werden überall vorgefunden; teilweise haben sie sich in jenen Festbäumen erhalten, mit denen die Kletterstangen bei Schulfesten geschmückt werden. In Nordfrankreich und in den Rheinlanden wird der letzte Erntewagen mit dem Erntebaume geziert, einem grünen Aste voll schöner Äpfel. In Westfalen, Friesland und Oldenburg werden die Kinder am Martinstage (11. November) reichlich mit Äpfeln und Nüssen beschenkt. Der heilige Martin wurde von der Kirche an Stelle Wodans als Fruchtspender gesetzt. Mitten im Winter grünt der Weihnachtsbaum. So haben alle Jahreszeiten ihre Frucht- und Apfelbäume oder ihre Apfelspenden. — Selbst dem Toten fehlte der Apfel als Symbol der Auferstehung nicht. Sonst trug weitverbreitet jeder der Leidtragenden einen Apfel. Jetzt hat sich der Rest nur in jenen Citronen erhalten, die man hier und da den Leichenträgern giebt. Der Apfel ist zur Citrone geworden, das Sinnbild des Fortlebens zu einem Zeichen der Trauer.

Als Symbol der Verjüngung und des Fortlebens findet sich der Apfel in der alten Mythe vom Apfelschuß, die uns zuletzt und zugleich am verbreitetsten und volkstümlichsten in Schillers Tell begegnet. „Der Vater verjüngt sich im Sohne!" ist der Grundgedanke. Ursprünglich ist Odin selbst der Schütze. Der Gott ist nachher zu einem Vater geworden, der den Sohn töten soll, an dessen Stelle der Apfel tritt, gleichwie in der Schrift Gott zum Abraham wird, dessen Sohn Isaak der Widder ersetzt; gleichwie nach zahlreichen Sagen der zum Opfertod bestimmte Mensch durch ein gottgesandtes Tier erhalten wird. Ist der Sohn der verjüngte Vater, der Apfel Stellvertreter des Sohnes, so tötet der Vater, indem er den Apfel trifft, eigentlich sich selbst, nicht

aber um zu sterben, sondern um von neuem zu leben; es ist die fortgesetzte Wiedergeburt, die ewige Verjüngung. Der Gott wurde zum Menschen (König, Helden, Schützen) und die Mythe zur Sage, die aus dem skandinavischen Norden auf verfolgbarer Bahn die Küste der Nordsee und den Rhein entlang bis in die Schweiz gelangte, wo sie räumlich wie zeitlich ihren Endpunkt fand. Die Tellsage ist genaue Nachbildung der nordischen Palnatokisage, die wiederum identisch ist: der Eddasage vom Helden Egil, der auf Nidungs Geheiß einen Apfel von seines Söhnleins Haupt schießt; der Sage vom norwegischen Schützen Hemmingr, der statt des Apfels eine Haselnuß trifft. Hier König Harald, dort der Landvogt; hier Bogen und Pfeil, dort Armbrust und Bolzen; hier wie dort die wenig abweichende gefährliche Schiffahrt. In Nordengland finden sich drei Schützen: Bell, Clough, William (Wilhelm!); in Südengland der Schütze Robin Hood. In Nordfriesland stellt ein Kirchengemälde zu Wevelsfles (schon 1593 erwähnt) den Apfelschuß dar; der Schütze heißt Henning (Hemmingr!), der König wird zu Christian I. von Dänemark. Die Sage ist wesentlich überall dieselbe, nur die Personen und Nebenumstände wechseln mit der Lokalisierung.

Dieselbe Anschauung, nur in idealer Weise vom physischen auf ethischen Boden übertragen, liegt der Lehre vom biblischen Paradieses- und christlichen Weihnachtsapfel zu Grunde! Der Paradiesesbaum war ein Lebensbaum, aber seine Frucht wurde (infolge verbotenen Genusses) zu einer Frucht des Todes und der Sünde. Gleich der biblischen Schlange verführt Ahriman die Menschen durch Früchte zum Bösen; desgl. der schlangengestaltige Herkules-Kronos durch die trügerischen Äpfel der Hesperiden. Schon die Römer nannten die Frucht, welche Sterblichkeit zur Folge hatte, malum, das Böse. Daher das bekannte und beliebte Wort-

spiel des Mittelalters: „malum e malo“, „alles Unheil von einem Apfel“.

„Der Apfel, den Frau Eva brach,
Uns herzog alles Ungemach.“

Durch Christi Geburt und Kreuzestod ist jene Todesfrucht in eine Lebensfrucht umgewandelt worden. Das Kreuz Christi ist der neue Paradiesesbaum, weshalb Bilder der byzantinischen Kirche das Kreuz gern mit grünenden Blättern darstellen; gleichwie Mosis Stab von neuem grünt, gleichwie Tannhäusers Stab als Zeichen des ewigen Lebens in dem Augenblicke sproßt, da der Sünder den irdischen Tod erleidet. Der Lebensbaum im Paradiese trieb die Frucht des Todes; das Kreuz, an welchem der Gott oder Gottessohn den Tod fand, gab das ewige Leben. Dieses neue Leben, diese ewige Lebensfrucht, symbolisiert durch den Apfel, gab Christus seiner Mutter, gleichsam der Mutter des neuen Geschlechts, der Stellvertreterin der Menschheit. Daher zeigen Madonnenbilder Maria und das Kind mit einem Apfel. So giebt, in richtiger Auffassung, auf dem Marienbilde zu Mariazell in Steiermark das göttliche Kind den Apfel der Mutter. Das Eyksche Madonnenbild zu Frankfurt zeigt neben Mutter und Kind zwei Äpfel auf dem Fenster. Später trat meist die umgekehrte und falsche Auffassung ein, nach welcher die Mutter den Apfel dem Kinde gab, woraus man dann weiter das weihnachtliche Apfelgeschenk der Eltern an die Kinder ableiten wollte.

„O schön Geschenk! die Ahnfrau denkt,
Ein' Apfel reich' dem Kinde!“

War man dahin gekommen, Christum und sein Kreuz als neuen Paradiesesbaum und seine Erlösung als neue Lebensfrucht aufzufassen, so lag es nahe, dem Baume wie

der Frucht am Weihnachtsfeste, dem Geburtsfeste des Gottes, eine hervorragende Rolle zuzuweisen, wobei man, zum Teil im Anschluß an alte Vorstellungen, wieder auf das Gebiet der physischen Natur geriet, indem man inmitten der winterlichen Öde und Erstarrung in der heiligen Nacht wirkliche Apfelbäume grünen, blühen und Früchte tragen ließ. Insbesondere weisen die Mainlande derartige Bäume auf; die Distrikte, welche sich noch gegenwärtig durch ihren Obstbau auszeichnen. Im 15. Jahrhundert erzählt Joh. Nider von einem solchen Apfelbaume bei Nürnberg. Im 16. Jahrhundert wird von zwei Apfelbäumen im Bistume Würzburg berichtet, daß sie nur in der Christnacht blühten. Im 17. Jahrhundert (1663) versichert der protestantische Theolog Dilherr, daß in der Umgegend von Nürnberg mehrere solcher Bäume seien und daß er selbst derartige Christäpflein (auch Dräutleinsäpflein genannt) gesehen habe. Noch Ende des 18. Jahrhunderts (1780), als ein frommer Bürger zu Würzburg starb, behaupteten die Leute, daß ein solcher Apfelbaum in dessen Garten gestanden habe. Der Beweise genug für die Volkstümlichkeit dieses Glaubens. Der deutschen Nation gilt zunehmend der Weihnachts-Tannenbaum mit seinem Apfelschmuck als ein erhabenes Symbol des Lebens inmitten der Erstarrung, des Lichtes inmitten der Finsternis. „Dieser äpfelbehangene, erleuchtete Baum bedeutet aber ursprünglich die Weltesche, den Weltbaum, der die Idunsäpfel ewiger Jugend trug und dem die Wintersonnenwende den ersehnten Glanz des neuen Frühlingslichtes verkündete. Von den christgewordenen Germanen wurde dann der Weihnachtsbaum als jener Baum Edens aufgefaßt, an dessen Äpfeln sich der Mensch den Tod gegessen, der aber nun in neuem Lichte strahle.“ —

Eine andere Seite der Symbolik des Apfels tritt uns in der Sage von Paris und Aphrodite entgegen. Auf dem

Mythenberge Ida wurden dem Paris durch Hermes die drei Göttinnen Here, Pallas, Aphrodite vorgestellt, damit er entscheide, welche die schönste sei. Er reichte den Erisapfel der Aphrodite, wofür ihn diese mit Helenas, d. i. mit ihrer eigenen Liebe belohnte. Im Anschluß an diese Mythe erscheint auch Paris öfter mit einem Apfel in der Hand. Eris, die Zwietracht, eine Tochter der Nacht, welche nicht zur Hochzeit des Peleus und der Tethys geladen worden, warf den Zankapfel unter die Hochzeitsgäste, der in der Hand der Aphrodite zum Liebesapfel wurde und die Vermählung des Paris und der Helena, aber auch die Zerstörung Trojas zur Folge hatte, d. i. den ewigen Wechsel von Anfang und Ende, Leben und Tod. Helena wird zur Nemesis im Schattenreiche mit dem Apfelzweige. — Der ganzen alten Symbolik galt Darreichung eines Apfels als Liebeserklärung, Annahme als Liebeserhörung. Acontius sendet der Cydippe, Harmochares der Äsylla einen Apfel. Daher das sinnige Apfelspiel bei den Aphrodisien: Der eine küßte einen Apfel, warf ihn einem anderen zu, der ihn auch küßte und wieder zurückwarf. Am Feste der hohen Göttin sollte alle das Band der Liebe umschlingen. Diese ursprünglich religiösen Apfelspiele nahmen mit der Zeit einen immer oberflächlicheren Charakter an und wurden zu fröhlichen Schäkerspielen, wie ihrer schon Theokrit in seinen Idyllen gedenkt. Die Nichtannahme eines dargereichten, zugeworfenen oder zugeschickten Apfels galt als Zeichen verschmähter Liebe. So drückte Properz der schlafenden Cynthia ganz leise einen Apfel in die Hand, der aber, als böses Vorzeichen, derselben immer wieder entfiel; sie erhörte sein Liebesflehen nicht. Im Saterlande wirft noch jetzt der Bursche dem geliebten Mädchen am Neujahrstage einen sogenannten wêpelrôt ins Haus, d. i. einen Stab mit radförmigen Speichen, an deren

Spitzen Äpfel stecken, und dessen Annahme einer Verlobung gleich gilt.

An Stelle des Apfels trat wohl auch mit völlig gleicher Bedeutung die Quitte, dem Apfel an Gestalt ähnlich, wissenschaftlich mit ihm aufs engste verwandt; ingleichen Apfelsine, Citrone, Granatapfel. So stand vor dem Aphroditeheiligtume auf Kreta der heilige Baum mit den berühmten kydonischen Äpfeln (Quitten). Hyppomenes empfing solche von Aphrodite, die Atalante zur Gegenliebe zu zwingen. Proserpina kostete von Plutos Granatapfel und kam in seine Gewalt. Die Ansicht, daß die Geliebte, sobald sie den Liebesapfel angenommen und von ihm gegessen, den lieben müsse, der ihr den Apfel gereicht, ward immer allgemeiner. Nach einer schlesischen Sage zwang ein Nix das entlaufene Weib dadurch zur Rückkehr, daß er ihm einen Apfel in den Schoß warf. Noch jetzt herrscht unter der ländlichen Bevölkerung weitverbreitet der Glaube, daß man jemand durch Genuß eines Apfels, den man in der Achselhöhle getragen, zur Gegenliebe zwingen könne. Im sächsischen Erzgebirge, in der Gegend von Reichenbach, kaufte der heiratslustige Bursche am heiligen Abend einen schönen Apfel, den er bei sich behielt und mit dem er sich vor der Frühmetten vor die Kirchthür stellte, um das liebste Mädchen zur Frau zu bekommen. — Dementsprechend wurde der Apfel ein Symbol des Familienglückes und der ehelichen Fruchtbarkeit, seit ältester Zeit ein sinniges Brautgeschenk. Hier ist der goldene Apfel der Hesperiden, die goldgelbe Orange als südlicher Stellvertreter des Apfels, zu erwähnen, die fulgentia poma Lucans, die sacer fructus Vergils. Gäa, die Erde selbst, hatte den hesperidischen Apfelbaum bei Gelegenheit der Vermählung des Zeus mit Hera als hochzeitliche Liebesgabe hervorgebracht und Jupiter der bräutlichen Juno einen Apfel gereicht. Damit war die Bedeutung des Apfels für die

Hochzeit überhaupt gegeben. Schon Stesichoros singt in der Palinodie auf Helena von diesem bräutlichen Geschenke. Bei den Griechen war nach der Solonischen Gesetzgebung der Bräutigam geradezu verpflichtet, der Braut vor der Entschleierung einen Apfel zu reichen. Ähnlicher Brauch aber findet sich schon bei Assyrern, Babyloniern und Persern, bei denen der Bräutigam einen Apfel vor Betretung des Brautgemaches genoß. Fast gleiches wird nachmals von den Römern berichtet. Antike Bilder zeigen wiederholt einen Genius mit einem Korbe voll Äpfel neben oder über einem Brautpaare. Während des ganzen Mittelalters und teilweise bis ins vorige Jahrhundert war es in Deutschland und anderwärts Sitte, dem Brautpaare auf dem Kirchgange eine Schale schöner Äpfel voranzutragen. Bei serbischen Hochzeiten wird noch jetzt vor der Trauung von den Gästen der beliebteste Volkstanz (Kolo) ausgeführt, der aber im Nu unterbrochen wird, sobald die Braut drei Äpfel wirft, nach denen alle als nach Glücksfrüchten haschen. Die Braut aber geht alsbald zu einem kleinem Kinde, das eins der Gäste zu diesem Zwecke mitgebracht, um es herzlich zu küssen. Bei den Slavoniern wird der Braut nach dem Ringwechsel ein Apfel überreicht. Der Sinn solchen Brauches liegt auf der Hand. — Die Lakedämonier setzten die hesperidischen Äpfel zunächst nur als Götterspeise auf die Opfertische, von denen sie aber allmählich auf die Hochzeitstafel übergingen. Anfangs wurden schöne Äpfel nur vor das getraute Paar gestellt, bald aber bildeten sie einen hervorragenden Schmuck der Hochzeitstafel überhaupt. Erst aßen nur die jungen Eheleute Äpfel, bald auch die Gäste, und so wurde der Apfel eine charakteristische Hochzeitsspeise. Im schweizerischen Aargau und strichweise auch in anderen Kantonen eröffneten Äpfel bei reich und arm, bei hoch und niedrig das Hochzeitsmahl. Auf diese hochzeitliche Bedeutung des Apfels

weist auch das alte Goldschmiedslied, in dem der Kuckuck, ein sagenreicher und besonders auch zur Ehe in naher Beziehung stehender Vogel, der Braut zuruft:

> „Gott gebe der Braut, was ich ihr wünsch':
> Das erste Jahr einen jungen Prinz,
> Das andre Jahr einen Apfel rot
> Und eine Tochter in den Schoß,
> Und das so fort von Jahr zu Jahr" ꝛc.

Apfelblüten bildeten weitverbreitet hauptsächlich, häufig ausschließlich die Sträußchen, mit denen Braut und Bräutigam geschmückt wurden, wie im Süden mit Granatblüten. Ja die glückbringende Kraft der Apfelblüten wurde sogar auf Haustiere übertragen, indem man Kühen solche unter das Futter mengte, um sie kräftig und fruchtbar zu machen. Auch der Volksglaube war weitverbreitet, daß es im Hause bald eine Hochzeit gäbe, wenn ein nahestehender Apfelbaum im Herbste noch einmal blühe. Diese gute Bedeutung der zweiten Blüte des Apfelbaumes aber ist um so interessanter, als zweimaliges Blühen anderer Bäume nach dem Volksglauben im allgemeinen Unglück bedeutet. — Ein Rest des alten hochzeitlichen Brauches hat sich bis in unsere Tage in jenen aufgeputzten Schweinsköpfen erhalten, die wir, besonders um Weihnachten, in den Schaufenstern unserer Fleischer oder auf Gesellschaftstafeln erblicken. Der Eber oder das Wildschwein war unseren Vorfahren das dem Wodan geweihte Tier; zugleich das heilige Opfertier der Freya, der Göttin der Fruchtbarkeit, der Ehe und des Familienlebens. Seit der Christianisierung trat an Stelle des Opfermahles gewissermaßen das Hochzeitsmahl und mit zunehmender Kultur an Stelle des Wildschweins unser Hausschwein. Und wie einst bei den Festen der Freya ein geschmückter Eber auf den Altar kam, so nachmals ein

geschmückter Schweinskopf auf die Hochzeitstafel. Diese Sitte fand sich durch ganz Nordwestdeutschland bis nach Hessen und Thüringen. In Hessen wurde in vielen Orten bis hoch in das vorige Jahrhundert der Braut am Vorabende der Hochzeit von ihren Freundinnen unter Musikbegleitung ein blumengeschmückter Schweinskopf mit einem schönen Apfel im Maule ins Haus gebracht. Heute ist an Stelle der Hochzeitstafel die allgemeine Festtafel getreten, an Stelle frischer Blumen farbiger Zuckerguß, an Stelle des rotwangigen Apfels die gelbe Citrone, die sich greller abhebt und länger hält.

Im Orient trat an Stelle unseres Apfels vorwiegend der Granatapfel. Nach den Thesmophorien war er aus dem Blute des Dionys, nach anderen Mythen aus dem des Agdistis entsprungen. Eine ganze Anzahl von Vorzügen erhoben ihn zu einem ebenso schönen als vielseitigen Symbol: die dauerhaft prachtvolle rosafarbene Blüte, das herrliche Rot und der Wohlgeruch der Frucht, eine Menge wohlschmeckender und erquickender Kerne, der unvergleichlich liebliche Duft, nach dem er geradezu „der Hauchende" hieß. Seine höchste Bedeutung erlangte er im Judentume, dem der Granatapfel als Symbol des höchsten Wortes, der Erfüllung aller Gebote galt. Deshalb trug der Hohepriester eine Garnitur von Granatäpfeln in den vier Kultusfarben am Saume seines Oberkleides; deshalb diente der Granatapfel zu einem wesentlichen Tempelschmuck. — Dem Heidentum blieb er Symbol sinnlicher Liebe und physischer Zeugung, weshalb auch Granatäpfel von den keuschen Mysterien zu Eleusis ausgeschlossen blieben. — Hatte der Süden Granatapfel und Orange, die gemäßigte Zone Apfel und Quitte, — was sollte das von gleichen Anschauungen beseelte Volk des Nordens nehmen, dem die Rauheit des Klimas diese Früchte versagte? — Bescheiden wie Land und Leute war

der Ersatz. Man nahm statt des Apfels jene kleinen Früchte, deren freudig-rote Farbe am meisten an den rotwangigen Apfel erinnert: die roten Hagebutten, die roten Früchte der Eberesche und des Weißdorns. Die reichen roten Fruchtdolden der Eberesche sind inmitten der herbstlich-absterbenden Natur ein Symbol des Lebens und Segens zugleich; die roten Hagebutten des wilden Rosenstrauches erfreuen das Auge selbst im Winter; Kinder suchen sich gern die sogenannten Mehlfäßchen des Weißdorns. Noch jetzt werden im Norden all diese Früchte bei Hochzeiten und Hochzeitsbräuchen verwendet. Man hängt volle Fruchtzweige über Thüren und in Zimmer, um Unglück abzuwenden und Segen zu sichern; man legt Hagebutten, sowie die moosartigen Auswüchse der wilden Rose, gleichsam kleine Rosenäpfel, Kranken unter das Kopfkissen, um ihnen erquickenden Schlummer zu verschaffen, weshalb man sie Schlafäpfel oder Schlafputzen nennt. Wohl auch denen, die man liebt, werden sie unter das Kopfkissen gelegt, weil man glaubt, daß die geliebte Person von dem, der sie dahin gelegt, träumen müsse, wonach dem Norden die Frucht des wilden Rosenstrauches auch zu einem Liebesapfel wurde. Nach späterer Entartung: Wer jene moosartigen Auswüchse, die das Volk für ein Geflecht Frau Hollens hält, ins Bett nimmt, wird zu Hollens nächtlichen Gelagen oder in die Arme der Liebe geführt. Und wie die Frucht der wilden Rose zum Schlafapfel wurde, so ihr Dorn zum Schlafdorn, mit dem z. B. Odin die Brynhilt sticht, daß sie in einen langen Zauberschlaf versinkt. Wie jene Auswüchse am Rosenstrauche durch den Stich einer Wespe entstehen, so am Eichbaume die Galläpfel, denen noch heute das Landvolk Italiens die Kraft der Weissagung beilegt. Aus auffälliger Menge von Galläpfeln, aus der Zahl der Wurmstiche an und der Zahl der Larven in ihnen &c. wurde auch bei anderen Völkern auf Fruchtbarkeit und Dürre, Krieg und Frieden

geschlossen. — Dieser wahrsagenden Kraft begegnen wir aber auch bei dem Apfel selbst. Bei Hochzeiten wurden dem jungen Paare sieben (heilige Zahl!) schöne Äpfel vorgelegt und jeder in acht Stücke geschnitten, aus denen man eine Pyramide baute. Mit Apfelstücken wurde nach derselben geworfen und aus der Art ihres Zusammenfalles Glück oder Unglück, ehelicher Zwist oder Frieden, Kindersegen oder -mangel prophezeit. Anderweit mußten die jungen Eheleute je einen Apfel so schälen, daß die Schale nur ein Stück bildete; zerriß sie, so galt dies als ungünstiges Vorzeichen. Dann wurden die Schalen auf den Boden geworfen und aus der Art des Geringels Schlüsse auf die Zukunft gezogen. Auch dieser Brauch ging auf andere Zeiten und Personen über, wie auf den Andreas-, Christ- und Sylvesterabend, an denen junge Mädchen schmale Apfelschalen rückwärts über den Kopf warfen und das Geringel auf Verheiratung, Freier und deren Eigenschaften bezogen; eine Sitte, die noch heute durch ganz Nordwestdeutschland und anderweit beobachtet werden kann. Das Geringel der Schalen ist eine Art Schicksalsrunen, aus denen man einst die Zukunft zu erkennen glaubte. — Unter der bäuerlichen Bevölkerung Westfalens findet sich vereinzelt der Glaube, daß man einen Blick in den Himmel thun könne, wenn man sich in der Christnacht unter einen Apfelbaum stelle. Bischofsstäbe wurden mit Vorliebe aus Apfelbaumholz hergestellt. Weißen Rossen schrieben die Germanen weissagende Kraft zu, insbesondere Apfelschimmeln, die man noch durch das ganze Mittelalter als Glückstiere teuer bezahlte und die noch jetzt als besonders schön gelten. — Trugen die Trabanten der persischen Großkönige auf ihren Stäben goldene Äpfel als Sinnbild der Sonne, so wird in unserem Reichsapfel der Erdball selbst zum Apfel und so der Apfel zu einem Symbol der Weltherrschaft und Majestät!



Schwert.

So alt die Menschheit, so alt die Waffen. Unter letzteren aber hat das Schwert die höchste Bedeutung erlangt; eine Bedeutung, die weit über den Zweck der Waffe hinausgeht. Und das größte Ansehen wiederum hat das Schwert bei dem germanischen Stamme erreicht. Unsere Vorfahren sind ohne Schwert und die mit demselben verbundenen Bräuche fast unvorstellbar geworden. Seit ältester Zeit wird das Schwert voll Ehrfurcht genannt. Bei allen staatsrechtlichen, ja selbst bei vielen kirchlichen Handlungen fand es symbolische Anwendung.

Der schönste Beweis für den Wert des Schwertes ist wohl der, daß es, wie Degen, für die Person, für den Helden selbst steht. Das Wort Degen kommt her von dîhen, gedeihen, heranwachsen; und so heißt das Wort auch Kind. Es bedeutet das Gedeihen des Kindes zum Helden oder Degen; daher auch die Bezeichnung Degenkind. In unseren großen deutschen Epen begegnen wir überall kühnen, unverzagten, frischen Degen; edildegan und drutdegan, edlen und trauten; volcdegan, Volksdegen, die dem ganzen Volke, aller Welt

als Helden bekannt waren; reinen Degen, welche ritterliche Tugend und Ehre wahrten. Nach der bilderreichen Sprache des Orients ist das Weib die Scheide des Mannes, letzterer also stillschweigend das Schwert selbst. Das Mittelalter nennt in frommen Dichtungen sogar den Höchsten, Christum, „himmlischen Degen" und „Gottesdegen". Bis in unsere Zeit verstehen wir unter einem alten Haudegen eine zwar derbe, aber dabei grundbrave Natur. In zahlreichen deutschen Familiennamen hat sich die Erinnerung an die alte Bedeutung des Schwertes erhalten: Degen, Degener, Degenhart, Degenkolb 2c., Schwertner, Schwertgeburt, Schwertfeger, Ehrenschwert 2c. Die alten Sachsen hatten einen Herzog Schwerting. — Nach einer Seite aber wird zwischen Schwert und Degen denn doch ein Unterschied gemacht; vereinzelt sogar sehr sorgfältig für Schwert gladius, für Degen framea gesetzt. Dieser Unterschied bildete sich im Laufe der Zeit weiter, so daß Degen im allgemeinen für das Leichtere, Oberflächlichere, — Schwert für das Gewichtigere galt. Dem entsprechend sagt Goethe an einer Stelle: Nur euch zu hindern schlaudert der Degen, bringet ein Schwert. Die Recken des Altertums schwingen das Schwert, die modernen Offiziere tragen einen Degen; unsere Freiheits- und Vaterlandsdichter singen von Schwertern und Helden. Welch ein Unterschied zwischen Ritterschwert und Galadegen! Die Bezeichnung Schwert hat im allgemeinen die größere Würde und Weihe behauptet.

Wie für den Helden, steht das Schwert auch für den Mann überhaupt. Schwert und Spindel erscheinen unzertrennlich nebeneinander gleich Mann und Weib. Schwertmagen sind die männlichen Glieder einer Verwandtschaft, Spillmagen die weiblichen. Ein Schwertteil ist das Erbteil eines männlichen Angehörigen, ein Schwertlehen ein Mannlehen.

Das Schwert galt überall und zu allen Zeiten als Symbol der Freiheit; Mangel desselben als Zeichen der Unfreiheit und Knechtschaft.

„Komm, du blanker Weihedegen,
Freier Männer freie Wehr!“ —
„Bin freien Mannes Wehr,
Das freut dem Schwerte sehr!“

Hatte ein Volk ein anderes überwunden, so durften fortan nur die Sieger das Schwert tragen; die Unterworfenen mußten es ablegen und abliefern. Übergabe des Schwertes ist das Zeichen der Ergebung und Demütigung. Das letzte überwältigende Beispiel dieser Art, welches weltgeschichtlich geworden: Napoleons Degenübergabe bei Sedan! Ist aber der Bezwungene ein Held, den selbst der Sieger ehrt, dann giebt er ihm wohl das Zeichen der Ehre, das Schwert, zurück; Kaiser Alexander dem überwältigten Osman, dem Löwen von Plewna. So zeigt sich das Schwert zugleich als Symbol der Tapferkeit und des Heldenmutes. Daher denn auch die Verleihung von kostbaren und künstlerisch gearbeiteten Ehrendegen seitens der Fürsten an ausgezeichnete Feldherren; sie übertreffen an Wert die höchsten militärischen Orden. Dem entsprechend muß Zurückforderung eines solchen Ehrendegens, wie überhaupt Abforderung des Degens, als tiefste Verletzung der Ehre gelten. Vergaß sich doch einst einer der schwächsten Kaiser des deutschen Reiches, Leopold I., soweit, dem tapfersten und würdigsten Feldherrn seines Jahrhunderts, „Prinz Eugen dem edlen Ritter“, den Degen in einem Anfall kindischen Mißtrauens abzufordern! — Eben weil das Schwert Symbol der Tapferkeit und Ehre und edler Abkunft ist, findet es sich fast in allen älteren Geschlechts- und Fürstenwappen. Die Kurfürsten des deutschen Reiches beanspruchten die gekreuzten Kurschwerter als besondere

und auszeichnende Insignien. Im Mittelalter begegnen wir geistlichen Schwertrittern und Schwertbrüdern, später militärischen Schwertorden. Im Anschluß an den apostolischen Zuruf: „Nehmet den Helm des Heils und das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes“ (Ephes. 6, 17), ging der Brauch des Schwertes sogar auf kirchliches Gebiet über, indem Päpste kostbare Schwerter, mit Weihrauch beräuchert und mit Weihwasser besprengt, am Weihnachtsfeste an Fürsten und Völker verliehen, die sich um die Kirche besondere Verdienste erworben, wie z. B. Papst Paul II. an Kaiser Friedrich III., Paul IV. an Heinrich II. von Frankreich, Innocenz VIII. an Prinz Franz von Neapel, Urban VIII. an Prinz Wladislaw von Polen, Julius II. an die Schweizer. Als Philipp II. mit Maria von England vermählt wurde, überbrachte ihm Cardinal Poole von Rom ein Schwert (und der Königin die Rose), wobei er ihm zugleich ein Schriftchen über die Bedeutung dieser Geschenke überreichte. Jenes Schwert, welches dem zur katholischen Kirche übergetretenen August dem Starken von Sachsen vom Papste übersendet wurde, findet sich im historischen Museum zu Dresden. — Das Schwert galt der Kirche als Symbol der unerschöpflichen Macht Gottes und der Kirche, als Sinnbild der Verteidigung des rechten Glaubens mit Waffen und Wort, als Zeichen des heiligen Geistes und des Sieges Christi über den Satan und der Kirche über die Ungläubigen. Deshalb erfolgte Weihe und Schenkung dieser Schwerter am Weihnachtsfeste, als dem Geburtsfeste dessen, der den Sieg über das Böse vollendet. In schlesischen Weihnachtsspielen kommt ein Engel mit einem Schwerte vor, um jenen Sieg darzustellen. — Dem Apostel Paulus wurden wegen der Macht seiner Rede schon frühe zwei Schwerter oder ein zweischneidiges Schwert als Symbol der Himmel und Erde verbindenden Kraft des Geistes beigegeben. Auch der heilige

Irenäus führt das Schwert als Attribut. Auf byzantinischen Kirchenbildern wird Christus wiederholt so dargestellt, daß ein Schwert, das des Geistes, aus seinem Munde geht.

Bis in sehr späte Zeit war das Schwert das Zeichen edler Herkunft. Nur wirklich Ritterbürtige durften es tragen; Bürger und Bauer mußten es ablegen. Sogar auf Todesurteile fand dieser Unterschied Anwendung. War der Edle oder Freie wegen eines Verbrechens zum Tode verurteilt, so mußte er ein bloßes Schwert halten, zum Zeichen, daß er den Tod durch das Schwert verdient habe; dem Unfreien aber schlang man einen Strick um den Hals. Edle und Freie durften nur durch das Schwert oder an seiner Stelle durch das Beil enthauptet werden; oder auch: gewöhnliche Freie wurden mit dem Beile, Edle mit dem Schwerte hingerichtet. Unfreie tötete Strang und Galgen. Anderweit wurden die Frauen gehängt oder ertränkt, die Männer mit dem Schwerte hingerichtet.

Im Anschluß hieran wurde das Schwert das Symbol der hohen und schweren Gerichtsbarkeit, des Rechts über Leben und Tod, wie des Rechts und der dabei waltenden Gerechtigkeit überhaupt. War ein Freier oder Edler eines Verbrechens angeklagt, auf welches Todesstrafe gesetzt war, so hielt während der Verhandlung der Richter, vormals der Fürst selbst, ein entblößtes Schwert in der Hand. An seine Stelle trat nachmals in Gerichtssälen die Göttin der Gerechtigkeit mit bloßem Schwerte; oder ein blankes Schwert auf der Tafel, an welcher die Richter saßen; oder ein Schwert, welches über dem Angeklagten von der Decke herabhing. Die Ankläger eines Mörders standen während der Verhandlung mit gezogenen Schwertern. War das Schuldig gesprochen, so schwangen alle Zeugen unter Geschrei dreimal die Schwerter über ihm. — „Wer durchs Schwert tötet, soll durchs Schwert umkommen.“ „Die Obrigkeit führt das

Schwert nicht umsonst.“ Das Schwert wurde Ausdruck göttlicher Rache. Nach der Mythe schwingt sich das gefeierte Schwert Freyrs von selbst, wenn er gegen die Riesen kämpft. Die Riesen sind die Sünde, das Böse; das Schwert die Waffe dagegen. Nachdem es Freyr weggegeben, wird ihm selbst der Untergang gebracht (durch Surtur); wer aufhört, gegen die Sünde zu kämpfen, den überwindet das Böse. Zugleich ist dieses „sich selbst schwingende Schwert“ die göttliche Rache, die den Missethäter unabweisbar ereilt; das Damokles-schwert, ewig schwebend, ewig drohend. — Als Symbol göttlichen Zornes wurde gern ein flammendes oder loderndes Schwert gesetzt. Nach nordischer Mythe wird einst der Riese Surt den Weltuntergang mit flammendem Schwerte herbeiführen; d. i. der Weltbrand als Riese, die Flamme als Schwert gedacht. Engel erscheinen bei Ausführung göttlicher Strafgerichte mit flammenden Schwertern; so der Cherub, welcher nach kindlicher Sage die ersten Menschen aus dem Paradiese vertrieb. Bis hoch in das Mittelalter gab man wirklichen Schwertern die Form züngelnder Flammen, wonach man sie Flamberge nannte.

„Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann.“

An die flammenden Schwerter reihen sich die zuckenden; dort die Flamme, hier der Blitz als Vorbild.

„Scharf wie der Blitz unsre Säbel,
Dunkel die Blicke wie Nebel.“

Zahlreiche Volkssagen lassen den Mörder gern durch des Ermordeten Schwert selbst umkommen. Unser schönstes Volksepos, das Nibelungenlied, zeigt dies in großartigster Weise: Hagen, der den Siegfried ermordet, wird von Krim-hild mit Siegfrieds Schwert getötet; der edle Rüdiger fällt durch dasselbe Schwert, das er vormals als teuerstes Kleinod

dem Gernot geschenkt. Derartige Sagen sind tiefbegründeten Volksanschauungen entsprungen; Völkern ohne tieferes Rechtsbewußtsein fehlen sie.

Seit alters galt ferner das Schwert als Zeichen der Mündigkeit und vollen Männerwürde. Selbst der Edelknabe durfte vor der Mündigkeit kein Schwert tragen. Hatte er sich aber tüchtig und ehrbar, mit einem Worte „edel" gehalten, so wurde ihm zum Zeichen der Mündigkeit das Schwert umgürtet. Diese „swertleite", Schwertverleihung, war Jahrhunderte hindurch eine feierliche, selbst kirchliche Handlung. Vor zahlreicher Versammlung, meist am Altare, wurde dem Jünglinge durch einen Schlag mit flacher Schwertklinge die staatsrechtliche Vollgültigkeit seiner Person verliehen; der Tag des Ritterschlages war der ersehnte und höchste Ehrentag seines Lebens. In einer unserer bedeutendsten Dichtungen der klassisch-mittelhochdeutschen Periode, im Tristan des Gottfried von Straßburg, ist die Bedeutung der Schwertleite in großartiger und rührender Weise vorgeführt; da, wo Marke seinem Neffen Tristan das Schwert verleiht und etwa folgendes sagt:

„Sieh, sprach er, Neffe Tristan,
Seit dir nun's Schwert gesegnet ist,
Nun bedenke ritterlichen Preis
Und auch dich selber, wer du seist;
Deine Geburt und deine Edelkeit;
Sei demütig und sei ohne Falsch,
Sei wahrhaft und sei wohlgezogen;
Den Armen sei nur immer gut;
Sei milde und getreue
Immer aufs neue."

Dem wahrhaft ritterlichen Manne sollte das Schwert ein steter Warner vor jeder unehrenhaften Handlung sein; ein ewiger Mahner zu allem „was edel".

„Keiner taste je ans Schwert,
Der nicht edel ist und bieder.“

Ritter und Schwert waren fortan unzertrennlich. Wie heute unter Geschützsalven, wurde vormals der Held unter Schwertergeklirr begraben.

„Wenn unter Schwerterblitzen
Ein Held von dannen zog, — —
Klirrt auch als letzten Segen
Mit euren Schwertern drein;
Das wird den wackern Degen
In seinem Grab noch freu'n.“

Bei derartiger Auffassung des Schwertes war es natürlich, daß sich eine ganze Reihe juristischer, feierlicher, besonders bedeutungsvoller Handlungen an das Schwert knüpften. Die heiligsten Eide wurden bei dem Schwerte geschworen. Hat man doch Schwert und schwören auf gleiche Wurzel zurückführen wollen; insbesondere das englische sword (Schwert) von swear (schwören) abgeleitet. Auf den Knauf des Schwertgriffes legten einst alle germanischen Volkschaften feierliche Eide ab, gleichwie hellenische Fürsten bei ihrem Zepter und hellenische Krieger bei ihren Lanzen schwuren. Noch im Wigalois heißt es: „uf dinen Knopfe swert ich des swer“. Die Freischöffen der Feme legten die Finger auf ein blankes Schwert. In Erinnerung an den alten Brauch wird noch im Hinkelschen Bundesliede von 1815 gesagt: „So schwört es laut bei unserm deutschen Schwerte“.

„Der Knabe Robert, fest und wert,
Hält in der Hand ein blankes Schwert;
Er legt das Schwert auf den Altar
Und schwört beim Himmel treu und wahr:
Ich schwöre dir, o Vaterland,
Mit blankem Schwert in fester Hand.“

Diesen Schwerteid berichtet Juvenal auch von den Skythen und Römern. Während diese aber nur bei bestimmten heiligen Schwertern schwuren, legten alle Germanen ihre Eide auf das eigene Schwert nieder. Diese letztere Art des Schwerteides spricht nicht nur für die staunenerregende Achtung, welche unsere Vorfahren dem Schwerte zollten, sondern sie deutet zugleich an, daß der Fluch eines etwaigen Meineides am Schwerte haften und den Träger selbst treffen möge. — Nach alten deutschen Traditionen wurde das Schwert dabei bis zum Griff in die Erde gesteckt, in welcher Weise auch der hürnen Siegfried schwört. Dies in die Erde gesteckte Schwert, auf welches man schwur, hatte aber noch eine besondere und tiefere Bedeutung. Die Erde galt als Mutter des Friedens; in ihrem Schoße sollte der Schwörende einst keine Ruhe finden, falls er einen Meineid schwöre. Im Anschluß an diese Auffassung ist das mit der Spitze nach unten, gleichsam in die Erde gerichtete Schwert ein Zeichen des Friedens geblieben, wie das mit der Spitze nach oben gerichtete das des Unfriedens und der Herausforderung. — Selbst das Christentum, welches den Schwur auf Bibel oder Evangelienbuch forderte, konnte den ursprünglich heidnischen Brauch des Schwerteides nur ganz allmählich und mit größter Mühe ausrotten. Während nach und nach verschiedene längst christlich gewordene deutsche Volkschaften die wichtigsten Eide auf die Bibel, die geringeren aber fortgesetzt auf das Schwert schwuren, handelten die Alemannen noch lange in umgekehrter Weise, indem sie die geringeren Eide auf die Bibel, die wichtigeren fortgesetzt auf das Schwert leisteten. Da die Kirche das Schwert nicht verdrängen konnte, so suchte sie eine Vermittelung herzustellen; sie legte bei Eidesleistungen ein Schwert auf die Bibel und ließ den Schwörenden so schwören, daß die Hand Schwert und Bibel zugleich berührte. So gelang es ihr,

allmählich die Bibel ganz an Stelle des Schwertes zu bringen. Da das Rittertum den Eid auf den Schwertknauf nicht aufgab, so wirkte die Kirche dahin, daß die Schwerter immer größere Querleisten erhielten und so zunehmend die Gestalt eines Kreuzes annahmen. Zunächst bei den geistlichen Ritterorden brachte sie es dahin, daß an die Stelle des Knaufes der Christuskopf und an die Stelle des Griffes die Christusgestalt trat, so daß sich das Schwert gleichsam in ein Kruzifix verwandelte. So gelang es ihr, das Kruzifix ganz an Stelle des Schwertes zu bringen. Solche Kreuz- und Kruzifixschwerter zeigt noch jede größere und vollständigere Waffensammlung. — Hier dürfte auch der sogenannten „Schwertpfennige“ zu gedenken sein, auf denen sich die gekreuzten Kurschwerter befinden. Sie galten allgemein als Glücksmünzen, an die sich mancherlei Bräuche knüpften. In Sachsen ließ man am Sylvester- oder Andreasabend häufig drei oder zwei silberne „Schwertpfengel“ auf Wasser schwimmen, um aus der Art ihres Schwimmens oder Sinkens auf allerlei Glück oder Unglück zu schließen. An Stelle der gekreuzten Schwerter trat nachmals vielfach ein Kreuz und so an Stelle des Schwertpfennigs der Kreuzer.

Bei dem Schwerte schwuren sich Fürsten und Edle und Abgesandte im Namen ganzer Volkschaften gegenseitige Treue. Insbesondere ist hierbei eines Eides unserer Vorfahren zu gedenken, dessen Unverbrüchlichkeit einstimmig bezeugt wird, nämlich des Eides ehelicher Treue, der durchaus auf das Schwert niedergelegt wurde. Dieses Schwert ist das viel und stets feierlich erwähnte „Aeswird“ (Aechtswird), Eheschwert. Dem Manne war es zugleich das Zeichen der Herrschaft über das Weib, dem Weibe zugleich das Symbol der Todesstrafe für eheliche Untreue. So erklärt sich von selbst das vielerwähnte Aufhängen eines Schwertes in ehelichen Schlafgemächern. — Bei den

Friesen wurde der Braut ein Schwert bei der Verlobung übergeben. Bei den Dithmarschen wurde in der ersten Nacht ein Schwert zu den jungen Eheleuten aufs Lager gelegt, was später dahin geändert wurde, daß der junge Mann beim Einzuge der jungen Frau ein Schwert in den Tisch stieß. Bei den Westfalen stand ein Verwandter des Mannes beim Einzuge der jungen Frau mit bloßem Schwerte an der Hausthür. Dieses Eheschwert schützte aber auch jede Jungfrau und Frau vor unerlaubter Berührung. In schönen deutschen Sagen findet dieser Brauch seinen Wiederhall. Als Sigurt einmal mit seiner Verlobten Brunhilt vor der Trauung auf einem Lager übernachten muß, legt er das Schwert zwischen beide. Ganz dasselbe wird uns berichtet von Tristan und Isolt, von Wolfdietrich und der Heidentochter, von Orendel und Frau Breida. Im Wunderhorn, dieser schönen deutschen Sagensammlung, wird es noch vom Ännlein und dem Herzoge erzählt.

„Der herr zog aus sein guldiges schwert,
er leit es zwischen beide hert:
das schwert soll weder hauen noch schneiden,
das Ännelein soll ein mägeli bleiben.“

Ja mehr. Als der nachmalige deutsche Kaiser Maximilian 1477 seinen Bevollmächtigten, den Pfalzgrafen Ludwig von Veldenz, zur Brautwerbung an Maria von Burgund, seine nachmalige Gemahlin, schickte, legte sich dieser, als Maria das Jawort gegeben, in voller Rüstung mit dem Schwerte zu ihr, zum Zeichen, daß sie nun unverbrüchlich seinem Herrn gehöre. Es ist mit diesem Kaiser Max und seiner Zeit mehr als ein Stück altdeutschen Lebens und Brauches zu Grunde gegangen. Desselben Schwertbrauches gedenkt auch eine englische Komödie, Jovial Crew, die das erste Mal 1641 aufgeführt wurde. — Hatte zwischen dem freien

Manne und jedweder Jungfrau oder Frau unter sonst selbst bedenklichen Umständen das Schwert gelegen, so stand sie makellos da. Man möchte dies die keusche Seite des Schwertes nennen. Aber dies Eheschwert kannten auch nur die Deutschen! An der Liebfrauenkirche zu Halberstadt hängt ein Schwert, mit dem einst ein Verlobter seine untreugewordene Braut an der Kirchthür erstochen haben soll. Nach dem Volksglauben wächst nie Gras unter diesem Schwerte, weil immer noch Blut tröpfelt; es hängt auch nie völlig still. So ist es allen Brautpaaren eine ernste Mahnung, der Kirche ein altes Wahrzeichen geworden.

Und leuchtend neben der Ehetreue steht bei den Deutschen die Lehnstreue, die geradezu sprichwörtlich geworden ist. Bei Abschluß eines Lehnsverhältnisses verlieh der Lehnsherr dem Lehnsmann ein Schwert, das fortan dem Lehnsherrn in unverbrüchlicher Treue geweiht war. Beim Tode schickte es der Lehnsmann dem Herrn als teuerstes Erbstück zurück. Mußte aus irgend welchem Grunde das Lehnsverhältnis gelöst werden, so wurde dies Schwert zurückgeliefert, zum Zeichen, daß der Lehnsmann des Treueides entbunden sei. Deshalb durfte aber auch derjenige, der seinen Lehnsherrn im Kampfe verlassen, kein Schwert mehr führen, sondern er mußte statt desselben öffentlich ein abgebrochenes Messer tragen.

Aus dieser Auffassung des Schwertes als Symbol unverbrüchlicher Treue erklärt sich dann weiter der Schwertbrauch bei der Patenschaft. Die Paten- oder Gevatterschaft hatte vormals eine ganz andere, eine viel höhere Bedeutung als jetzt. Der Gevatter übernahm bei der Taufe die Stelle des Vaters, falls dieser starb. Zum Zeichen, daß er Vaterstelle wie beim eigenen Kinde vertreten wolle, hielt der Taufzeuge während der Taufhandlung sein Schwert über das Kind. Vielleicht hing mit diesem Brauche der alte

Volksglaube zusammen, daß man Kindern gleich nach der Taufe ein Schwert in die Hand geben solle, um sie furchtlos und beherzt zu machen. — Im Anschluß hieran erfolgte auch Adoption, Annahme an Kindesstatt, durch das Schwert. So wird Theoderich, der nachmalige gefeiertste deutsche Volksheld, vom Könige der Heruler durch Schwertschlag an Kindesstatt angenommen; so Tristan von seinem Oheim Marke. Bei den Goten war diese Art der Adoption nicht nur allgemein üblich, sondern geradezu gesetzlich. — Dem entspricht dann weiter die Verleihung des Erbes durch das Schwert. Starb ein freier Mann kinderlos, so fiel all sein Gut dem zu, dem er sein Schwert verlieh. Das Schwert war gleichsam die Schenkungsurkunde. Hieraus erklärt sich die Aufbewahrung vieler Schwerter in Klöstern und Kirchen, denen eben infolge der Verleihung dieser Schwerter Güter erblich zugefallen waren.

Stand nun das Schwert schon im allgemeinen in so hohem Ansehen, wie viel mehr mußte dies dann im besonderen hinsichtlich der Schwerter berühmter Helden der Fall sein; solcher Schwerter, die mehreren berühmten Helden gehört hatten. Man dachte sich Kraft und Tugend derselben in diese Schwerter übergegangen. Wird uns doch auch ein Andenken um so werter, je mehr und je edlere Personen und Vorfahren es getragen; wird es doch eben dadurch zu einer Art Schutzmittel. Derartige Schwerter hatten ihre Biographie. So berichtet Lambert, daß sich ein gefeiertes Heldenschwert im Besitze der Mutter des Königs Salomo von Ungarn befunden habe, das nacheinander als heiligstes Erbstück übergegangen sei an Herzog Otto von Bayern, Markgraf Dedo von der Ostmark, Kaiser Heinrich IV., Graf Ludolf von Merseburg. Wie lange sich aber die Erinnerung an dies eine Heldenschwert erhielt, möge man daraus erkennen, daß nach deutschem Volksglauben Herzog

Alba dasselbe nach der verhängnisvollen Mühlberger Schlacht 1547 habe wieder aufsuchen und ausgraben lassen, um es als sicheres Schutzmittel fortan zu tragen. Wenn sich aber solcher Glaube bis hoch in das 16. Jahrhundert erhielt, so beweist dies, wie tief der Schwertglaube im Volksbewußtsein wurzelte. Auch bei den Japanesen haben derartige Schwerter hohe Bedeutung erlangt. Die Waffenschmiederei war die einzige Kunst, welche selbst die Edlen des Volkes betrieben. Einzelne der ältesten und berühmtesten Schwertfeger sind gleich einer Reihe von Schwertern in die Mythe übergegangen. Schon seit dem 7. Jahrhunderte n. Chr. weist jedes Jahrhundert ein oder einige berühmte Schwerter mit sorgfältig verzeichneter Geschichte auf; vgl. einen interessanten Aufsatz im Ausland 1876 S. 376 rc. Wenn sich die Kraft vieler Helden in derartigen Schwertern konzentrierte, so mußten sie zu Wunder- und Zauberschwertern werden, die berühmte und bekannte Namen führten. Hier sei erinnert an Siegfrieds Schwert Balmung, an Arthus' Excatibar, an Wielands Miming, an Rolands Duridane rc. Solche Schwerter sicherten in jedem Kampfe den Sieg und schützten zugleich vor jeder gefährlichen Verwundung. Gernot sagt im Nibelungenliede von dem herrlichen Schwerte, das ihm Rüdiger geschenkt:

„Dies hat mir nie versagt in aller dieser Not,
Es fiel von seiner Schärfe so mancher Ritter tot."

Selbst die tapfersten Helden hielten sich einem solchen Wunderschwerte gegenüber für verloren, falls nicht sichere Zaubermittel sie schützten, wie etwa ein heiliger roter Faden den Helden Vidrich. — In der allgemeinen Hochachtung vor dem Schwerte und in dem Glauben, daß dem Schwerte gleichsam eine höhere göttliche Kraft innewohne, wurzelt dann weiter der Brauch des Schwertes bei Zweikämpfen,

die als Gottesurteile dienten. Konnten bei einem schweren Verdachte oder einer gravierenden Beschuldigung Menschen nicht beweisen und entscheiden, so sollte es eben durch das Schwert die Gottheit selbst thun. Wer in solch heiligem Zweikampfe durchs Schwert fiel, galt als schuldig.

Entsprechend den Anschauungen früherer Zeit lag es ferner nahe, einem Schwerte übernatürliche Kraft zu verleihen; in heidnischer Zeit durch Opfer und Anrufung der Götter, in christlicher durch Zuhilfenahme Gottes und Christi, oder hier wie dort durch Zauberei. Hierher gehören die mysteriösen Zeichen und Sprüche, die wir noch auf alten Schwertern finden. Berichtet doch Staricius noch im 16. Jahrhundert, daß Kaiser Maximilian I. ein solches besessen habe. Während der Schreckenszeit des 30-jährigen Krieges spielte der Schwertzauber noch einmal seine eigentümliche Rolle. Einzig auf solcher Vorstellung beruhen die vielgestaltigen sogenannten Schwertsegen, die sich durch die ganze deutsche Vergangenheit ziehen und allenthalben festen Glauben fanden. So heißt es noch in Hans Vintlers Blume der Tugend von 1411:

> ettliche kunnent den schwertsegen
> daß sy nicht auf dieser erden
> von kainem darf werden erstochen.

Der Inhalt der verschiedenen Segensformeln läuft stets darauf hinaus, daß das gesegnete Schwert alle Feinde treffe, der Besitzer aber von niemand verletzt werde. Der Schluß eines christlichen Schwertsegens lautet:

> das helfe mir der heilige got
> der an dem creutze leit den bittern tod. Amen.

Da die Kirche den Glauben nicht ausrotten konnte, so wollte sie schließlich die Wirkung der Schwertsegen nur für von

Christen geschmiedete und im Kampfe gegen die Heiden zu-verwendende Schwerter gelten lassen.

War man dahin gelangt, einzelnen Schwertern göttliche Kraft zuzuschreiben, so bedurfte es nur eines Schrittes, den-selben auch göttliche Verehrung angedeihen zu lassen und bestimmten Göttern Schwerter zuzuweisen, deren Kraft dann auf menschliche überging; mit einem Worte: solche An-schauungen mußten notwendigerweise zu einem Schwert-kultus führen, wie er auch weitverbreitet nachweisbar ist. Die römischen Berichte nennen ein solch göttliches Schwert Martis Gladius, Schwert des Kriegsgottes; in Haupts Altdeutschen Blättern heißen sie kurzweg Kriegsschwerter. Von Skythen berichtet schon Herodot, daß sie ein altes Schwert, Ares, göttlich verehrt hätten. Jornandes meldet, daß dieses h. Schwert Attila geraubt, bei dem sich's aber in ein unheilbringendes verwandelt habe. Es entspricht diese letztere Mitteilung der hundertfach bestätigten An-schauung des gesamten Altertums, daß ein Götterbild, einem Volke unverdient geraubt, dem anderen Verderben bringe. Bei den deutschen Volkschaften können wir den Schwertkult in frühester Zeit als allgemein annehmen. Ammian erwähnt ihn ausdrücklich bei Alanen und Quaden. Im höchsten Flor scheint er bei den Langobarden gestanden zu haben, die ihn aus Nordwest-Deutschland mit nach Oberitalien brachten. Ihre wiederholt erwähnten „leuchtenden" Schwerter sind offenbar heilige Schwerter. Sie entsprechen zugleich dem altdeutschen Glauben, nach welchem unter bestimmten Formeln auf Schwertern die Schatten der etwa damit Ermordeten sichtbar würden. — Heilige Schwerter aber waren nichts anderes als Gottheiten selbst, die angebetet wurden und denen man opferte. Damit hatte das Schwert die höchste Stufe seiner Bedeutung und Verehrung erreicht. Ver-schiedene Dichtungen unsres Mittelalters erzählen von einem

kunstfertigen Waffenschmiede Mime, der mit seinem Gesellen Hertrich zwölf ausgezeichnete Schwerter lieferte, denen Wieland als dreizehntes sein sagenumwobenes Schwert Mimering (Miming) hinzufügte. Schmied und Schwert, Mime und Miming sind dasselbe und fallen wiederum zusammen mit dem altnordischen Gott Mimr. Auch der Umstand, daß die germanische Sage diese Mimen oder Waffenschmiede durchweg in die Mitte großer Wälder und an Quellen, also an einst heilige Kultusstätten verweist, bezeichnet den göttlichen Ursprung. Ein Schwert war Symbol Wodans als Schlachtengott (Zio). Diesem Gott weihte jeder waffenfähige Germane sein Schwert. Die Weihe selbst war ein feierlicher, religiöser Akt, bei welchem zugleich Siegesrunen in die Schwerter geritzt wurden. An Wodans Stelle trat in christlicher Zeit der heilige Michael, auf den notwendigerweise auch das Schwert überging. Infolgedessen giebt es verschiedene Michaelsschwerter. In Köln stand einst ein Marstempel, nachher eine Michaelskapelle; das daselbst verehrte Schwert, welches spätere Zeit als Cäsars Schwert, divi Julii gladius, bezeichnete, weist wohl zweifellos auf alten germanischen Schwertkult.

Mehr aber als die vorstehenden Nachrichten bestätigen einen solchen Kult die sogenannten Schwerttänze und Schwerterspiele (Kampfspiele). Durch ganz Flandern und Brabant bestanden Fechtergesellschaften, deren Patron der heilige Michael war. Der Tanz ist durchaus religiösen Ursprungs. Tacitus berichtet von den Germanen, daß sie nur eine Art Schauspiel gehabt, Tänze, aber nur an Festen, wobei sie mit Schwertern in der Hand zwischen Schwertern und über Schwerter gesprungen seien. Diese Schwerttänze, einst Bestandteile religiöser Feste, haben sich trotz des Widerspruches der Kirche bis in unverhältnismäßig späte Zeit erhalten. Jahrhunderte hindurch schweigt die Kunde, bis

seit dem 15. Jahrhundert ihrer wieder Erwähnung geschieht. Insbesondere wurden dann diese Tänze von Innungen und Zünften, von Wanderburschen oder dem Volke selbst ausgeführt. Nach ausdrücklichen Berichten wurden solche Schwerttänze aufgeführt: in Nürnberg 1350—1600 von den Metzgern und Messerschmieden; in Ulm (1551) von Handwerksburschen ꝛc.; während des 15. und 16. Jahrhunderts zu Braunschweig, Braunau, Schweidnitz, München, Köln ꝛc. — Höchst schätzenswert ist eine Notiz des Chronisten Anton Viethen über den Schwerttanz der Dithmarschen (jener Volkschaft, bei der sich altdeutsches Wesen in jeder Beziehung mit seltener Reinheit am längsten erhalten), indem er noch 1747 ausdrücklich bemerkt, daß die Dithmarschen die Sitte des Schwerttanzes, wie sie Tacitus beschrieben, stets beibehalten hätten. Anderweit (zu Gießen 1651) sagt einmal der Führer des Tanzes:

„Mancher sagt, solchen Tanz habe ich nie gesehen;
Ich aber sage, wie Plinius (Tacitus) schreibt, daß es vor 100 Jahren schon ist geschehen.“

Auch im Norden fanden derartige Tänze statt. Nach Walter Scotts Berichten wurden dergleichen noch im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts auf den entlegenen Shetlandsinseln um Weihnachten, der altheidnisch heiligen Julzeit, abgehalten. Insbesondere scheinen sie bei fürstlichen Huldigungen üblich gewesen zu sein. So fanden solche Schwerttänze noch statt: 1556 in Schmalkalden zu Ehren des Fürsten von Henneberg, 1620 in Breslau bei Einsetzung Friedrichs V. v. d. Pfalz als König von Böhmen, 1651 in Gießen vor dem Landgrafen Ludwig VI. von Hessen. In Siebenbürgen, wohin durch Ansiedler ein Stück deutschen Lebens gelangte, fanden solche Schwerttänze bei Einsetzung der Sachsengrafen statt. Obwohl sie mit Aufhebung der

alten Sachsenrechte und Vernichtung der Zunftprotokolle schwanden, wurde doch noch 1852, sage 1852, bei einem Volksfeste, das die Hermannstädter Bürgerschaft zu Ehren der Anwesenheit des damals jungen Kaisers Franz Joseph I. veranstaltete, ein solcher Schwerttanz aufgeführt! Wie hier die neuen Sachsengrafen, so wurden anderweit die Führer des Schwerttanzes auf die kunstgerecht quergekreuzten Schwerter erhoben und umhergetragen. So wird von diesem einst heiligen und religiösen Schwerttanze aus allen Gegenden Deutschlands berichtet; Tacitus erwähnt ihn schon und seine letzten Anklänge haben sich bis in unser 19. Jahrhundert erhalten!

All dem gegenüber muß es natürlich erscheinen, daß sich insbesondere bei den Deutschen die uralte Vorliebe für das Schwert mit seiner symbolischen Bedeutung vielseitig bis zur Gegenwart erhalten hat und in mancherlei Anwendungen und Vergleichen sich wiederfindet. Die Lästerzunge wird seit alters mit dem Schwerte verglichen, aber auch der segensreiche Strahl der Sonne und die keimende Spitze der Saat! Zählt der Deutsche sein Liebstes auf, so fehlt auch das Schwert nicht. Sagt doch selbst Luther, der neben dem Theologen den ehrlichen und kräftigen Deutschen bewahrte:

„Wer nicht Lust hat an einem blanken Schwert,
Wer nicht Lust hat an einem stolzen Pferd,
Wer nicht Lust hat an einem schmucken Weib,
Der hat kein Herz in seinem Leib!“ — —
„Ein freier fester Felsensinn,
Ein echtes deutsches Blut,
Ein ehrenfestes deutsches Schwert,
Ist deutscher Burschen Gut.“

Vaterlandsdichter und Helden bezeichnen das Schwert als ihre Braut, als „Eisenbraut“ mit dem „liebeheißen bräutlichen Mund von Eisen“.

„Nun laßt das Liebchen singen,
Daß helle Funken springen.“

Insbesondere hat auch unser Heldenjüngling Körner das Schwert mit Vorliebe verherrlicht.

„Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken? —
Schaust mich so freundlich an,
Hab' meine Freude dran. —
Ja, gutes Schwert, frei bin ich
Und liebe dich herzinnig,
Als wärst du mir getraut
Als meine liebe Braut!“

In dem Körnerschen Schwertliede liegt ein Stück deutscher Liebe zu und uralter Hochachtung vor dem Schwerte.





„7 und 9, die beiden heiligsten Zahlen der Völker.“

7.

Die allgemeine Heiligkeit der 7 tritt nicht nur bei allen Kulturvölkern des Altertums und Orients hervor, sondern auch in späterer Zeit und im Abendlande. Pythagoräer und Platoniker, Mystiker und Theosophen zollen der 7-Zahl die höchste Bewunderung, Philo geradezu göttliche Verehrung. In den verschiedensten Kulten ist sie vertreten, in den heiligen Schriften findet sie hundertfache Erwähnung. Die Heiden bezogen sie vorwiegend auf Naturverhältnisse, die Juden gaben ihr eine mehr göttliche Bedeutung. Der astronomische Ursprung des Ansehens der 7 ist unverkennbar. Seit frühester Zeit hat sich der Mensch von himmlischen Kräften abhängig gefühlt und überall die Erde dem Himmel untergeordnet. Die gewaltigsten Mächte mußten ihm die scheinbar größten Gestirne werden, die Planeten, deren das ganze Altertum 7 annahm, die das hochgefeierte 7-gestirn bildeten. Dazu traten die Veränderungen des Mondes, der in Intervallen von 7 Tagen seine Gestalt so auffällig wechselt wie kein anderes

Gestirn und dessen Einfluß auf die Erde frühe beobachtet wurde. Im Anschluß an die 7-zahl der Planeten und an den 7-tägigen Cyklus des Mondlaufes mußte die 7 steigende Anwendung auf räumliche und zeitliche Verhältnisse gewinnen.

Die 7 Tage der Woche waren astrologischen Prinzipien gemäß nach den 7 Planeten benannt. Die 7 Planeten selbst finden sich auf zahllosen Denkmälern des Altertums zu Häupten der Götter, Könige, Priester. „Wir schufen ob euren Häupten 7 Himmelswege", heißt es in einer Stelle des Koran. „Die 7 Sterne, welche wandernd fahren in den Kunden der Könige," wurde der Titel des großen Geschichtswerkes der Krimtataren. Die 7 Pfeile, mit welchen die Araber ihren Stammvater Abraham darstellen, sind 7 Strahlen der 7 Planeten. Die 7 Gattungen von Feuer (Opfer-, Sternen-, Sonnen-, Blitz-, vegetabilisches, animalisches, Metall-Feuer), welche die Parsen annahmen, und denen dann wieder 7 Arten Wasser entsprechen, sind ausdrücklich den 7 Planeten nachgebildet. Der Stein mit den 7 Augen (Zach. 3, 9) ist durchaus kosmisch zu nehmen. Sparta hatte seine 7 Planetensäulen. Als der rohe Naturkult sich vergeistigte, wurden die Planeten personifiziert. So erschienen bei den Indern und Phöniziern die 7 Söhne Saduks, die 7 heiligen Rischis; je 7 Söhne des Helios, Uranos, Jason, Amphion; bei den Ägyptern die ursprünglich 7 Gottheiten erster Ordnung, bei den Chaldäern die 7 Fürsten der oberen Welt, bei den Phöniziern 7 Kabiren, bei den Juden 7 göttliche Throngeister, bei den Parsen 7 Erzengel, denen 7 Erzteufel entgegengesetzt wurden wie den 7 Himmeln 7 Höllen. Auch den Germanen war in dieser Beziehung die 7 heilig. Bei Mainz fand man einen Altar mit 7 Götterbildern. Römer, Deutsche, Gallier stellten das 7-gestirn als eine Henne mit 7 Küchlein dar, was an die 7 Tauben der Griechen, die 7 Fische der Inder, die 7 Zicklein der Spanier erinnert. Die Inder zählten

7 Rosse Suryas, die Parsen 7 Rosse Mithras. Die 7 Locken Simsons und die 7 Stricke, mit denen er gebunden wurde, sind ebenfalls astronomisch zu deuten. — Um die innige Zusammengehörigkeit der 7 Götter zu veranschaulichen, wurden dieselben zu 7-köpfigen Gottheiten. Selbst den Slaven fehlen sie nicht; Rugiäwit mit 7 Köpfen und 7 Schwertern war eine derselben. — Das ganze Himmelsgebiet mit seinen Sternen wurde in 7 große Distrikte geteilt; „die 7 Häuser des Himmels“, „die 7 Herden des Helios“. Die indischen Puranas wissen sogar von 8 . 7 Weltregionen, die Brahmanen führten Listen über 8 . 7 Weltabteilungen, die Chinesen faßten alle Sterne in 8 . 7 Sternbilder zusammen. Die Kabbala schließt sich jenen Anschauungen an und setzt 7 niedere Sephirot; „die 7 niederen Ordnungen der Engel stehen wieder mit den 7 niederen Sphären und den 7 in ihnen sich bewegenden Planeten in innigster Verbindung.“ Nach der kabbalistischen Clavicula Salomonis verwalten die höchsten Ämter im Himmel 7 Gubernatoren, deren Namen nach der himmlischen Sprache 49, 42, 35, 28, 21, 14, 7 bedeuten; deren jeder so viele himmlische Provinzen regiert, als die Zahl seines Namens angiebt, und deren jeder unter Gottes Oberhoheit 7 . 70 Jahre herrscht. Den 7 Planeten setzte man eine Umlaufszeit oder einen Synod von 800 . 7 Jahren. Der letzte Synodus planetarum begann nach astrologischer Berechnung 1603 (229 . 7); 7 solcher Synode waren ihm vorausgegangen. „Die christliche Idee von den 7 Altern der Welt und die heidnische von den 7 Perioden der Weltschöpfung grenzen nahe aneinander.“ Auch an die 3 . 7 ägyptischen Dynastieen, welche Diodor angiebt, und an die 3 . 7 Patriarchen, welche man von Adam bis Edom zählt, dürfte hier zu erinnern sein. — Den 7 Planetensphären entsprachen die 7 Himmel verschiedener Religionssysteme, die als Räume und Zustände zugleich gedacht wurden. 7 Ver-

vollkommnungszustände setzte ursprünglich die ägyptische Seelenwanderungslehre. 7 Stufen der Vergeistigung nimmt noch jetzt ein großer Teil der Buddhisten an, denen die 7 Etagen und Dächer ihrer Pagoden entsprechen. Der Talmud giebt jedem der zwei Paradiese (dem irdischen und himmlischen) 7 Paläste, d. i. 7 Grade von Glückseligkeit. Der apollinische Weissager Tiresias überblickte 7 Menschenalter mit 7 Verwandlungen. 7 Grade der Veredelung zählte der durch den ganzen Orient bis tief in das Abendland verbreitete Mithrakult, dessen Heiligthümer aus 7 dunklen Räumen, den berühmten 7 Mithrapforten, mit den 7 Altären der 7 Mysterien bestanden. Ihnen entsprechen die 7 Reinigungshöhlen der alten Inder. Im Gegensatz hierzu zählte schon das talmudische Buch Jore chattajim 7 Arten von Höllenstrafen; später das finstere Mittelalter 7 Grade des Hexentums. In 7 Rangordnungen zerfielen die Priester verschiedener orientalischer Völker. 7 und 2 . 7 Grade haben noch heute mehrere Systeme der Freimaurer. Die 7-zahl der Altäre tritt besonders bei den Semiten hervor. Zu den Altären, an welchen sich der Mensch der Gottheit näherte, führten durchweg 7 Stufen. Die Bildsäulen des phönizischen Moloch enthielten 7 Kammern für 7 verschiedene Opfer. Den heiligen Flammen auf den Altären, als Abglanz planetarischen Lichtes, sind die 7-armigen Leuchter, welche in Tempeln verwendet wurden, nachgebildet. Leuchter und Licht, geistig aufgefaßt, wurden zu 7 Säulen der Weisheit (Sprüche 9, 1), nach denen der Talmud 7 . 7 höhere Weisheiten zählt. Ein großer Teil der Buddhisten nimmt 7 Buddhas oder Weise an, die in gewissen Zeiträumen erscheinen, die Gläubigen durch vollkommenere Lehre weiter zu bilden. Griechenland zählte 7 Weltweise (gewöhnlich: Thales, Pittakos, Bias, Kleobulos, Solon, Cheilon, Periander), denen man 7 wichtige Lebensregeln in den Mund legte. 7 Städte stritten sich um die Ehre, Geburtsort des

weisen Homer zu sein. Die altindische (ins Arabische, Griechische, Lateinische, Französische, Deutsche übergegangene) Sage von den 7 weisen Meistern hat eine ganze Litteratur hervorgerufen. Den 70 Schutzengeln, die man für die 70 Völker (mit 70 verschiedenen Sprachen) auf allen Völkertafeln setzte, entsprachen die 70 Ältesten, welche Israels höchsten Rat bildeten, und die 70 Palmen als Sinnbilder der Gerechtigkeit. 70 Jünger Jesu folgten den zwölf Aposteln. Esra schrieb 10 . 7 Bücher, „die Quelle des Verstandes und der Born der Weisheit". Das Mittelalter zählte 7 freie Wissenschaften (Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie). Zu wichtigen Beratungen beruft der Scheik-ul-Islam, das geistliche Oberhaupt der rechtgläubigen Mohammedaner, gewöhnlich 7 weise Ulemas; so noch 1877, als der Krieg gegen Rußland zum Religionskrieg erklärt ward. Und bei dem folgenden Friedenskongreß zu Berlin spielte die 7 zufällig eine hervorragende Rolle: 7 Mächte unterzeichneten den Frieden, in welchen 7 Hauptfragen (die bulgarische, montenegrinische, serbische, rumänische, bosnische, griechische, armenische) zur Verhandlung kamen, deren erste am 7-schläfertage, deren letzte am 7-brüdertage im Prinzip entschieden wurde. In einer ganzen Anzahl wichtiger Friedensschlüsse, Bündnisse, Verordnungen ꝛc. tritt gerade die 7. Klausel als besonders inhaltschwer hervor. Welche Bewegung erzeugte in Frankreich allein § 7 des Ferryschen Unterrichtsgesetzes! Unter dem Volke ist die Redensart von der 7-gescheitheit jetzt noch sehr geläufig; ebenso die vom „7 mal gähnen" bei recht langweiliger Unterhaltung.

Bei mythischen Darstellungen und bei Staatseinrichtungen setzte man gern den Kosmos als Vorbild. Nach den heiligen Schriften der Inder war der mythische Berg Meru von 7 Halbinseln und 7 Meeren umgeben. Die indische Mythe

zählte 7 Himmelsströme. Dem entsprachen: die von 7 Meeren umflossenen 7 Berge Tibets, die 7 Erdgürtel um den persischen Berg Albordsch (während den Rabbinen Jerusalem als Zentrum der 7 Erdgürtel galt), die 7 Klimate der Araber; die 7 Berge, welche Henoch im himmlischen Paradiese erblickte, und die aus jenen 7 verschiedenen Metallen bestanden, welche nachmals in der Kabbala eine so große Rolle spielten. Kaiser Schi-Hoangti soll China in 7 Provinzen geteilt haben. Das alte Persien zerfiel in 7 Statthalterschaften, die durch 7 Gouverneure verwaltet wurden. Als Kambyses gefallen war, wurde von 7 Fürstenfamilien die des Hystaspes gewählt. Dies erinnert an die 7 Bundesstaaten von Calauria, an die 7 Jolaidenfamilien von Thespiä, an die 7 Archonten Platääs, an die 7 angelsächsischen Königreiche, an die Republik der 7 jonischen Inseln. Die 7 Heerschilde des Lehnrechtes weisen ebenso auf die 7 Himmel, als die 7 Kurfürsten des römischen Reiches und die ursprünglich 7 Kardinäle der römischen Kirche auf die 7 Erzengel. „Die 7 Generale der 7 Waffen“ waren einst bei den Osmanen die höchsten Würdenträger. Die Stammsagen der Magyaren erzählen von 7 Herzogen, unter denen das Volk einst auszog und 7 Burgen (Siebenbürgen) gründete. Die böhmische Sage berichtet ebenfalls von 7 Herzogen. Die Historie vom Könige, der 7 Burgen baute, gehörte zu den beliebtesten Volkssagen, aber das Lied „von den 7 Nonnen“ zu den obscönen Volksgesängen. Die beiden uralten heiligen Ströme des Orients, Ganges und Nil, zählten je 7 Mündungen. Die Gegend von Kuldscha, um welche China und Rußland in ernstliche Differenzen geraten sind, heißt noch jetzt Ssemiretschinsk, 7-stromland. Das ganze orientalische Altertum nahm überhaupt 7 Ströme an (Nil, Tigris, Euphrat, Oxus, Yaxartes, Araxes, Indus), womit offenbar Jes. 11, 15 in Verbindung zu bringen ist, nach welcher Stelle Jehovah 7 Ströme schlägt. Ist Osiris der personifizierte Nil, so

erklärt sich's, daß er in 7 oder 2.7 Stücke zerteilt wird. Dionys, der Pflegling der 7 Hyaden, wird von 70 Giganten in 7 Stücke zerrissen. Es dürfte an die berühmten 7 Schätze des Orients erinnert werden, mit welchen die 7 goldreichen Städte, die Ägypter, Perser und Römer annahmen, in Verbindung zu bringen sind, und wozu sich noch spät ein Anklang im „Staatsschatz der 7 Türme" bei den Osmanen findet. Desgleichen an die 7 Weltwunder (Pyramiden, Riesenmauern, Gärten der Semiramis, Dianatempel zu Ephesus, olympische Zeussäule, Mausoleum der Artemisia, Koloß zu Rhodos), an den Kampf der 7 argivischen Helden gegen Theben, an die 7 Abenteuer der persischen Tafelrunde oder die 7 Tafeln des Schahnameh. — Der 7-malige Kreislauf bei den circensischen Spielen der Römer wurde schon von den Alten auf den Lauf der Planeten bezogen. Diesen Lauf stellen die in einzelnen Gegenden üblichen Ostersprünge, Sonnenlauf genannt, jetzt noch dar. Inmitten 7 kleinerer Löcher wird ein größeres gegraben, in welches der Betreffende mit dem linken Fuße tritt, während er den rechten rückwärts so schwenkt, daß er jedesmal in eins der 7 kleineren Löcher tritt; gelingt dies, so bedeutet es Glück. — Nach arabischer Tradition wird die Sonne von 7 Engeln mit Eis und Schnee abgekühlt, damit sie die Erde nicht versenge; von 7000 Engeln in Bewegung gesetzt, wenn sie ihren Tageslauf beginnt. — Indem die Planeten unwandelbar in gleicher Entfernung und in gleichmäßigem Laufe blieben, wurden sie zugleich zum Abbilde der ewigen Weltharmonie. In diesem Sinne fand die 7 besonders bei Astrologen, Pythagoräern und Kabbalisten Anwendung, ja noch in den deutschen Bauhütten des christlichen Mittelalters. Die Pentade des Pythagoras ist die Planetensieben. Es ist genugsam bekannt, wie sehr selbst ein Giordano Bruno, ein Kepler, ein Newton u. a. der pythagoräisch-kabbalistischen Zahlenspekulation ergeben

waren. — Die 7 wurde zunehmend das Symbol für alles Geheimnisvolle. Den Pythagoräern war sie als die Zahl, welche die heilige Drei zweimal enthält und durch eins verbindet (3+1+3), das Bild der in sich abgeschlossenen göttlichen Weltordnung. Wie sich die Harmonie im weiteren Sinne (Sphärenmusik) innerhalb von 7 Gestirnen vollzog, so die Harmonie im engeren Sinne innerhalb von 7 Tönen. Dies „die 7 Saiten", „die 7 Vokale", von denen das ganze Altertum spricht. Die 7 hieß geradezu „Stimme." Die 7-röhrige Flöte Pans, deren Röhren proportional kleiner wurden, gewährte eine Veranschaulichung der Entfernungsverhältnisse der Planeten zu einander und zur Erde. Wie ein Welthauch den Akkord der 7 konzentrischen Weltsphären hervorbrachte, so ein Mundhauch in Pans 7 röhrige Flöte harmonischen Wohlklang. Hier ist zu erinnern an den vielerwähnten 7-laut der ägyptischen Priester, an den in 7 Stücke zerrissenen Orpheus (den in 7 Einzeltöne aufgelösten Gesamtton, der sich noch in unserer 7-tönigen Skala zeigt); an die 7-saitige Leier Apolls. Letzterem war überhaupt die 7 geweiht; der 7. und 14. Tag jedes Monats. Er war im 7. Monat geboren; im 7. Monat geborene Kinder hält der Volksglaube noch für Glückskinder. Seine heilige Insel Delos umschwammen seine Schwäne singend 7 mal. — Auch bei Anlegung von Tempeln und Königsburgen finden die vorerwähnten kosmischen Verhältnisse reiche Anwendung. Die berühmte Pagode von Tscheringham umgeben nach den 7 Sphären des Himmels 7 quadratförmige Mauern in 7 verschiedenen Farben und in der Mitte jeder Mauer befindet sich eine Pyramide von 7 Etagen. Die medische Königsburg zu Ekbatana zählte ebenfalls 7 Mauern in 7 Farben, welch letztere die 7 Farben des Regenbogens wohl ebenso sehr veranlaßten als die durch Farben symbolisierten 7 Planeten. (Die 7 Mauern Ekbatanas waren von außen nach innen: weiß, schwarz, dunkelrot,

blau, hellrot, silbern, golden; letztere Mond und Sonne.) Auch von den 7 Planetengöttern der Chaldäer hatte jeder seine bestimmte Farbe und sein Metall. Die uralte 7-heit der Farben des Orients besang noch spät der persische Dichter Dschebal in einem Gedicht „Das Siebenfarbige". Der Ramayana führt schon 7 Vorhöfe für ein indisches Königsschloß an, und noch Alexander d. G. bewunderte in der Stadt Musikanus den Palast mit 7 Höfen. Die Stadt Kingse in Tibet zeigt eine Burg mit 7 Mauern und 7 Wassergräben. 7 Thore führten wiederholt zu berühmten Tempeln und Städten des Altertums. Theben hatte 7 Thore, sein Erbauer Amphion 7 Söhne und 7 Töchter, die Mauern hatte Apoll mit der 7-saitigen Leier erbaut (gleich denen von Troja), im thebanischen Kriege kämpften 7 Helden vor und 7 hinter den Thoren (innen die guten, außen die bösen Dämonen), die Bestattung der 7 Helden erfolgte auf 7 Scheiterhaufen; die Thebais zerfiel in 7 Bücher. — Auf 7 Hügeln war Rom erbaut, die 7-hügelstadt. Konstantinopel, die 7-namige Stadt (Byzanz, Antonia, Neu-Rom, Stadt Konstantins, Erdteilscheidende, Fülle des Islam, Stambul), heißt ebenfalls „Stadt der 7 Hügel," sowie „Stadt der 7 Türme", die 7 mal von den Arabern belagert und von dem 7. der osmanischen Sultane nach 7 Wochen erobert wurde. 7 Cyklopen bauten die Mauern Tiryths. — Solche Anschauungen haben sich aber bis in die neuere Zeit fortgepflanzt, denn es war sicher nicht zufällig, daß Städte seit dem Mittelalter mit Vorliebe 7 sogenannte Wahrzeichen aufzustellen suchten. Für Jena galt:

„Ara, caput, draco, mons, pons, vulpecula turris,
Weigeliana domus: septem miracula Jenae."
„Altar, Kopf und Drache, der Berg, die Brücke, der Fuchsturm
Und das Weigelsche Haus sind die 7 Wunder von Jena."

Vgl. die Abhandlung von Spieß: Die 7 Wunder von Jena, welche über diese Wahrzeichen überhaupt von Wert ist. Rostock betonte sogar 7.7 Wahrzeichen: 7 Marienkirch- und 7 Rathaustürme, 7 Glocken, 7 Thore, 7 Straßen, 7 Brücken, 7 Linden. Die Altmark legte einst besonderen Nachdruck auf ihre 7 Ämter, 7 Städte, 7 Flecken, 7 Klöster; der Harz auf seine 7 Bergstädte. — Den 7 Kreisen der Planeten entsprechen ferner „die 7 Ringe, die der Morgenländer als 7-fache Sphäre des Weibes anerkennt", sowie die 7 Ringe (Kopfreif, Halsband, Armband, Fingerring, Gürtel, Ohrreif, Knöchelreif), welche noch heute bei den Vornehmen ein übliches Verlobungsgeschenk an die Braut bilden, deren Schönheit dann wiederum 7 Hauptreize bedingen (die sich die schönen Leserinnen selbst denken mögen). — Im engen Anschluß an die alten Anschauungen zieht sich die 7 durch Dantes Göttliche Komödie; vgl. 1. Gesang die Tiere, 3. Ges. Charon, 5. Ges. Minos, 6. Ges. Cerberus, 7. Ges. Plutus, 8. Ges. Phlegias; die 7 Mauern im 4. Ges. haben die Ausleger teils auf die 7 ohne Glauben zu übenden Tugenden, teils auf die 7 freien Künste bezogen. Selbst eine in jüngster Zeit erschienene Schrift hat 7 als die leitende Zahl angewendet und in eigentümlichster Weise auf nordischen Boden übertragen: F. Dahn „Sind Götter?"

Bähr „Symbolik des mosaischen Kultus" hat besonders die Zusammensetzung der 7 aus 3, als Signatur des Göttlichen, und aus 4, als Signatur des Kosmischen, hervorgehoben und so die 7 als Symbol der Verbindung Gottes und der Welt dargestellt. Dreieck und Viereck, die Grundformen der geschlossenen Figuren, galten als Symbole der Vollkommenheit. Die Brahmanen stellten die Welt als Quadrat, in diesem die göttliche Trimurti als Dreieck dar. Gott selbst wurden 7 Namen (4 wesentliche, 3 weniger wesentliche), nach dem Talmud sogar 70 Namen beigelegt.

Im Anschluß hieran führten nach rabbinischer Ansicht große und bedeutende Männer 7 Namen. So hatten nach dem Kommentar zum Kohelet König Salomo und Mosis Schwiegervater Jethro 7 Namen. Gewiß ist, daß schon Josephus diesen Zerfall der 7 in 3 und 4 erkannt hatte. Bähr hat denselben besonders im Bau der Stiftshütte nachgewiesen. In dieser Zusammensetzung kehrt die 7 in den Maßverhältnissen mittelalterlicher heiliger Bauwerke häufig wieder. Hier sei nur auf den Kölner Dom, das größte Meisterwerk dieser Art, verwiesen. Die ganze Länge des Baues und die projektierte Höhe der Türme betragen je 76 . 7 Kölner Fuß, die volle Breite des Westportals und die Höhe des vorderen Dachgiebels je 33 . 7, die untere Breite der Kirche und die innere Höhe des Chores je 23 . 7, die Breite der Kreuzarme mit ihren drei Schiffen 15 . 7, die innere Höhe der Schiffe 10 . 7, die Tiefe der Vorhalle 8 . 7 Fuß rc.; die ganze Kirche hat 8 . 7 freistehende Säulen und 4 . 7 Wandpfeiler, die fünf Kirchenschiffe trennen je bis zum hohen Chor 7 Säulen, im hohen Chor selbst stehen 7 Paar Säulen, deren jede wiederum aus 7 Säulenschäften zusammengesetzt ist, während 7 Kapellen den hohen Chor umgeben; zu jeder Seite des Haupteinganges und der Nebenthüren sind 7 Nischen für Standbilder und in der Vorhalle jederseits 7 Postamente für Statuen rc. Besonders scharf tritt die Verbindung von 3 und 4 zur 7 auch in der Dominikanerkirche zu Regensburg auf. Die 7 geometrischen Elemente (rechter Winkel, Drei-, Vier-, Fünf-, Sechs-, Achteck, Kreis) galten sämtlichen Bauhütten als wichtige Symbole. Auch Mythe und Sage bringt die 7 als Maß. Sigurds Schwert war 7 Spannen hoch und seines Rosses Schweif 7 Ellen lang. Der Riese Ares deckte mit seinem Leibe 7 Hufen. Im Hildebrandsliede springt der alte Hildebrand vor einem Schlage Hadubrands 7 Klaftern weit zurück. — Bis ins 10. Jahrhundert

zählten die Friesen 7 Landschaften mit 7 großen Straßen (4 zu Wasser, 3 zu Lande), wozu die 7 Heerstraßen des Königs Bavo im Hennegau traten (von denen 4 mit roten, 3 mit schwarzen Steinen gepflastert waren), die jeder neue König ziehen mußte. Als die Friesen christlich geworden, zahlte jeder 7 Pfennige Abgaben (4 an die Kirche, 3 an den Fürsten). Gerade aus letzterem erhellt wieder deutlich die 7 als Verbindung des Göttlichen und Weltlichen.

Überall begegnen wir der 7 als Rechtszahl. Man schwur bei den Planeten als 7=zahl. Bei einem Eide mußten ursprünglich 7 Zeugen zugegen sein. Im Hebräischen heißt schwören wörtlich „siebenen"; sap, sapta, septem. Deut. 8, 18: „Gott wird nicht vergessen den Bund, den er euren Vätern gesiebenet" (geschworen). Die Mohammedaner leisten einen Eid auf Gott, seinen Propheten und die 7 heiligen Lesarten des Koran. Mit einem Schwur war ursprünglich eine 7=malige Blutbesprengung verbunden. Die Araber schwuren bei 7 blutbestrichenen Steinen. Nach der Iliade sendet Agamemnon dem Achill zur Eidesleistung 7 Tripoden. Ein Eid begründete zugleich einen Bund und so wurde die 7 auch Bundeszahl. Nach samaritanischer Angabe schloß Gott mit dem Volke Israel 7 Bündnisse, die auf 7 Entwickelungsepochen des Volkes weisen. Abraham und Abimelech nannten den Brunnen, an welchem sie ihren Bund schlossen, Bersaba, d. i. 7=brunn. Man denkt unwillkürlich an mehrere Orte Siebenbrunn; an den 7=röhrenbrunnen zu Heilbronn, nach welchem die Stadt ihren Namen führt. Unsere Altvordern nahmen 7 Frieden an (für Haus, Weg, Ding (Inventar), Kirche, Wagen, Pflug (Acker), Teich). Dem Abschluß von Staatsbündnissen mußten bei den Israeliten 7 Zeugen beiwohnen. Nach altrömischem Rechte mußte ein gültiges Testament 7 Zeugenunterschriften aufweisen. Altdeutsche Richtstätten wurden häufig durch 7 Bäume gekenn=

zeichnet, vgl. p. 178, unter denen die 7 Schöffen Platz nahmen, welch letzteren wiederum 7 Zeugen entsprachen, woher der Ausdruck „besiebenen", d. i. bezeugen. Hier sei erinnert an 7-bäumen bei Lübeck, 7-eichen bei Meißen, 7-bergen im Hildesheimschen, „auf den 7 Ruten" bei Tangermünde, 7-lehen in Sachsen, 7-hirten bei Wien, an verschiedene 7-linden. In Norddeutschland gab in schwierigen Grenzstreitigkeiten das Urteil von 7 ehrbaren Männern den Ausschlag. Die Wenden nannten alte Bäume mit 7 Hauptästen, die einst sicher auf Flurgrenzen standen, Drachenbäume. In einem Volksliede bei Uhland ruft der Angeklagte die Gerechtigkeit von 7 Landesherren an. Bei den Ripuariern mußte ein freier Mann 7 mal vor Gericht gefordert werden, ehe er verurteilt werden konnte. Das bayrische Volksrecht unterschied 7 Erbschaftsgrade. Die 7 großen Steine bei Everloh unweit Hannover, genannt die 7 Trappen, sollen an einen erinnern, der dort einen Meineid ablegte, nach 7 Schritten aber tot niederstürzte. Bei Heppens an der Jahde sollen 7 Dörfer ihrer Gottlosigkeit halber untergegangen sein. Die 7 verwachsenen Eichstämme zu Camern galten einst als großes Heiligtum. Die Gruppe der 7 Pagoden zu Mahabalipura steht in erster Linie ihrer Zahl wegen in so hohem Ansehen. Gruppen von 7 Lärchen erweisen die Samojeden göttliche Verehrung. Interessant ist, daß die von Schliemann zu Mykenä bloßgelegten 7 Grabhügel vom Volke „die 7 Brüder" genannt werden. — Die 7 wurde Zahl der Entsündigung und Sühne. Die Reinigungsbäder aller alten Völker fordern ein 7-maliges Untertauchen. Das 7-malige Bad Naemans im Jordan entspricht den 7 mystischen Meerbädern bei Apulejus. Tempel und Altäre wurden, insbesondere bei Semiten, 7 mal feierlich umschritten, wobei man 7 mal betend zur Erde fiel, bevor man wichtige Opfer brachte. 7 mal umschritten altindische Könige den Altar

vor ihrer Weihe, 7 mal die Priester bei verschiedenen Völkern vor ihrer Ordination. Noch heute umwandert der Pilger 7 mal die Kaaba vor dem Gebete. Die 7 Reinigungsfeuer des Orients werden überall erwähnt. Die heiligen Gefäße wurden aus 7 mal gereinigtem Gold oder Silber hergestellt, worauf sich eine Stelle des Psalters bezieht: „Jehovahs Worte sind rein, gleich Silber gereinigt 7 mal". Die Kabbalisten schrieben Geräten aus Elektron, einer Mischung ihrer 7 Metalle, Wunderkraft zu. Mit daraus gefertigten Glocken konnte man Geister citieren, was an Vergils Wunderglöcklein erinnert und an das Glöckchen, welches die Feen dem Tristan schenken. — Schweres Unglück betrachtete man als Strafe. Man gab gern 7 Ursachen desselben an, denen gegenüber 7-fache Strafe gedroht oder 7-fache Sühne gefordert wurde. „Kain soll 7 mal gerochen werden, aber Lamech 77 mal." Jedoch auch: „Dem Feinde soll man nicht nur 7 mal, sondern 70.7 mal vergeben". Die Israeliten sollen ihrer Sünde halber 7 mal gestraft werden (3. Mos. 26). Die böse Kali Indiens mußte 3.7 Tode sterben, weshalb ihr Gatte Schiwa ein Halsband von 3.7 Totenschädeln trug. Vergehen gegen den Sultan, als Nachfolger des Propheten, wurden häufig mit Hinrichtung der 7 Wesire, Thronumwälzungsversuche mit Erdrosselung von 7 Verwandten bestraft. Bei den Aschanti Afrikas müssen die Angehörigen eines Mörders 7 Verwandte als Sklaven liefern. — König Hiskias brachte für den Staat ein Sühnopfer von 7 Farren, 7 Widdern, 7 Lämmern, 7 Böcken. Ein ebensolch 7-faches Opfer wurde den Freunden Hiobs zur Sühne ihrer Schuld auferlegt. Diese 7-zahl der Opfer kehrt in verschiedenen Formen überall wieder. Noch jetzt opfern die Samojeden, bevor sie im Herbste wieder in südlichere Gegenden ziehen, 7 weiße Renntiere; ärmere gemeinsam 7, reichere ein paarmal 7, in einem Distrikt aber nie

mehr als 7.7. Bei Sühnopfern wurde stets 7 mal mit Blut gesprengt. Für ein völlig fehlerfreies Opfertier setzt der Talmud 70 kritische Punkte. — In der höchsten Not konnte nur Menschenopfer, das 7-fache Menschenopfer helfen. Schon Theseus wollte 7 Paar Kinder, die dem Minos bestimmt waren, retten. Attika schickte alle neun Jahre 7 Knaben und 7 Mädchen als Opfer dem Zeus nach Kreta. 7 Söhne und 7 Töchter wurden auch der Hera Akräa geopfert, an welche wiederum die 7 Söhne und 7 Töchter der Niobe erinnern. Mit 7 Söhnen wurde der Mederkönig Pharnes ans Kreuz geschlagen. Als Jakob zurückkehrte, neigte er sich vor Esau 7 mal. Die gegenseitigen 7 oder 7.7 Geschenke der versöhnten Parteien treten im ganzen Orient hervor. Noch im achtzehnten Jahrhundert, bei Gelegenheit des Passarowitzer Friedens 1718, betonen türkische Schriften ganz besonders den Umstand, daß der türkische Botschafter in Wien 7.7 Geschenke überreichte. Die Verleihung von 7 Ehrensäbeln, 7 Ehrenkleidern, 7 herrlich ausgestatteten Rossen bei Friedensschlüssen kehrt überall wieder. — Dem Frommen ließ man gern 7-fache Belohnung zukommen. 7 Söhne wurden dem Hiob, nachdem er alles Unglück standhaft ertragen. Unfruchtbare aber fromme Frauen werden schließlich noch mit 7 oder gar 2.7 Kindern gesegnet, nachdem die Ehe 7 oder 2.7 Jahre kinderlos gewesen. Einen derartigen Fall verherrlicht das Altarbild des Franziskanerklosters zu Kaaden in Böhmen. Die Serben zählen Frauen, welche nach 7 Jahren noch kein Kind, eigentlich nicht mehr mit. Frommen Männern schrieb man gern 7 Söhne zu, deren 7. wiederum zu etwas Großem bestimmt war. Selbst der heilige Krischna war von 7 Brüdern der 7. Beim 7. Sohne darf der Vater den Landesherrn zum Taufzeugen erbitten. Nach altdeutschem Volksglauben war allerdings aber auch der 7. Sohn ein Werwolf, die 7. Tochter

eine Drude, von 7 nacheinandergeborenen Söhnen oder Töchtern eins eine Nachtmär. Ein Schriftsteller der Neuzeit, Angely, lieferte unter anderem: „Von 7 die Häßlichste"; „7 Mädchen in Uniform".

An Stelle des Opfers trat in der christlichen Kirche Gebet und Sakrament. Das allgemeinste Gebet der Christenheit, das Vaterunser, zählt 7 Bitten. Wie die 7. Bitte Erlösung von dem Übel erfleht, so brachte den Semiten der 7. Tag Erlösung von Unreinheit und Trauer. Die römische Kirche hat 7 Sakramente (Taufe, Firmung, Buße, Abendmahl, Ehe, letzte Ölung, Priesterweihe), denen 7 Todsünden gegenüberstehen. Sie unterscheidet dann wieder 7 Priesterweihen und setzt: nach Zahl der 7 Todsünden; nach den 7 Dingen, die dem Herrn mißfallen (Spr. 6, 16—19); nach dem 7-fachen Wehe, das Jesus über die Pharisäer rief (Matth. 23), — 7 Buß- und 7 sogenannte Betspalmen. Menschen, welche vor keinem Verbrechen zurückschreckten, nannte und nennt man „7-sakramentssünder". „Rote lüt, hent 7 hüt", d. h. rothaarige Leute, die das dumme Mittelalter für erzschlecht hielt, haben 7 Häute; ein dickes Fell, so daß sie durch nichts gerührt werden. Zwischen den 7 Sakramenten und den 7 freien Wissenschaften des Mittelalters zog man gern eine Parallele. Nachdem man auf einer Anzahl von Synoden heftig über die Zahl der echten Episteln gestritten, gab endlich die 7. den Ausschlag, indem man 3 . 7 echte Episteln setzte: 2 . 7 paulinische und 7 sogenannte katholische. Die römische Kirche behielt schließlich 7 Haupt-Marienfeste bei. Die Theologie des Mittelalters setzt 7 Gaben des heiligen Geistes, denen die 7 Wirkungen des Feuers (als Symbol des heil. Geistes) entsprechen. Bonaventura stellte 7 Tagereisen zu Gott auf, d. i. Mittel, zu ihm zu gelangen. Bei den großen Prozessionen zu Saint-Germain bildeten die 7 heiligen (Reliquien-) Schreine der Abtei den

Mittelpunkt. Auch dürfte an das Volkslied „Die 7 Rosen der heiligen Jungfrau" erinnert werden. Der jüdische Kultus zählte 7 große Weihen (der Schöpfung, Stiftshütte, Salomos Tempel, zweiter Tempel, Mauern Jerusalems, des Tempels durch die Makkabäer, der Zukunft). — Erklärlicherweise verwendete man die 7 auch gern für Märtyrertum und Legende. 7 Söhne der Witwe erlitten den Tod für den Glauben, wozu die Zeit der Christenverfolgungen zwei Seitenstücke liefert: unter Hadrian starb Symphorosa mit 7 Söhnen, etwas später Felicitas mit 7 Söhnen den Märtyrertod. „Die 7 Jungfrauen von Achern werden in einen Fels aufgenommen, 7 Brüder wegen Brotpeitschung in Stein verwandelt, vgl. p. 110. In Volksliedern trifft wiederholt 7 lästernde und fluchende Zecher die göttliche Rache. — 7 letzte Worte schreibt man dem sterbenden Heilande am Kreuze zu und danach überhaupt sterbenden Frommen. Sie entsprechen den 7 heiligen Worten oder Versen Memnons, die einst den ganzen Orient erfüllten, sowie dem 7-laut der Ägypter und Griechen. Auch die 7 Zungen des Agnis dürften zu erwähnen sein.

Die Offenbarung Johannis wird von Anfang bis Ende von der 7, insbesondere von 3 . 7 und der Zusammensetzung der 7 aus 3 und 4 beherrscht. Zunächst ist dieselbe ein 7-faches Sendschreiben an die 7 christlichen Gemeinden Kleinasiens, die dem Verfasser als Typus der christlichen Gesamtgemeinde gelten. Alsdann wünscht der Verfasser den 7 Gemeinden die Gnade der 7 Geister, die den 7 Gaben des heiligen Geistes, dem heiligen Geiste selbst identisch sind. Jesus erscheint mit 7 Kerzen in der Hand, die den 7 Geistern Gottes und den 7 Fackeln vor dem Stuhle Gottes entsprechen und die 7 Vorsteher der 7 Gemeinden bedeuten. Das 5. Kapitel behandelt „das Buch mit den 7 Siegeln", das niemand würdig war zu lesen als „das Lamm mit 7

Hörnern und 7 Augen". (Die 7 Siegel der 7 Erzengel auf einem Blatt Papier galten durch das ganze Mittelalter als eins der sichersten Schutzmittel gegen jedes Übel.) Während 7 Hörner durch das ganze Altertum als Symbol übernatürlicher, göttlicher Kraft erscheinen, sollen die 7 Augen auf die allseitige Obhut Gottes weisen. In Kap. 8 verkündigen 7 Engel mit 7 Posaunen und 7 güldenen Schalen die 7 letzten Plagen der Welt, bis endlich das 7. Gesicht die Glückseligkeit verheißt. Das 13. Kap. handelt von jenem wunderbaren Tiere mit 7 Köpfen, das die verschiedensten Deutungen hervorgerufen. Zumeist hat man die 7 Häupter auf 7 einander folgende Weltmonarchieen bezogen, deren Zahl allerdings mit den vier Weltreichen Daniels, von denen zufällig Kap. 7 V. 7 die Rede ist, nicht leicht zu vereinbaren ist. Insbesondere ist über das 7. Reich, das des Antichrist, viel Unsinn zu Tage gefördert worden. Auch hat man unter den 7 Häuptern die 7 (Sagen-)Könige oder die 7 Hügel Roms verstanden, auf welch letztere wenigstens die 7 Hörner des Kap. 17 erwähnten Tieres, auf dem ein Weib sitzt, von den besten Auslegern bezogen wurden. Doch hat man auch an Babylon, Jerusalem, Paris, Konstantinopel ꝛc. gedacht. Dieselbe vielseitige Beziehung fand „die große Stadt", bei deren Untergang „7000 Namen der Menschen vernichtet werden sollen". Dächsel deutet in seinem Bibelwerk das 7-köpfige Ungeheuer auf Frankreich und seine 7 Dynastieen! Napoleon ließ die Prophezeiung nicht ungern auf sich beziehen, doch wollte er nicht der Antichrist selbst, sondern nur dessen Vorläufer sein. — Die Zeitrechnung der Offenbarung schließt sich durchaus dem 7-system an und kann schon deshalb nicht den mindesten historischen Wert beanspruchen. Die wiederholt gesetzten 42 Monde, 1260 und $3\frac{1}{2}$ Tage, über welche zahllose Berechnungen existieren, beruhen alle auf 7 und deren Kombinationen mit anderen

symbolischen Zahlen ($3\frac{1}{2} . 360 = 1260$, $42 . 30 = 1260$, $18 . 70 = 1260$). Jeremias hebt die 70 Jahre hervor und Daniel befaßt sich eingehend mit den 70 Jahrwochen, d. i. Cyklen von 7 Jahren, wie sie auch die Römer hatten (annorum hebdomades).

So haben die Angaben der Apokalypse hinübergeführt zur zeitlichen Bedeutung der 7. Die Zeitrechnung nach 7-tägigen Abschnitten ist so alt als die Beobachtung des Mondes; sie bestand längst vor der biblischen Sage von einer 7-tägigen Schöpfung. Seitdem man aber letztere angenommen, mußten Zeitabschnitte von 7 Tagen eine religiöse Bedeutung gewinnen. So entstanden Cyklen von 7 Tagen, 7 Monaten, 7 und 7 . 7 Jahren. Der 7. Tag war und ist der Tag des Herrn, gleichviel auf welchen Tag der Woche er fällt; der 7. Tag ist überall Tag des Heils und der Erlösung. Am 7. Tage fanden wichtige kirchliche Handlungen statt; wurden wichtige politische Ereignisse, als Friedensschlüsse, Audienzen hoher Gesandtschaften 2c. vorgenommen. Der alexandrinische Jude Aristobul fälschte Homersche und Hesiodsche Verse, um zu beweisen, daß beide Dichter, wie die Griechen überhaupt, die Heiligung des 7. Tages den Hebräern entlehnt. Die indische wie die biblische Sintflut dauert 7 Tage, nachdem beide 7 Tage vorher angesagt worden sind. Und wie Noah 7 Paar reiner Tiere mit in die Arche nimmt, so steigt Menu mit 7 Rischihs in das Schiff. 7 Tage lang aßen die Juden ungesäuertes Brot, 7 Tage weilte Moses auf Sinai. 7 Tage währten die hohen Feste Israels, 7 Tage die Hochzeitsfeste (reicher Juden), 7 Tage die Trauer um die Toten; letztere bei den Ägyptern 70 Tage. Das Pfingstfest fiel 7 Wochen nach dem Pascha und hieß deshalb geradezu Wochenfest. Dem Laubhüttenfest, welches gleich dem großen Versöhnungstage in den 7. Monat fiel, waren ebenfalls 7 Tage gesetzt,

während welcher 70 Rinder geopfert werden sollten, und zwar am ersten Tage 13, jeden folgenden Tag eins weniger, so daß auf den 7. Tag 7 Rinder kamen. Am 7. Tage sollten 7 Männer die 7 Gesetzesrollen vor dem Volke entfalten und danach alle 7 mal fröhlich um das Lehrpult tanzen. Diese 7 Gesetzesrollen erinnern wieder an die 7 Grundgesetze, die der Talmud den Söhnen Noahs zuweist. Wöchnerinnen waren 7 Reinigungstage bei Geburt eines Knaben, 2 . 7 bei Geburt eines Mädchens gesetzt. 7 Tage brannte die Reinigungslampe in Sterbezimmern. 7 Tage sollte der Büßer fasten; nach Daniel 3 . 7 Tage. 7=maliges Fasten und Beten wird überall erwähnt. Loyola, der Stifter des Jesuitenordens, betete täglich 7 Stunden. Verschiedene Klosterorden unterschieden 7 Tageszeiten. Zur Einleitung der Sabbatfeier sollte der Gläubige 7 mal Spr. 3, 6 lesen, am Sabbat selbst aber 7 Abschnitte der Schrift. 7 Tage mußte ein opferfähiges Tier am Muttertiere gesaugt haben. Zu 7=tägigen Lämmern ꝛc. gesellten sich Opferbrote von 7 Zoll Länge. 7 Tage mußten die Knaben alt sein, bevor sie beschnitten wurden (was am achten Tage geschah). Bei den Römern dauerten die Saturnalien 7 Tage. Vornehme Chinesen trauern jetzt noch ein Jahr und 7 Tage um die nächsten Angehörigen. 7 Tage währte bei orientalischen Völkern die Weihe der Priester, Altäre, Tempel. 7 Tage lang gingen 7 Priester mit 7 Posaunen um die Mauern von Jericho; 7 Tage und Nächte zog des Xerxes Heer über den Hellespont. Die Qual= und Marterzeit der Märtyrer wurde fast regelmäßig eine 7=tägige, nach der man sie sterben oder durch ein Wunder erretten ließ. Das sogenannte „Prager Lied" läßt Christum sogar 7 Jahre leiden: „7 Jahr dauerte dein Elend". Aus der Quelle des Bacchus auf Andros floß an 7 bestimmten Tagen im Jahre Wein statt Wasser. In einer der 7 heiligen Nächte war

der Koran vom Himmel gefallen, woran noch jetzt jährlich eine pomphafte Gedächtnisfeier erinnert. In der lex Salica und lex Alamanorum haben die 7 heiligen Nächte sogar juristische Bedeutung gewonnen. 7-tägige und 7-nächtige Fristen finden sich in den Rechten verschiedener Völker.

7 Nächte spielen aber auch in der Zauberei eine große Rolle. Pietro von Abano, einer der berühmtesten Zauberer, soll 7 Geister in 7 Gläsern gehalten haben, von denen er die 7 freien Künste lernte. Auch dem Papste Benedikt IX. wurden 7 Geister angedichtet. Kontrakte mit dem Teufel wurden gewöhnlich in 7 Paragraphen zusammengefaßt. Wer den Teufelsbann lösen wollte, durfte sich 7 Jahre weder waschen noch kämmen. Wird einer Hexe ein Zettel mit den 7 Worten Christi an den Hals gehängt, so wird ihre Verstocktheit gebrochen. Dementsprechend begegnet uns die 7 auch sonst im Volksaberglauben allerwegen, in böser wie in guter Bedeutung. Bei Fieberversprechungen hieß es: Liebe Sonne komm herab und nimm mir meine 7 Fieber ab; oder: Liebe Weide, ich klage dir, 77 Fieber plagen mir. In der Gegend von Swinemünde sagt man während des Osterwasserschöpfens: „Dieses Wasser und Christi Blut Sind für 77-erlei Fieber gut". In einer Versprechungsformel gegen die Zahnrose heißt es: „und die 77-sterlei Zahnrose schwand". Sogenannte Fieberzettel wurden 7 Tage getragen, Fieberkuren wurden besonders abends 7 Uhr vorgenommen. Gegen das kalte Fieber soll in Böhmen häufig noch jetzt 7 Tage lang früh und abends 7 Uhr Weihwasser aus 7 Kirchen getrunken werden. 77 Blättlein von der Wunderrebe (Gundelrebe) heilen Wunden. Ein Kränzlein von „7-gezeug", d. i. „Siebengezeit" (Melilotus coerulea) hält nach thüringischem Volksglauben die Hexen ab. Das sogenannte „Siebenblumenöl" galt und gilt als Universalheilmittel. Ein 7-jähriger schwarzer Hahn legt ein

Drachenei und ein 7-jähriger schwarzer Kater wird zur Hexe. Fällt ein Spiegel von selbst von der Wand, so kehrt 7 Jahr Unglück ein. Schlagen um Weihnachten am Andreasabend von 7 Bäumen gebrochene Zweige aus, so giebt's Glück. Unter den Zaubermitteln finden sich überall Tränke aus 7 Kräutern, deren jedes an einem der 7 Wochentage gepflückt sein mußte. In der Oberpfalz sollen jetzt noch Mädchen Büschel von 77 verschiedenen Pflanzen als glückbringende kirchlich weihen lassen. Schwalben, welche 7 Jahr in demselben Neste nisten, lassen den heilkräftigen Schwalbenstein zurück. Wer ein Hufeisen findet, hat Glück, zumal wenn es 7 Löcher hat. Den Schatz im Eikeberg hoben 7 Handwerksburschen. Das Sonnenkälbchen oder Herrgottsschäfchen heißt Siebenpunkt (Cocc. septempunctata) und gilt noch jetzt ganz allgemein als Glückstierchen. — Eine geradezu auffällig günstige Bedeutung wird Kindern unter und von 7 Jahren zugeschrieben. Ein Lotterielos, gezogen von einem Kinde unter 7 Jahren, gewinnt. Leinwand zu Säetüchern und Getreidesäcken von einem Mädchen unter 7 Jahren gesponnen, sichert reichliche Ernte. Werden die ersten Früchte von einem Kinde unter 7 Jahren gebrochen, so wird der Baum fruchtbar. In bedenklichen Krankheiten muß man sich von einem Kinde unter 7 Jahren Wasser schöpfen lassen rc. Pfennige vom Jahre 1777 gelten noch heute als Glückspfennige; ein mir bekannter Herr trägt stets 7 Stück solcher bei sich. Verschiedene Volkslieder reden von 7 Wünschen, deren Erfüllung zu vollendetem Glück führe. Daher die Redensart: „Hätt' ich 7 Wünsch' in meiner G'walt". —

In der Prophetie treten besonders 7 und 70 Jahre hervor. Das 7. Jahr faßte man, entsprechend dem 7. Tage, als Sabbat- und kleines Jubeljahr auf, das nach 7 . 7 Jahren als großes Jubeljahr, in dem alle Schulden getilgt

und alle Sünden verziehen wurden, mit dem überhaupt ein neues Leben beginnen sollte. Nächst diesen Cyklen erscheinen die von 10 . 7 Jahren. An die 70 Jahrwochen Daniels ist bereits erinnert worden. 70 Jahre dauerte das babylonische Exil. Im Jahre 70 fiel Jerusalem, die stolze Tochter Zions. Das messianische Zeitalter, in dem das Lamm mit dem Wolfe spielt, verlegt jüdische Tradition in das 7. Jahrtausend der Weltdauer. In 7 Jahren wurde der Tempel Salomos vollendet. 7 Jahr soll Ulphila sein Heimatland predigend durchzogen haben. Heilige, besonders Einsiedler, ließ man gern am einsamen Orte 7 oder 2 . 7 Jahre weilen. Jakob diente 7 Jahr um Rahel; als er sich betrogen sah, nochmals 7 Jahr. In Volksliedern tritt nach einer 7-jährigen Dienstzeit immer ein bedeutungsvolles Ereignis ein. Im Märchen dient auch Hans im Glück 7 Jahr, um nachher all sein Vermögen bei 7-maligem Tausche zu verlieren. 7 magere Kühe verschlingen 7 fette und auf 7 fruchtbare Jahre folgen 7 dürre; 7 leeren Ähren stehen 7 volle gegenüber. 7-jährige Teuerung wird wiederholt von Propheten gedroht. 7-jährige Dürre als Strafe war auch den Hellenen bekannt. 7 Trübsale ergehen über Israel, 7 Plagen über Ägypten. Nach schwedischem Volksglauben fiel der Wenernsee, sonst ein heiliger See, in Zwischenräumen von 7 Jahren; nach sibirischem taut der für den Handel so wichtige Obische Meerbusen nur aller 7 Jahre einmal auf. Auch in den zahlreichen Sagen vom wilden Jäger spielt die 7 eine große Rolle; er jagt 7 Jahre; nach 7 Jahren kommt er wieder, was offenbar auf die 7 winterlichen Monate im Norden weist. Nach der einen Variation öffnete sich der Kyffhäuser aller 7 Jahr einmal. Ebenso kommt der König im Odenwalde, das versunkene Heer bei Kolmar aller 7 Jahr zum Vorschein. In der alten Burg Gottschee sah ein Jäger, im Berge Altkönig eine Frau 7 Greise. — 7 Jahr läßt die

Überlieferung gern Religionskriege dauern. 7 Monate währte die Pfaffenrevolte des Pseudo-Smerdes, 7 Jahr bedurfte Darius zur Herstellung der Ordnung. 7-jährige Belagerungen wechseln in der Tradition mit 7-monatlichen und 7-tägigen; Waffenstillstände werden auf 7, 2.7 und 3.7 Jahr geschlossen. Selbst auf Tribute, Auslösungssummen, Sühnegelder übertrug man diese Zahlen. Preußen, welches den bekannten 7-jährigen Krieg führte, bezeichnet den Krieg von 1866, der wie jener eine heilsame Neugestaltung der deutschen Verhältnisse herbeiführte, mit Vorliebe als den 7-tägigen Krieg. In folgenreichen Schlachten läßt man 7, 70, 700, 7000, ja 70000 Helden kämpfen und fallen.

„Deine Brüder fraß das Schwert, —
7 Brüder, Deutschlands wert!
Deine Mutter härmte sich
Stumm und starrend, und verblich.
Einsam bin ich nun und schwach;
Aber, Knabe, deine Schmach
Wär' mir herber 7 mal
Denn der 7 andern Fall!"

7 Völker Kanaans gab Gott in Israels Gewalt. 7 Staaten vereinigen sich in der Utrechter Union zu heldenmütigem Glaubenskampfe. 70 Könige besiegte Adonibesek. Epple von Geilingen kämpft allein gegen 70 Feinde; „eur seind 70, ich nur allein". Siegfried allein erschlägt im Kampfe gegen die Nibelungen 700 Recken. 700 Weiber verführen den weisen Salomo zum Götzendienst. — Nach Zeitabschnitten von 7 Jahren berechnet man nachmals auffallend oft die Regierungszeit berühmter Fürsten, die Lebenszeit großer Männer. Tyrannen und erzschlechte Menschen läßt der Volksglaube zuletzt gern 7 Tage, 7 Monate, 7 Jahre körperlich und seelisch leiden.

„Kann keine Ruh' erreiten,
Reit't 7 Tag und Nacht."

Nach irischer Volksanschauung schwebt ein Fluch 7 Jahre in der Luft, bevor er den trifft, dem er gilt.

Insbesondere gedenke man der vielen Volkslieder und -sagen, die von „Scheiden und Meiden", von einem Verschwinden auf und einem Wiedersehen nach 7 Jahren berichten.

„Feines Liebchen, wir müssen voneinander:
Ich muß noch 7 Jahr wandern. —
Mußt du noch 7 Jahr wandern,
Heirat' ich mir kein' andern."

„Wir haben uns geliebet 7 ganze Jahr", ist ein Gedanke, der in Volksliedern hundertfach wiederkehrt. Ein Lied heißt geradezu „Die gute 7".

„Hans Markgraf ging zum Freien aus,
Freit 7 Jahr nach einer Braut".

Schon Ulysses weilt 7 Jahre bei Kalypso; am 7. Tage fährt er von Kreta, am 7. Tage von Thrinakia ab. Äneas' Irrfahrten währten 7 Jahr. Die Mythe sanktionierte gleichsam die 7 in dieser Beziehung, indem sie gewisse Götter verschwinden und nach 7 Jahren (Glücksjahren) wiederkehren ließ; so die gute Holda, die nachher zu weißen Frauen, verzauberten Prinzessinnen, Jungfrauen und Schloßfräuleins wurde, die in Bergen und Burgen verzaubert sind, sich aller 7 Jahr einmal sehen lassen oder durch 7-jährige Büßung erlöst werden. — Selbst im deutschen Tierepos, im Reineke Fuchs, haben sich verschiedene Anklänge an die alte Bedeutung der 7 erhalten. Man denke auch an den alten Wolf in 7 Fabeln. Nach einer Sage verwandelte Jesus einen geizigen Bäcker in einen Kuckuck und dessen Frau und sechs Töchter in das 7-gestirn. Daher sagt das Mecklenburger Landvolk von zänkischen Eheleuten: „se läben as Kuckuck und 7-stern". Ein altes Volkslied legt dem Kuckuck 7 Frauen bei;

„Der Kuckuck ist ein braver Mann,
Der 7 Frauen brauchen kann.“

In den zahlreichen lustigen Schneiderliedern des Mittelalters spielen 7 Ellen Tuch und 70 Schneider eine große Rolle. Ein deutsches Sprichwort sagt: 7 Hunde jagen einen Hasen; ein anderes: Der Faule sucht einen Herrn, der ihm in der Woche 7 Feiertage giebt. Der Faule wird allgemein als 7-schläfer bezeichnet; 7-schläfer heißt aber auch die berühmte Offenbarungshöhle des Propheten (Koran, Sureh 18), und „der Ort der 7 Höhlen“ (Chico moztote) war ein Heiligtum der alten Mexikaner. Allerlei Redensarten von „7-meilenstiefeln“ und „7 Sachen packen“ sind im Munde des Volkes. Noch der unglückliche Schlemihl Chamissos entflieht der Gesellschaft in 7-meilenstiefeln. Das Mittelalter hatte seine Sage vom „7-sprung“ oder hunnischen Hupfauf.

Es war natürlich, daß die alte heilige Zahl durch das Christentum vielfach zur bösen wurde. Die „böse 7“ spielt bei vielen Gelegenheiten, hauptsächlich aber in Ehegeschichten ihre Rolle. Joachim Rachels erste Satire führt die Überschrift: „Das poëtische Frauenzimmer oder böse 7“. In derselben werden 7 Weiber geschildert (das mürrische, schmutzige, verschmitzte, schimpfende, herrschsüchtige, plaudernde, hochmütige), wonach sich die Redensart gebildet hat: „eine von den bösen 7“, danach kurz: „eine böse 7“. In demselben Sinne sagte man: „eine aus der 7. Bitte“, d. h. eine, derentwillen man bitten möchte: erlöse mich von dem Übel. Die Redensart „7 alte Weiber für eine junge“ gehört zu den verbreitetsten, gleich dieser: „ein bös Weib bringen 7 Engel nicht aus der Bosheit heraus“. Selbst die Propheten haben dieser Weibersieben gedacht, vgl. Jes. 4, 1. Das chinesische Volk nimmt noch gegenwärtig 7 Ehescheidungsgründe an. Der Mutschelbeck im Volksliede findet sein ungetreues Weib, das ihm 7 Kinder geboren, endlich in einem

Kloster hinter 7 Fässern. Glückliche Ehen werden in Volkssagen gern nach 7 Jahren durch Tod, Untreue ꝛc. gelöst. (Haben die schönen Leserinnen nun genug?) — „Seinen Namen 7 mal hinter sich rufen hören" ist eine gebräuchliche Redensart; „wer von 7 redet, lügt gern" ein bekanntes Sprichwort. Schon seit alter Zeit sagt das Volk, wenn es zwei übelbeleumundete Personen miteinander sprechen sieht: „da wollt' ich lieber 7 bei einander sehen". Seit langer Zeit wird bei Aufzählung des Bösen die 7 hervorgehoben. Im 16. Jahrhundert, als eine förmliche Teufelslitteratur entstand, schrieb Cyriacus Spangenberg sein Buch: „Die böse 7 ins Teufels Karnöffelspiel". Ende des 17. Jahrhunderts erschien die Schrift: „7 böse Geister, welche heutiges Tages guten Teils die Küster oder sogenannte Dorfschulmeister regieren; Als da sind: der stolze, der faule, der grobe, der falsche, der böse, der nasse (Trunksucht), der dumme Teufel, da kömmt hintenach gehunken als ein Überleyer der arme Teufel". Am Schluß der Schrift werden den 7 bösen 7 gute Küster gegenübergestellt.

In den größten deutschen Heldengedichten kommt die 7 als bedeutungsvolle Zahl vor; im Nibelungenliede die Unglückszahl 13, welche mit der 7 überhaupt, später mit der bösen 7 eng zusammenhängt. Wie die 7 astronomischen Ursprungs ist, so auch die 13, die sich auf die 13 Mondumläufe des Jahres bezieht. Dementsprechend hatte der indische Mondgott Kasyapa 13 Frauen, der arabische Stammvater Jaktom 13 Kinder, Jakob mit Einschluß seiner Tochter Dina 13 Nachkommen, sowie Israel unter Hinzunahme Levis 13 Stämme. — Wie bei anderen Völkern galten auch bei den Hebräern Buchstaben als Zahlenzeichen: für 7 = J, für 8 = h, für 13 = vh, welche Buchstaben unter Weglassung der Vokale (was im Hebräischen üblich ist) den Namen Jehovah ergeben. Als Zahl der letzten Umwickelung wurde 13 mit ch und d

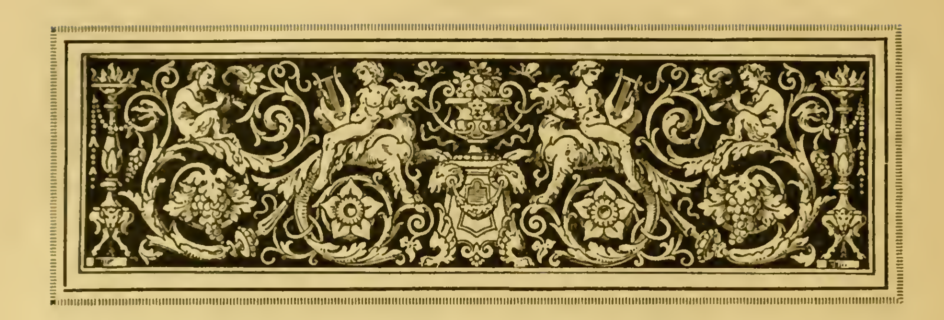
bezeichnet, welche Buchstaben (ohne Vokale) den Namen Echad ergeben, d. i. der Alleinige. Mit alledem hing die Zahl der Zauberschnuren oder Denkfäden der Rabbinen zusammen, die schon Abraham und Moses getragen haben sollen. Nach rabbinischem Gesetz sollte sich jeder bei der Vorbereitung auf Buß- und Bettage im Anschluß an Ps. 78, 38, welche Stelle 13 Worte enthält, die dreimal hergesagt werden sollten, 3 . 13 Hiebe geben lassen. — War die 7 eine Glückszahl, so noch mehr die 14 als 2 . 7. Selbst die Kirche hat diese 2 . 7 als heilige Zahl nicht verschmäht; man denke an die verschiedenen Wallfahrtsstätten und Klöster „zu 14 Heiligen", „14 Nothelfern;" an die 2 . 7 Engel, welche kleinen Kindern die Wacht halten:

„Abends, wenn ich schlafen geh'
14 Engel bei mir stehn" ꝛc.

Weil die 13 diese Zahl nicht erreicht, wurde sie Unglückszahl. Wenn zufällig 13 zusammen sind, stirbt eins; wenn 13 bei Tisch sitzen, giebt's Unglück oder wenigstens Verdruß, weshalb jetzt noch sehr viele, selbst gebildete, diese Zahl ängstlich meiden. Wie im Dornröschen die 13. Fee das Dornröschen verflucht, weil sie keinen goldenen Teller bekommen hat, so im Märchen „la belle au bois dormant" die 7. Fee die Prinzessin, weil sie nicht Taufzeugin geworden.

Selbst in der Natur, im Entwickelungsgange animalischer Wesen, tritt die 7 vielfach hervor. Schon Varro (Hebdomades, wovon Gellius Noct. Attic. einen Auszug) und Philo (de opific. mundi) beschäftigten sich mit dem Vorkommen der Siebenheit in der Natur. Die Alten, welche den menschlichen Körper gern als Mikrokosmos auffaßten, setzten denselben aus 7 Hauptteilen zusammen (Kopf, Brust, Unterleib, zwei Arme, zwei Beine) und stellten 10 oder 7 Lebensabschnitte zu je 7 Jahren auf. „Unser Leben währet 70 Jahre" be-

ginnt eine Stelle im Psalter. Philo sagt, daß auch Solon und Hippokrates 7 solcher Perioden angenommen. Die Platoniker unterschieden 7 Teile der unvernünftigen Seele und ihr entsprechend 7 Arten von Körperbewegungen. Eine alte und sehr verbreitete Regel sagt: Der Mensch zahnt nach 7, sitzt nach 2 . 7, geht nach 3 . 7, spricht nach 4 . 7, entsagt der Milch nach 5 . 7 Monaten; nach 7 Jahren wechselt er die Zähne, nach 2 . 7 Jahren beginnt die Pubertät, nach 3 . 7 Jahren endet das Wachstum. Die volle Mannshöhe rechnet man allgemein 7 Fuß. Dichter nennen aus diesem Grunde den Sarg wiederholt „das Haus von 7 Füßen". „Jemanden 7 Fuß höher hängen" hieß deshalb, ihn erhängen, weil die Füße den Boden nicht mehr erreichten. Zäune mußten vielfach gesetzlich 7 Fuß hoch sein. — Bei verschiedenen Kulturvölkern, z. B. Persern und Spartanern, begann die offizielle Erziehung der Knaben mit dem 7. Jahr und sie dauerte 7 Jahr. Auch Tristan bleibt bei seiner Pflegemutter 7 Jahr. Im Mittelalter wurden fürstliche und ritterbürtige Kinder gern mit 7 Jahren verlobt. — Die Warmblüter haben fast durchweg 7 Halswirbel und 7 Paar Rippen. Die Eier der Vögel werden im allgemeinen in 3 . 7 Tagen ausgebrütet. Allgemein glaubt das Landvolk: „7 Hornisse stechen ein Roß tot". Der „Siebenstern" (Trientalis europaea) mit seinen 7-zähligen Blüten ist bekannt durch seine eigentümliche Verbreitungsweise. Hellsehende oder Somnambulen verordnen ihre (Schwindel-) Mittel mit Vorliebe für 7, 2 . 7 und 3 . 7 Tage. „Die 7-tägige Krisenlehre, die sich der pythagoräischen Geltung der Zahl 7 anlehnte, spukt heute noch am Krankenbette." Regnet's am 7-schläfer oder am 7-brüdertage, so dauert's 7 Wochen. Der Regenbogen, das Symbol ewigen Friedens, erglänzt in 7 Farben.



9.

Der 9 begegnen wir überall als Signatur des Neuen; neu und neun ist ebenso verwandt als novum und novem. Wie die 3, von der indischen Trimurti bis zur christlichen Trinität, aus einer ursprünglichen Einheit hervorgegangen, so die 9 aus der 3. Als dreifache heilige Drei ist sie allein höheren Religionssystemen Zahl des Heils, Symbol geistiger Wiedergeburt. Gilt das Wort „Aller guten Dinge sind drei" als Inbegriff der Vollkommenheit, so wurde die 9 als Potenz der Drei zum Inbegriff der höchsten Vollkommenheit. Diese Auffassung ist Heidentum, Gnostizismus und Christentum gemeinsam, denn wenn die 9 der christlichen Kirche zum symbolischen Ausdruck des Leidens wurde, so geschah dies gerade deshalb, weil nach altchristlicher Ansicht Leiden und Martyrium zu vollendeter Vollkommenheit erforderlich waren. Daneben mußten auch die aus 3 × 9 und deren Vervielfältigung hervorgegangenen Zahlen an der Bedeutung der 9 partizipieren, als 33 u. 99, 81 als Produkt von 9.9. Im Heldenbuche erscheinen 54 u. 108 als stehende heilige Zahlen, in ungarischen Sagen 108 u. 216. Die Schrift stellt 99 Ge=

rechte einem bußfertigen Sünder gegenüber. Daneben erhielt die 99 als die Zahl, der noch eins am Hundert fehlt, in Sage und Märchen eine gewisse Bedeutung. Die Anwendung der 9 auf himmlische und irdische, ethische und physische, räumliche und zeitliche Verhältnisse wird zu unterscheiden sein. Insbesondere kennzeichnet die 9 die Zahl der Vervollkommnungsstufen, welche heidnische Religionen für die Seele setzen. 9 Himmel, 9 Welten, 9 Menschenalter, 9 Sphären, 9 Regionen sind die wechselnden Benennungen. Die nordische Mythe stellt 9 verschiedene Arten von Wesen mit 9 verschiedenen Himmeln auf. Die Kabbala spricht von 9 himmlischen Sphären mit 9 Ordnungen himmlischer Geister. Vgl. ausführlicher über diese 9 Welten W. Hahn im Archiv für neuere Sprachen 34, 440 2c. Noch Dantes Göttliche Komödie weist 9 Paradieseskreise auf, denen 9 Höllenringe gegenüber stehen. Fast will es scheinen, als seien die 9 Vormonate oder Vorstufen des physischen Lebens Vorbild geworden für diese 9 Grade oder Nachstufen des seelischen Lebens. Glaubte doch noch der große Theophrastus, durch Lebenspulver und -tinkturen den Toten nach 9-monatlichem Verschluß im Sarge wieder ins Leben zurückrufen zu können. Diese fortgesetzte Vervollkommnung versinnbildlichen auch die 9-maligen Geburten oder Inkarnationen verschiedener Götter; die 9 Geburten Heimdals im hohen Norden, die 9 Inkarnationen Wischnus im fernen Osten; die 9 Manus der Brahmanen, die 9 Buddhas der Buddhisten, die 9 Menschenalter des Tiresias. Ein großer Teil der Buddhisten, welcher 9 geistige Stufen annimmt, giebt seinen Tempeln 9 Etagen und Dächer, vgl. p. 220. Peking hat über jedem seiner alten 9 Thore einen solchen 9-Etagenbau; der Gouverneur von Peking heißt General der 9 Thore und die älteste Provinz des Reiches zerfällt in 9 Distrikte. Noch der mysteriöse Orden der Rosenkreuzer zählte 9 Grade.

Naturgemäß mußte die 9 Anwendung auf die sittlichen Reinigungen oder Lustrationen verschiedener Kulte finden, insofern als bei denselben 9 Tage oder der 9. Tag wesentlich erscheinen. Auch hierin wurden Götter zum Vorbild. 9 Tage und Nächte hing Odin an der Weltesche, um durch Wind und Tau gereinigt zu werden. 9 Tage dauerte die Reinigung Apolls bei den Carneen im Frühling, 9 Tage währten die eleusinischen Mysterien der Demeter im Herbst. Der Mysterientempel zu Eleusis bildete ein Vier-, der Vorhof ein Fünfeck; aus 4 und 5 setzten die Hellenen die heilige 9 zusammen. Bei den Parsen galt die Reinigung der heiligen 9 Nächte, in denen die heiligen Flammen brannten, als die kräftigste. Dabei wurde der Reinigungsort mit 9 Kreisen umzogen und ein Reinigungsstab mit 9 Knoten angewendet. Die heilige Hompflanze hieß „die 9-blättrige“ und die Schale, aus deren Öffnungen der Saft träufelte, „die 9-löchrige“. Bei den großen Lustrationen der Brahmanen brannten 9 mit 9-erlei Holz unterhaltene Feuer um den Altar, die den 9 Sternkreisen der Brahmanenlehre entsprechen. Überhaupt tritt die 9 zum göttlichen Feuer, dem Elemente, welchem die intensivste Läuterungskraft innewohnte, in die engste Beziehung. Die Römer glaubten, daß Blitze von 9 Göttern geschleudert würden. Mit dieser Blitz- oder Gewitterneun hängt die 9-zahl der Kegel im Kegelspiel, welches religiösen Ursprungs ist, zusammen. Überall wird das Rollen und Krachen des Donners mit dem Rollen der Kugel und dem Fall der Kegel verglichen. In den Rheinlanden sagt man noch bei heftigen Donnerschlägen: „da fallen alle 9“. 9 Tage brauchte Hephästos, vgl. p. 34, zu seinem Sturze aus dem Olymp auf die Insel Lemnos; 9 Tage wurde jährlich auf dieser Insel alles Feuer ausgelöscht, bis ein Schiff von Delos neues brachte. Über die Bedeutung der 9 im kretischen Feuerkulte vgl. Höck, Kreta I. Die kretischen Mysterien

forderten 3 . 9 Tage. Im Norden war die 9 dem Sonnen- und Feuergott Fro geheiligt, weshalb Sonnen- und Feuerräder ursprünglich 9 Speichen zählten, die sich auf den jährlichen Sonnenlauf, d. i. auf die 3 Jahreszeiten mit je 3 Abteilungen bezogen. Auch das Sonnenrad am Grabmale Childerichs zu Tournay zeigt diese 9 Speichen. Dementsprechend nahm man bei Entzündung der Notfeuer, vgl. p. 41, statt eines Pfahles oft 9 Spindeln, wobei wiederum an den Stricken 9 oder 9 . 9 Jünglinge zogen. Das Feuer wurde häufig mit 9-erlei Holz unterhalten. In Frankreich war es noch spät Sitte, 9mal über Johannisfeuer zu springen; junge Mädchen besuchten gewöhnlich 9 derselben. — Bei Griechen und Römern wurden Neugeborne am 9. Tage zwischen zwei Feuern hindurchgetragen, wobei sie den Namen erhielten. Es war eine Feuertaufe. In der griechisch-orthodoxen Kirche wird am 9. Tage nach dem Tode unter Kerzenglanz die große Totenmesse abgehalten. Bei den Sicilianern hat das Weihnachtsfest eine 9-tägige Vorfeier, Novena, während welcher die Betenden vor den Madonnenbildern 9 Lichter anbrennen. Blinde Musiker, welche in dieser Zeit vor den Häusern eine bestimmte Musik ausführen, erhalten herkömmlich 9 Grassi (kleine Münzen). — Frühe wurde die 9 auch mit dem Wasser als Reinigungsmittel in Verbindung gebracht. In der Mythe von Vali, der seinen Sohn Valint durch den 9 Ellen tiefen Grönasund trägt, findet sich das Vorbild einer Wassertaufe. Nach dem Volksglauben wirft Wasser Leichen und sonstigen Unrat nach 9 Tagen von selbst aus. Gläubige Juden besprengen sich bei Leichenwaschungen 9mal mit Wasser und halten darauf, daß die Leiche 9 Maß Wasser bekommt.

Die 9 mußte auf Opfer und Opferbräuche übergehen. Odin weihte sich selbst durch 9 Speerstiche dem Tode. Numa, der sagenhafte Religionsstifter der Römer, soll 3 . 9

Altäre geweiht haben. Thietmar von Merseburg sagt, daß bei sämtlichen heidnischen Deutschen aller 9 Jahr ein großes Opferfest stattfinde, wobei 99 Menschen geopfert würden. Ganz dasselbe berichtet Adam von Bremen von den Skandinaviern. Das große Volks- und Opferfest zu Upsala wurde in 9-jährigen Zwischenräumen gefeiert, währte 9 Tage und forderte von bestimmten Gattungen je 9 Tiere. Bei dem großen Opferfeste zu Lethra sollen je 99 Menschen, Pferde, Hunde, Hähne, Habichte der Gottheit geweiht worden sein. Selbst bei den Slaven findet sich diese Opferneun. Rethra bei Neubrandenburg, „das Pantheon aller slavischen Völker an der Ostsee", war auf 9 Inseln erbaut (von denen drei durch Otto I. 955, alle durch Heinrich den Löwen 1150 zerstört wurden). Noch heute schreibt das Volk einer Würgerart, dem 9-töter, 9 Opfer (in sehr profanem Sinne) zu. — In einem der ältesten und großartigsten Heiligtümer, dem berühmten Grottentempel bei Anurapura auf Ceylon, ist die 9 als heiliges Maß systematisch durchgeführt: die erste Grotte ist 6 . 9′ lang, 3 . 9′ breit, 3 . 9′ hoch; die zweite 10 . 9′ lang, 9 . 9′ breit, 4 . 9′ hoch; die dritte 21 . 9′ lang, 10 . 9′ breit, 5 . 9′ hoch. — Das alte keltische Heiligtum auf der Insel Sena (Sain) zählte 9 Priesterinnen, gleich dem auf einer kleinen Insel der Loiremündung. Daß derartige Kollegien wohl allgemein bestanden, scheinen die verbreiteten Sagen von 9 weißen Frauen, 9 verzauberten Feen, die sich an keltisch-heilige Orte knüpfen, zu beweisen. Den Heilbrunnen bei Gloucester sollen noch 9 Feen hüten. Die Sagen sind sogar in die christliche Kirche übergegangen, welche mehrere 9-kirchen aufzuweisen hat, die ihren Namen nach 9 erschienenen Jungfrauen oder einem 9 mal wiedergefundenen Marienbilde führen. Die Legende läßt den heiligen Patrik von 9 Druiden überfallen werden und die Hatz des Ebers (Heidentum) durch Artus (Christentum) währt 9 Tage.

Auch mit dem Jahreslaufe und seinen regelmäßig wechselnden Naturerscheinungen verknüpfte sich vielfach die 9. Die dreiköpfige Hydra, welche sich auf die drei Jahreszeiten des Orients bezieht, wird bei Apollodor zur 9-köpfigen, die auf die jedesmalige Dreiteilung der einzelnen Jahreszeiten, auf 9 Monate weist. In ganz ähnlicher Weise steigen die 3 nordischen Walkyren auf 6, später auf 9, ja auf 2 . 9, deren 9 schwarze nach Norden, 9 weiße nach Süden reiten. Dies erinnert wieder an eine Anzahl nordischer Sagen, nach welchen Riesen mit 3, 6, 9 Köpfen vorkommen, die bei Tys' Großmutter sogar zu 900 werden. Die Verbindung von 12 und 9 weist stets auf den Jahreslauf; so die 12 . 9 Knoten der Brahmanenschnur, die 12 . 9 Frauen Wischnus, die 12 . 9 Freier der am Zeitgewande webenden Penelope. Die skandinavische Mythe von der wilden Skadi, die mit dem milden Njörd eine unglückliche Ehe führt, weist auf den Wechsel der 9 grimmigen Wintermonate mit den 3 freundlichen Sommermonaten. Die 9 Telchinen, Korybanten, Kureten stehen zu Zeus als Jahresgott in Beziehung. Der Mythe vom Minos, welcher 9 Monate die Artemis verfolgt, allemal 9 Jahr (Monate) über Kreta herrscht, aller 9 Jahr die Offenbarung des Zeus empfängt, aller 9 Jahr (Monate) in die Idäische Grotte (Winter) hinabsteigt, um das Regiment von neuem zu beginnen, liegt nichts anderes als der jährliche Sonnenlauf zu Grunde. Priamus trauert 9 Tage um seinen Sohn Hektor. Bei den Hellenen, insbesondere bei den Doriern, fand sich seit alter Zeit ein sogenanntes großes Jahr, ein Cyklus von 99 Monaten (von 96 laufenden und 3 Schaltmonaten), auf dessen Schluß die pythischen Spiele fielen. Mit dieser Zeiteinteilung steht auch die altspartanische Sitte in Verbindung, die Königswahl aller 9 Jahr einer Bestätigung zu unterwerfen, woran noch spät die Sternbeobachtungen der Ephoren in einer mondlosen Nacht des je

9. Jahres erinnerten. Die 9-zahl im Zeitmaße der Hellenen veranlaßte auch die Sage von der 9-saitigen Leier des Orpheus, der dann wieder die 9-zahl der Musen entspricht. Ursprünglich war eine Muse, dann 3, zuletzt 9. Auf einem herkulanischen Gemälde, welches die 9 Musen auch archäologisch erweist, spielt Erato auf einer 9-saitigen Lyra. Hesiod bezeichnet die 9 Musen als Kinder des Zeus und der Mnemosyne und führt die Namen „der 9 holden Sängerinnen" in folgender Reihenfolge an: Klio, Euterpe, Thalia, Melpomene, Terpsichore, Erato, Polymnia, Kalliope, Urania, d. i. die Tönende, Fröhliche, Blühende, Gesangkundige, Tanzlustige, Liebende, Hymnenreiche, Schönantlitzige, Himmlische. Den 9 Musen stehen die 9 Pieriden gegenüber, die in Elstern verwandelt wurden. Dagegen sind die 9 Töchter des skandinavischen Wassergottes Oegis, die 9 Mütter Heimdals, die 9 Nixen in der Sage von Hialmter und Oelver ebenso Personifikationen einzelner Wasser- und Meereserscheinungen, als die 9 oder 2 . 9 Töchter des (Sturm-) Riesen Oeskrud und der Kula Verkörperungen von Luft- und Winderscheinungen.

Als Zahl der Vollkommenheit und des Göttlichen mußte die 9 auch Zahl der Wahrheit und Weissagung werden und damit zugleich juristische Bedeutung gewinnen. Die 9 Vögel, welche die heilige Schlange aus einem Neste der Platane Agamemnons fraß, zeigten die 9-jährige Belagerung und den endlichen Fall Trojas an (welcher Beziehung offenbar eine ältere Deutung zu Grunde lag). Die heiligen Rosse der Germanen ließ man bei wichtigen Befragungen über 9 in bestimmte Ordnung gelegte Speere schreiten. Angeklagte mußten in schwierigen Fällen über 9 glühende Pflugscharen gehen. Nach Warren Hastings Asiatische Altertümer sollen die Hindus noch jetzt 9-erlei Ordalien anwenden. Das friesische Recht gestattete Eltern den Besitz von höchstens 9 Kindern.

Der freie Mann, welcher eine Leibeigene geheiratet, durfte sich fortan dem Richterstuhle nur auf 9 Schritt Entfernung nähern. — Der Übergang der 9 in eine ganze Reihe von Bräuchen, die nicht zum Kultus im engeren Sinne gehörten, die aber doch ursprünglich in religiösen Anschauungen wurzelten, erfolgte von selbst. Dabei tritt besonders die enge Beziehung der 9 zu den Pflanzen hervor. Die vielverwendeten Lebens-, Glücks- oder Quikruten wurden mit Vorliebe aus 3, 6, 9 Zweigen hergestellt. Im Anschluß an das 9-erlei Holz, mit dem die Mitsommer-, dann die Johannis-, später wohl auch die Weihnachtsfeuer entzündet wurden, fand sich durch ganz Deutschland die Sitte, in diese Feuer 9-erlei bestimmte Kräuter oder 9 Sträuße zu werfen, um Krankheit und bösen Zauber fernzuhalten. Kränze von 9-erlei Blumen wurden von jungen Mädchen am Johannistage rückwärts nach Bäumen geworfen, um daran hängen zu bleiben, aus der Zahl der vergeblichen Würfe auf die Zahl der noch ledigen Jahre zu schließen. Sträuße von 9-erlei Blumen wurden an diesem Tage jungen Mädchen von Burschen ins Haus geworfen und die Annahme des Straußes der Verlobung gleich erachtet. Sträuße von 9-erlei bestimmten Blumen in den Häusern galten als Schutzmittel gegen Blitzschlag. Nach alter deutscher Sitte wurde am grünen Donnerstage ein Gemüse von 9-erlei frischen Kräutern gegessen (Bachbunge, Brunnenkresse, Schlüsselblumen, Holundersprossen, Merk, Frauenmantel, Lauch, Nessel, Sauerklee). Später ist diese Sitte auf Weihnachten übergegangen, indem sonst allgemein, jetzt noch häufig am heiligen Abende 9 Gerichte aufgetragen werden, die schließlich in einem russischen Salate aus 9-erlei Bestandteilen vereinigt wurden. In der Gegend um Adorf im sächsischen Erzgebirge soll jetzt noch das Vieh 9-erlei Futter erhalten. — Auch zu Liebe und Heirat wurde die 9 am Weihnachts-

oder Sylvesterabende in Beziehung gebracht. Heiratslustige Mädchen setzten sich 9 Hüte auf und stellten sich nacheinander auf 9 Thürschwellen, um unter mancherlei Formeln zu erfahren, ob ihnen das kommende Jahr einen Mann bringe. In der Zwickauer Gegend setzten junge Mädchen 9 verschiedene Dinge auf einen Tisch, um nach dreimaligem Rundgange mit verbundenen Augen danach zu greifen und aus dem ergriffenen Gegenstande auf die Zukunft Schlüsse zu ziehen. Ähnliches geschah in der Hofer Gegend am Sylvesterabende. Anderweit werden noch zu ähnlichem Zwecke von 9 versammelten Mädchen Versuche mit 9 Mehlhäufchen angestellt. — Salben und Tränken aus 9-erlei bestimmten Pflanzen schrieb man sichere Heilkraft in allerlei Krankheiten zu, insbesondere auch den vielerwähnten Hexensalben. In der Gegend von Reichenbach im Vogtlande nennt man Syrup Rhei, den man kleinen Kindern gegen Schlaflosigkeit giebt, Neunerleilust. 9 Stückchen Holz von Holunder, dem alten heiligen Hausbaume, den Kindern um den Hals gehängt, bewahren vor Krankheit und sonstigem Unfall. Die Massuren übergossen Kranke mit Wasser, in dem 9-erlei Holz gelegen, zu welchem Zwecke anderweit auch 9.9 Holzstückchen von einem Kirschbaume benutzt wurden. Hielt man ein Kind für verhext, so wurde das Zimmer mit 9-erlei Holz geräuchert. Wer in der Christnacht während der Christmetten auf einem Schemel von 9-erlei Holz stand oder 9-erlei Holz bei sich trug, vermochte die anwesenden Hexen zu erkennen. Kurz 9-erlei Holz diente zu allerlei Zauberei und Hexerei. Saßen 9 Elstern beisammen, so war eine Hexe darunter. Die Esthen wickeln einen roten Wollfaden mit 9 Schlingen, die sie unter Hersagung gewisser Sprüche in 9 Knoten zusammenziehen, als sicher heilend um schwere Wunden. Eine Schlangenhaut, am Georgstage abgezogen und 9 Tage um den Hals getragen, vertreibt das Fieber.

Auf der anderen Seite trat die 9 aber auch später zu den Leiden der Menschheit vielfach in Beziehung. Solche Plagen stellen dar die 9 bösen Töchter der nordischen Ran, die 9 häßlichen Söhne der finnischen Pohjolan Emendä, die 9 Söhne der Laumavatar, die 9 Schwestern, welche nach einem russischen Volksliede die Menschen mit Krankheiten heimsuchen. Das Volk zählte 9 gemeingefährliche Epidemieen. In geradezu auffälliger Weise wird die 9 zur Gicht, dieser unheimlichsten aller Krankheiten, in Beziehung gebracht. Schon in einem altsächsischen Segen wird sie mit einem Wurme und dessen 9 Jungen verglichen. In einer anderen Formel heißt sie „99-erlei Gicht". Bei den zahlreichen Verbannungsbräuchen derselben kommt überall 9-maliges Bücken, Wälzen, Kriechen ꝛc. vor. Noch heut sagt das Volk, daß die Gicht je drei Tage komme, stehe, gehe, was 9 Tage ergiebt. Vielerorts gingen Fieberkranke über 9 Feldraine, um das Übel loszuwerden. In alten Zauberformeln werden Krankheiten über 9 Grenzen, recht weit weg verbannt. Damit hängt offenbar der Glaube zusammen, daß der Teufel, sobald er die Worte „das Blut Jesu Christi" höre, durch 9 Wände renne. Dem schließt sich die Redensart „Maria war hinter 9 Thüren versteckt" an. In der Gegend von Innsbruck ging (geht?) sogar die barbarische Redensart: von zehn Jungfrauen fahren 9 zum Teufel. Anderseits aber heißt es auch:

„Das Glück kommt von ohngefähr
Wohl über 90 Stunden her."

Die in Märchen und Sagen erwähnten Rattenkönige bilden 9 mit den Schwänzen zusammengewachsene Ratten. In Seeschiffen, wo häufig Ratten hausen, spielte die 9-schwänzige Ratte ihre traurige Rolle; der 9-fältige

Skorpion war gleichsehr gefürchtet. — Doch auch dem Humor diente die 9. Ein Volkslied des 16. Jahrhunderts giebt der schwäbischen Tafelrunde in satirischer Weise 9 Helden; in einem anderen, einem lustigen Schneiderliede, lautet Überschrift und Refrain übereinstimmend:

„90 × 9 × 99“.







